I Love Dick

Chris Kraus

I LOVE DICK

Aus dem amerikanischen Englisch von Kevin Vennemann

Danksagung

Ich möchte den folgenden Menschen danken, die mit ihrem Zuspruch und Rat geholfen haben: Romy Ashby, Jim Fletcher, Carol Irving, John Kelsey, Ann Rower und Yvonne Shafir. Außerdem danke ich Eryk Kvam für die Rechtsberatung, Catherine Brennan, Justin und Andrew Berardini fürs Korrekturlesen und die Faktenüberprüfung, den Lektoren Ken Jordan und Jim Fletcher, Marsie Scharlatt für einen Einblick in und hilfreiche Informationen zur Fehldiagnose von Schizophrenie; und Sylvère Lotringer wie immer für alles.

Inhalt

Teil 1: Szenen einer Ehe	7
Teil 2: Jeder Brief ist ein Liebesbrief	127
Route 126	151
Die Exegese	183
Itzig-Kunst	204
Sylvère und Chris schreiben Tagebuch	226
Monster	230
Add It Up	242
Dick schreibt zurück	288

TEIL 1 SZENEN EINER EHE



3. Dezember 1994

Chris Kraus (39), experimentelle Filmemacherin, und Sylvère Lotringer (56), College-Professor in New York, essen gemeinsam mit Dick _____, einem Bekannten Sylvères, in einer Sushi-Bar in Pasadena zu Abend. Dick ist Kulturwissenschaftler, kommt ursprünglich aus England und hat seinen Wohnsitz vor Kurzem von Melbourne nach Los Angeles verlegt. Chris und Sylvère haben Sylvères Forschungstrimester in einer Hütte in Crestline verbracht, einer kleinen Stadt in den San Bernardino Mountains, etwa 90 Minuten außerhalb von Los Angeles. Weil Sylvère im Januar wieder unterrichtet, müssen sie schon bald nach New York zurückkehren. Während des Essens besprechen die Männer die jüngsten Entwicklungen postmoderner Theorie, und Chris, die keine Intellektuelle ist, bemerkt, dass Dick ihr wiederholt Blicke zuwirft. Dicks Aufmerksamkeit verleiht ihr ein Gefühl von Stärke, und als die Rechnung kommt, holt sie ihre Diners-Club-Kreditkarte hervor. »Bitte«, sagt sie. »Lasst mich bezahlen.« Im Radio wird für den San-Bernardino-Highway Schneefall angekündigt. Großzügig lädt Dick die beiden ein, die Nacht in seinem Haus in der Wüste des Antelope Valley zu verbringen, knapp 130 Kilometer entfernt.

Chris will aus ihrer Paarhaftigkeit ausbrechen, also erwärmt sie Sylvère für den Nervenkitzel einer Fahrt in Dicks prächtigem und uraltem Thunderbird Cabrio. Sylvère, der einen T-Bird nicht von anderen Vögeln unterscheiden kann und dem sowieso alles egal ist, willigt ein, wenn auch irritiert. Gesagt, getan. Voller Sorge beschreibt Dick ihr äußerst ausführlich den Weg. »Beruhig dich«, un-

terbricht sie ihn und lächelt. »Ich fahr dir einfach ganz dicht hinterher«, und das tut sie dann auch. Sie ist ein wenig angeheitert, gibt gleichmäßig Gas und fühlt sich an ihre Performance Car Chase erinnert, die sie mit 23 im St. Mark's Poetry Project in New York aufgeführt hat. Sie und ihre Freundin Liza Martin waren einem extrem gut aussehenden Porschefahrer ganz dicht einmal quer durch Connecticut über den Highway 95 gefolgt. Irgendwann fuhr er auf einen Rastplatz ab, doch als Liza und Chris ausstiegen, rauschte er davon. Die Performance war zu Ende, als Liza auf der Bühne aus Versehen, aber in echt, Chris' Hand mit einem Küchenmesser durchstieß. Blut floss, und alle fanden Liza umwerfend sexy und gefährlich und wunderschön. Unter ihrem flauschigen, sehr knappen Top sprang ihr Bauch hervor, ihre Netzstrumpfhose riss am grünen Vinylminirock auf, und als sie sich zurückschwang, um ihren Schritt zu zeigen, sah sie wie die allerbilligste Hure aus. Ein Star war geboren. Niemand im Publikum fand jedoch Chris' blasses anämisches Äußeres und ihren durchdringend starren Blick auch nur entfernt einnehmend. Wie hätte man auch? Eine Frage, die vorübergehend zurückgestellt worden war. Doch das hier war jetzt eine ganz andere Welt. Die Musikwunschleitungen von 92.3 The Beat brummten. Los Angeles nach den Unruhen, eine auf Glasfasernerven gefädelte Stadt. Dicks Thunderbird befand sich immerzu irgendwo in Sichtweite, die beiden Fahrzeuge waren über das steinerne Flussbett des Highways hinweg auf unsichtbare Weise miteinander verknüpft, so wie John Donnes Augäpfel. Und diesmal war Chris allein.

Bei Dick zuhause entfaltet sich die Nacht wie jener feuchtfröhliche Weihnachtsabend in Eric Rohmers Film *Meine Nacht bei Maud*. Chris bemerkt, dass Dick mit ihr flirtet. Seine unermessliche Intelligenz reicht weit über alle PoMo-Rhetorik hinaus und lässt eine grundsätzliche Einsamkeit erkennen, derer sich nur sie und er bewusst sind. Benommen erwidert Chris seine Blicke. Um zwei Uhr morgens spielt Dick ihnen ein Video vor, das im Auftrag des englischen öffentlich-rechtlichen Fernsehens entstanden ist und in dem er als Johnny Cash verkleidet auftritt. Er spricht von Erdbeben und Aufständen und über sein rastloses Verlangen nach einem Ort, den er als Zuhause bezeichnen kann. Zwar formuliert Chris sie noch nicht aus, doch ihre Reaktion auf Dicks Video ist sehr komplex. Als Künstlerin findet sie Dicks Arbeit hoffnungslos naiv, sie hat jedoch ein Faible für bestimmte Formen schlechter Kunst. Für Kunst, die einen Einblick ermöglicht in die Hoffnungen und Wünsche ihres Schöpfers. Schlechte Kunst macht ihre Betrachter sehr viel aktiver. (Jahre später wird Chris begreifen, dass ihre Vorliebe für schlechte Kunst den starken Gefühlen entspricht, die Jane Eyre für Rochester empfindet, einen sehr durchschnittlichen, pferdegesichtigen Junkie: Üble Burschen machen erfinderisch.) Doch Chris behält diese Gedanken für sich. Weil sie sich so gut wie nie in theoretischer Sprache ausdrückt, erwartet niemand allzu viel von ihr, und längst hat sie sich daran gewöhnt, sich ganz allein für sich und schweigend an vielschichtigen Komplexitäten zu berauschen. Chris' unausgesprochener Doppelsalto in Bezug auf Dicks Video führt dazu, dass sie sich nur noch mehr zu ihm hingezogen fühlt. Sie träumt die ganze Nacht von ihm. Doch als Chris und Sylvère am nächsten Morgen auf dem Schlafsofa aufwachen, ist Dick verschwunden.

4. Dezember 1994, 10 Uhr

Sylvère und Chris verlassen Dicks Haus, widerwillig und an diesem Morgen allein. Chris stellt sich der Herausforderung, eine dieser Dankesnotizen zu improvisieren, die man zurücklassen muss. Sylvère und sie frühstücken bei International House of Pancakes in Antelope. Weil die beiden nicht mehr miteinander schlafen, erhal-

ten sie ihre Intimität via Dekonstruktion aufrecht, d.h. sie erzählen einander alles. Chris erzählt Sylvère, dass sie glaubt, dass Dick und sie soeben einen Konzeptfick erlebt haben. Dicks Verschwinden am Morgen danach habe diese Erfahrung lediglich vollendet und ihr einen subkulturellen Subtext verliehen, den Dick und sie nun miteinander teilen. Sie fühlt sich an all ihre verschwommenen Einmalficks mit Männern erinnert, die zur Tür hinaus waren, bevor sie die Augen öffnen konnte. Sie trägt Sylvère ein Gedicht von Barbara Barg zu diesem Thema vor:

What do you do with a Kerouac
But go back and back to the sack
with Jack
How do you know when Jack
has come?
You look on your pillow and
Jack is gone ...

Und dann war da noch die Nachricht auf Dicks Anrufbeantworter. Als sie am Abend zuvor ins Haus kamen, zog Dick seinen Mantel aus, goss ihnen Drinks ein und drückte auf die Wiedergabetaste. Die Stimme einer sehr jungen, sehr kalifornischen Frau setzte an:

Hi Dick, Kyla hier. Dick, e-es tut mir leid, dass ich dich immer wieder zuhause anrufe, und jetzt habe ich deinen Anrufbeantworter dran, und ich wollte nur sagen, dass es mir leidtut, dass gestern Nacht irgendwie nichts so richtig funktioniert hat, und – ich weiß, es ist nicht dein Fehler, aber ich glaube, dass ich dir eigentlich nur dafür danken wollte, dass du ein so netter Mensch bist ...

»Das ist mir jetzt ziemlich peinlich«, murmelte Dick auf sehr reizende Weise, während er die Wodkaflasche öffnete. Dick ist 46 Jah-

re alt. Hatte diese Nachricht zu bedeuten, dass er am Ende ist? Und könnte er gerettet werden, falls er denn tatsächlich am Ende ist, indem er eine Konzeptromanze mit Chris einginge? War der Konzeptfick nur ein erster Schritt? Während der nächsten paar Stunden diskutieren Sylvère und Chris darüber.

4. Dezember 1994, 20 Uhr

Zurück in Crestline kann Chris nicht aufhören, über diesen Abend mit Dick nachzudenken. Also fängt sie an, eine Erzählung mit dem Titel *Abstrakte Romantik* zu schreiben, die von ihm handelt. Es ist ihre erste Erzählung seit fünf Jahren.

»Es begann im Restaurant«, beginnt sie. »Es war früher Abend, und wir lachten alle ein wenig zu viel.«

Immer wieder wendet sie sich in dieser Erzählung an David Rattray, weil sie überzeugt davon ist, dass Davids Geist während der Autofahrt letzte Nacht bei ihr war und ihren Pick-up-Truck über den gesamten Highway 5 vor sich hergeschoben hat. Chris, Davids Geist und der Truck waren zu einer einzigen sich vorwärts bewegenden Einheit verschmolzen.

»Letzte Nacht habe ich mich so gefühlt«, schrieb sie an Davids Geist, »wie ich es bisweilen tue, wenn sich mit einem Mal ganz neue und wahnsinnig aufregende Aussichten aufzutun scheinen – dass du hier warst: ganz dicht neben mir geschwebt bist, irgendwo zwischen meinem linken Ohr und meiner Schulter, so verdichtet wie ein Gedanke.«

Sie dachte andauernd an David. Es war geradezu unheimlich gewesen, dass Dick, als hätte er ihre Gedanken gelesen, irgendwann mitten in dem versoffenen Gespräch der letzten Nacht ganz unvermittelt sagte, wie sehr er Davids Bücher verehre. David Rattray war ein verwegener Abenteurer gewesen und ein Genie und ein Moralist, der bis zum Augenblick seines Todes im Alter von 57 Jahren regelmäßig den unmöglichsten Schwärmereien erlag. Und jetzt spürte Chris, wie Davids Geist sie dazu drängte, ihre eigene Schwärmerei zu begreifen und zu begreifen, wie der geliebte Mensch zu einer Warteschleife werden kann für all die zerfransten Enden sämtlicher Erinnerungen, Erfahrungen und Gedanken, die man in seinem Leben angesammelt hat. Also begann sie Dicks Gesicht zu beschreiben, »blass und lebhaft, gute Knochen, rötliches Haar und tiefliegende Augen«. Während sie schrieb, behielt sich Chris sein Gesicht vor Augen, und dann klingelte das Telefon, und es war Dick.

Chris schämte sich schrecklich. Sie fragte sich, ob er nicht eigentlich für Sylvère anrief, doch Dick erkundigte sich gar nicht nach ihm, also blieb sie in der kratzenden Leitung. Dick rief an, um sein Verschwinden in der Nacht zuvor zu erklären. Er war früh aufgestanden und nach Pearblossom rübergefahren, um sich ein paar Eier mit Speck zu holen. »Ich leide ein bisschen an Schlaflosigkeit, weißt du.« Als er ins Antelope Valley zurückgekehrt sei und festgestellt habe, dass sie weg waren, sei er ernsthaft überrascht gewesen.

An dieser Stelle hätte Chris ihm ihre eigene, weithergeholte Interpretation der Dinge darlegen können: Hätte sie es getan, wäre diese Geschichte anders verlaufen. Doch die Verbindung war zu schlecht und sie fürchtete sich ohnehin schon vor ihm. Fiebernd dachte sie darüber nach, ob sie ein nächstes Treffen vorschlagen sollte, tat es aber nicht, und dann legte Dick auf. Chris stand in ihrem provisorisch eingerichteten Büro und schwitzte. Dann rannte sie die Treppe hinauf, um Sylvère zu suchen.

5. Dezember 1994

Sylvère und Chris waren allein in Crestline und verbrachten den größten Teil der vergangenen Nacht (Sonntag) und dieses Morgens (Montag) damit, über Dicks Dreiminutenanruf zu sprechen. Warum zieht Sylvère das eigentlich alles überhaupt nur in Betracht? Möglich, dass Chris zum ersten Mal seit letztem Sommer wirklich lebendig und munter zu sein scheint, und weil Sylvère sie liebt, erträgt er es nicht, sie traurig zu sehen. Möglich, dass er mit seinem Buch über die Moderne und den Holocaust in einer Sackgasse gelandet ist, und dass es ihm davor graust, nächsten Monat an seine Lehrerstelle zurückkehren zu müssen. Möglich, dass er pervers ist.

6. bis 8. Dezember 1994

Dienstag, Mittwoch und Donnerstag dieser Woche verstreichen undokumentiert, verschwommen. Falls wir uns richtig erinnern, verbrachten Chris Kraus und Sylvère Lotringer die Dienstage dieses Trimesters in Pasadena und unterrichteten dort am Art Center College of Design. Wollen wir versuchen, ihre Tage zu rekonstruieren? Sie stehen um acht Uhr auf, fahren den Hügel hinunter, auf dem Crestline liegt, holen sich in San Bernardino Kaffee, nehmen den Highway 215 bis zum Freeway 10 und sind dann eineinhalb Stunden unterwegs, bevor sie unmittelbar nach dem schlimmsten Verkehr in L.A. ankommen. Wahrscheinlich sprachen sie den größten Teil der Fahrt über Dick. Und doch müssen sie, weil sie vorhaben, Crestline in weniger als zehn Tagen, am 14. Dezember, zu verlassen (Sylvère über die Feiertage nach Paris, Chris nach New York), auch kurz Logistisches besprochen haben. Eine ruhelose Sehnsucht ... Sie fuhren durch Fontana und Pomona, durch eine

bedeutungslose Landschaft, der eine sehr uneindeutige Zukunft bevorstand. Während Sylvère seine Vorlesung über den Poststrukturalismus hielt, fuhr Chris nach Hollywood, um einige Pressefotos für ihren Film abzuholen und Käse bei Trader Joe's einzukaufen. Dann fuhren sie nach Crestline zurück und in Schleifen den Berg hinauf durch Dunkelheit und dichten Nebel.

Mittwoch und Donnerstag verschwinden. Ganz offensichtlich wird es Chris' neuer Film nicht sehr weit bringen. Was soll sie als Nächstes tun? Ihre ersten künstlerischen Erfahrungen hatte sie in den Siebzigern gemacht, als sie an einer Reihe verdrogter Psychodramen mitwirkte. Die Vorstellung, dass Dick eine Art Spiel zwischen ihnen vorgeschlagen haben könnte, ist unglaublich aufregend. Sie erklärt es Sylvère wieder und wieder. Sie fleht ihn an, Dick doch anzurufen und nach irgendeinem Hinweis zu bohren, dass er an sie denkt. Und falls er das tut, würde sie ihn anrufen.

Freitag, 9. Dezember 1994

Sylvère ist ein europäischer Intellektueller, der Proust unterrichtet und sehr bewandert ist in der Analyse all der zahllosen winzigen Einzelheiten der Liebe. Doch wie lange kann man einen einzigen Abend und einen dreiminütigen Anruf auseinandernehmen? Sylvère hat bereits zwei unbeantwortete Nachrichten auf Dicks Anrufbeantworter hinterlassen. Und Chris hat sich in ein aufgekratztes Emotionsbündel verwandelt, das zum ersten Mal seit sieben Jahren sexuell erregt ist. Also schlägt Sylvère ihr am Freitagmorgen schließlich vor, dass sie Dick doch einen Brief schreiben solle. Weil sie sich schämt, fragt sie ihn, ob er ihm nicht auch einen schreiben möchte. Sylvère willigt ein.

Ist es normal, dass Ehepaare gemeinsam an *Billets-doux* arbeiten? Wären Sylvère und Chris nicht derart militant gegen die Psy-

choanalyse, hätten sie diesen Moment wohl als Wendepunkt betrachtet.

BEWEISSTÜCK A:

Chris' und Sylvères erste Briefe

Crestline, Kalifornien 9. Dezember 1994

Lieber Dick,

es muss der Wüstenwind sein, der uns in jener Nacht zu Kopf gestiegen ist, vielleicht auch der Wunsch, das Leben ein wenig zu fiktionalisieren. Ich weiß es nicht. Wir sind uns erst ein paar Mal begegnet, doch ich mochte dich sofort und verspürte den Wunsch, dir näher zu sein. Obwohl wir völlig verschiedener Herkunft sind, haben wir beide versucht, mit unserer Vergangenheit zu brechen. Du bist ein Cowboy. In New York war ich zehn Jahre lang Nomade.

Lass uns also noch einmal auf jenen Abend bei dir zuhause zu sprechen kommen: die herrliche Fahrt in deinem Thunderbird von Pasadena an das Ende der Welt, ich meine ins Antelope Valley. Es war ein Treffen, das wir fast ein Jahr lang immer wieder verschoben hatten. Und das nun sehr viel wahrhaftiger war, als ich es mir vorgestellt hatte. Doch wie bin ich da nur reingeraten?

Ich will über jenen Abend bei dir zu Hause sprechen. Ich hatte das Gefühl, dass ich dich irgendwie kenne und dass wir einfach das sein konnten, was wir gemeinsam sind. Doch jetzt höre ich mich schon so an wie die Tussi, deren Stimme wir in jener Nacht versehentlich auf deinem Anrufbeantworter gehört haben ...

Sylvère

Lieber Dick,

weil Sylvère den ersten Brief geschrieben hat, finde ich mich nun in diese merkwürdig reaktive Rolle gedrängt – wie Charlotte Stant im Verhältnis zu Sylvère alias Maggie Verver, wenn wir in Henry James' Roman *Die goldene Schale* leben würden. *Die dumme Fotze*, eine von allen Männern evozierte Emotionsfabrik. Also ist das Einzige, was mir zu tun bleibt, *Die Geschichte von der dummen Fotze* zu erzählen. Doch wie?

Sylvère glaubt, dass sie nichts weiter als eine perverse Sehnsucht nach Zurückweisung ist: die Liebe, die ich für dich empfinde. Doch ich bin anderer Meinung, im Grunde bin ich ein äußerst romantisches Mädchen. Was mich sehr berührt hat, waren all die Verletzlichkeiten, die sich auftaten in deinem Haus ... So spartanisch und so selbstreflektiert. Das Cover der Some Girls-Platte, die düsteren Wände – wie altmodisch und déclassé. Doch ich habe eine Schwäche für die Verzweiflung, für die Zögerlichkeit für ebenjenen Moment, in dem die große Show in sich zusammenfällt, in dem alle Ambitionen scheitern. Ich liebe diesen Moment und fühle mich schuldig, weil ich mir seiner überhaupt bewusst bin, doch dann werde ich von der wärmsten, unbeschreiblichsten Zuneigung erfüllt, mit der ich die Schuld ertränke. In Neuseeland habe ich aus diesen Gründen jahrelang Shake Murphy verehrt, der ein hoffnungsloser Fall ist. Doch gerade das bist du nicht: Du hast einen guten Ruf und einen Job, bist selbstreflektiert, und deshalb dachte ich, dass wir beide etwas lernen könnten, wenn wir diese Romanze auf eine wechselseitig selbstreflektierte Weise auskosten. Abstrakte Romantik?

Merkwürdig, dass ich mich niemals wirklich gefragt habe, ob ich überhaupt »dein Typ« bin (bisher nämlich, empirische Roman-

tik, war ich *nie* der Typ von Cowboys, da ich weder hübsch noch mütterlich bin). Doch vielleicht kommt es jetzt einzig und allein darauf an, zu handeln. Was die Menschen miteinander tun, überschattet, *wer sie sind*. Wenn ich dich nicht dazu bringen kann, dich für das in mich zu verlieben, was ich bin, kann ich dein Interesse vielleicht mit dem wecken, was ich verstehe. Anstatt mir also die Frage zu stellen: »Würde er mich mögen?«, frage ich mich: »Macht er mit?«

Als du am Sonntagabend anriefst, war ich gerade dabei, eine Beschreibung deines Gesichts zu verfassen. Ich konnte nicht sprechen, und am unteren Ende der romantischen Gleichung legte ich mit klopfendem Herzen und schwitzigen Händen auf. Unglaublich, sich so zu fühlen. Zehn Jahre lang war mein Leben so organisiert, dass sich ebendieser schmerzhafte Elementarzustand verhindern ließe. Ich wünschte, ich könnte mit romantischen Mythen herumspielen so wie du. Aber das kann ich nicht, weil ich immer verliere und bereits im Verlauf dieser dreitägigen, völlig fiktiven Romanze begonnen habe, krank zu werden. Und ich frage mich, ob es jemals möglich sein wird, die Jugend und das Alter miteinander auszusöhnen oder die anorektische offene Wunde, die ich einmal war, mit dem Geld hortenden, hässlichen alten Weib, das ich geworden bin. Wir ermorden uns selbst, damit wir überleben. Gibt es irgendeine Hoffnung, dass wir auch im Leben in die Vergangenheit zurückschwimmen und zugleich um sie kreisen können, so wie man es in der Kunst kann?

Sylvère, der das hier tippt, behauptet, dass dieser Brief nicht wirklich etwas aussage. Welche *Reaktion* erhoffe ich mir? Er denkt, dass der Brief zu literarisch sei, zu baudrillardisch. Er sagt, ich quetsche all die zittrigen Kleinigkeiten heraus, die er doch so rührend fand. Dies sei nicht die *Exegese der dummen Fotze*, die er erwartet habe. Doch Dick, ich weiß, dass du, während du das hier liest, begreifen wirst, dass alles wahr ist. Du verstehst, dass das Spiel

reale Realität ist oder sogar noch besser als die Realität und besser als das, worum es bei diesem Spiel geht. Welche Art Sex ist besser als Drogen, welche Art Kunst ist besser als Sex? Besser als bedeutet, sich in die vollkommene Intensität hineinzubegeben. Weil ich in dich verliebt bin, weil ich jederzeit bereit bin aufzuspringen, fühle ich mich wieder wie 16, als ich noch Lederjacken trug und mit meinen Freunden den ganzen Tag in dunklen Ecken herumlungerte. Ein verdammt zeitloses Bild, bei dem es darum geht, auf alles einfach einen Scheißdreck zu geben, keinerlei Konsequenzen zu fürchten, aber trotzdem etwas zu tun. Und ich glaube, dass du – so wie ich – immer nach genau diesem Zustand suchst, und es ist so aufregend, wenn man auf Menschen trifft, die auf derselben Suche sind.

Sylvère hält sich für einen solchen Anarchisten. Aber das ist er nicht. Ich liebe dich, Dick.

Chris

Doch als sie ihre Briefe beendet hatten, waren Chris und Sylvère überzeugt, dass sie es noch besser konnten. Dass noch nicht alles gesagt war. Also eröffneten sie eine zweite Runde, verbrachten den größten Teil des Freitags auf dem Wohnzimmerboden in Crestline und reichten sich den Laptop hin und her. Und sie schrieben jeweils einen zweiten Brief, Sylvère über die Eifersucht, Chris über die Ramones und die kierkegaardische zweite Entfernung. »Vielleicht möchte ich so sein wie du«, schrieb Sylvère, »und ganz allein in einem Haus inmitten eines Friedhofs leben. Ich meine, warum nicht die Abkürzung nehmen? Also habe ich tatsächlich zu fantasieren begonnen, auch auf erotische Weise, weil das Verlangen sogar dann lockt, wenn es nicht auf einen selbst ausgerichtet ist, und es ist voller Energie und Schönheit, und ich glaube, dass es mich angeturnt hat, dass du Chris angeturnt hast. Nach einer Wei-

le wurde es schwer, nicht die Tatsache aus den Augen zu verlieren, dass ja nicht wirklich etwas geschehen war. Ich glaube, dass ich irgendwo in einer sehr dunklen Ecke meines Verstandes realisiert habe, dass ich, wenn ich denn schon nicht eifersüchtig bin, auf eine irgendwie perverse Weise doch immerhin zu einem Teil dieser fiktionalen Liaison werden muss. Wie sonst sollte ich ertragen, dass meine Frau in dich verknallt ist? Die Gedanken, die mir kommen, sind ziemlich geschmacklos: Ménage-à-trois, der bereitwillige Ehemann ... Wir sind alle drei viel zu aufgeklärt, um uns mit solch trostlosen Archetypen abzugeben. Haben wir versucht, neue Wege zu beschreiten? Deine Cowboy-Persona und Chris' Träume von all den zerrissenen und insgeheim verzweifelten Männern, die sie zurückgewiesen haben, griffen doch so gut ineinander. Die Tatsache, dass du auf unsere Nachrichten nicht antwortest, verwandelt deinen Anrufbeantworter in eine leere Fläche, auf die wir unsere Fantasien projizieren können. Gewissermaßen habe ich Chris also tatsächlich angespornt, weil sie sich nur deinetwegen eines sehr viel größeren Bildes entsann, nämlich wie sie sich letzten Monat nach ihrer Rückkehr aus Guatemala gefühlt hatte, und wir alle sind potenziell größere Menschen, als wir sind. Es gibt so viel, über das wir noch nicht gesprochen haben. Doch vielleicht wird man ja gerade so zu engeren Freunden. Indem man Gedanken austauscht, die nicht unbedingt ausgetauscht werden müssen ...«

Chris' zweiter Brief war weniger edel. Zu Beginn schwärmte sie noch einmal von Dicks Gesicht: »An jenem Abend im Restaurant fing ich an, dein Gesicht zu betrachten. – Oh wow, hört sich das nicht an wie die erste Zeile in dem Ramones-Song Needles & Pins? »I saw your face / It was the face I loved / And I knew – und ich fühlte mich wie immer, wenn ich diesen Song höre, und als du anriefst, begann mein Herz zu hüpfen, und dann dachte ich, dass wir vielleicht etwas miteinander machen könnten – etwas, das sich zum jugendlichen Verliebtsein genauso verhält wie das Ramones-

Cover zum Original dieses Songs. Die Ramones verleihen *Needles & Pins* die Möglichkeit der Ironie, ohne dass diese Ironie die Emotionalität des Songs untergrübe. Sie macht sie noch stärker und wahrer. Søren Kierkegaard nannte dies »die zweite Entfernung«. In seinem Aufsatz *Die Krise und eine Krise im Leben einer Schauspielerin* behauptet er, dass die knapp 14-jährige Julia von keiner Schauspielerin gespielt werden könne, die noch nicht mindestens 31 sei. Weil die Schauspielerei eine Kunst sei und weil die Kunst verlange, dass man in der Lage sein müsse, weit über sich hinauszuwachsen. Und mit den Schwingungen zwischen dem Hier und dem Dort und dem Damals und dem Jetzt zu spielen. Und denkst du nicht auch, dass man eine Realität am ehesten dialektisch erschafft? PS: Dein Gesicht ist lebendig, markant, schön …«

Als Sylvère und Chris ihre zweiten Briefe beenden, ist es später Nachmittag. Lake Gregory schimmert in der Ferne, umringt von schneebedeckten Bergen. Die Landschaft glüht und ist weit entfernt. Für den Moment sind beide zufrieden. Erinnerungen ans Familienleben, als Chris jung war, vor 20 Jahren: ein Eierbecher aus Porzellan und eine Teetasse, ein um sie herum gemalter Kreis aus Menschen, blau und weiß. Ein blauer Sperlingsvogel am Boden der Tasse, durch bernsteinfarbenen Tee erkennbar. Alles Hübsche dieser Welt, enthalten in diesen beiden Objekten. Als Chris und Sylvère den Toshiba-Laptop beiseitelegen, ist es bereits dunkel. Sie bereitet das Abendessen zu. Er arbeitet wieder an seinem Buch.

BEWEISSTÜCK B: HYSTERIE

Teil I. Sylvère flippt aus

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

heute Morgen bin ich mit einer Idee aufgewacht. Chris sollte dir eine kurze Nachricht schicken und auf diese Weise aus ihrem dichten, referenziellen Delirium ausbrechen. Die Nachricht sollte folgendermaßen lauten:

»Lieber Dick, Mittwochmorgen bringe ich Sylvère zum Flughafen. Ich muss mit dir sprechen. Können wir uns bei dir treffen?«

> In Liebe Chris

Ich hielt diese Idee für einen Geniestreich: ein Stück Realität, das diese kranke Emotionsbrutstätte zertrümmert. Denn schließlich waren unsere Briefe ausschließlich an uns selbst gerichtet, *Mariage-à-deux*. Das ist übrigens der Titel, an den ich für diesen Text gedacht hatte, bevor ich schlafen ging, und als sie aufwachte, wollte ich mit Chris sofort darüber sprechen. Doch das ging nach hinten los. Nachdem wir gestern Abend Ideen gesammelt hatten, fuhr sie ihre Schwärmerei für dich etwas zurück. Sie war auf die sichere Seite zurückgekehrt – Ehe, Kunst, Familie, doch meine Bedenken entfachten ihre Obsession aufs Neue, und mit einem Mal wurden wir zurück in die Realität der Nichtrealität geworfen, in die Herausforderung, die allem zugrunde liegt. Nach außen hin, so sagt sie zumindest, hat dies mit Chris' Unruhe zu tun, weil sie nämlich

bald 40 wird. Ich habe Angst, dass meine Briefe zu hochgeistig und herablassend waren. Wie auch immer, lass es mich noch einmal versuchen –

Sylvère

Buschhäher krächzten vor den Schlafzimmerfenstern. Sylvère saß aufrecht mit zwei Kissen im Rücken, er tippte, blickte durch die Glastüren nach draußen über die Veranda. Wie oft sie auch versuchten, ihren Rhythmus zu verändern, begannen ihre Tage doch nur selten vor Mittag, wenn er und Chris zusammen schliefen. Während Chris noch döste, machte Sylvère für gewöhnlich den ersten Kaffee des Tages und brachte ihn ins Schlafzimmer. Dann berichtete Chris Sylvère zunächst von ihren Träumen und anschließend von ihren Gefühlen, und Sylvère war der beste, subtilste und assoziativste Zuhörer, den sie jemals finden würde. Dann ging Sylvère in die Küche, um einen zweiten Kaffee und etwas Toast zu machen. Als das Koffein zuschlug, verlagerte sich das Gespräch, wurde allgemeiner, drehte sich um alles und um alle, die sie kannten. Sie mochten die Anspielungen und Verweise des jeweils anderen, und miteinander fühlten sie sich um ein Vielfaches klüger. Sylvère und Chris gehörten zu den fünf belesensten Menschen, die sie jeweils kannten, ein echtes Wunder, weil keiner von beiden auf eine gute Uni gegangen war. Mit ihm fühlte sie sich so friedlich. Sylvère, Sylvalium, akzeptierte sie vorbehaltlos, und sie trank kleine Schlucke Kaffee, um ihren Kopf von den Morgenträumen zu befreien.

Sylvère träumte nie und wusste nur sehr selten, was er fühlte. Also spielten sie manchmal ein Spiel, das sie entwickelt hatten, um ihm behutsam seine Gefühle zu entlocken: das objektive Korrelat. Wer war Sylvères metonymischer Spiegel? Einer seiner Studenten, eine seiner Studentinnen? Ihr Hund? Der Typ von Dart Canyon Storage?

Wenn sie gegen elf nun endlich ganz aufgewacht waren, erreichte die Unterhaltung normalerweise mit einer hitzigen Debatte über Schecks und Rechnungen ihren Höhepunkt. Solange Chris Independent-Filme drehte, würden sie ewig mit ihrem Geld jonglieren müssen, ein paar Tausender hier, ein paar dort. Chris hatte einige Zeit darauf verwandt, Langzeitmietverträge für drei Wohnungen und zwei Häuser aufzukaufen oder anderweitig zu erwerben, die sie mit Gewinn weitervermieteten, während sie selbst sich in Dreckslöchern auf dem Land verkrochen. Sie hielt Sylvère über den Status ihrer Hypotheken, Steuern, Mieteinkünfte und Reparaturrechnungen auf dem Laufenden. Und glücklicherweise, ganz unabhängig von diesem primitiven Vorstoß in das Reich der Akquise, wurde Sylvères Karriere mit Chris' Hilfe einträglich genug, um die Verluste auszugleichen, die die ihre nach sich zog. Die Hardcore-Feministin Chris sah sich häufig selbst dabei zu, wie sie an einem großen elisabethanischen Glücksrad drehte, bei dem Gedanken lächelnd, dass sie sich von ihrem Ehemann würde unterstützen lassen müssen, um weiterhin Kunst machen zu können. »Wer ist hier unabhängig?«, verlangte Isabelle Hupperts Zuhälter zu wissen, während er ihr auf dem Rücksitz eines Autos in Sauve Qui Peut den Arsch versohlte. »Die Haushälterin? Der Bürokrat? Der Banker? Nein!« Doch! War im Spätkapitalismus denn nur irgendwer so richtig frei? Sylvères Fans waren zumeist junge weiße Männer, die sich zu den »transgressiveren« Elementen der Moderne hingezogen fühlten, zu den heroischen Wissenschaften von Menschenopfern und Folterritualen, die erstmals durch Georges Bataille legitimiert worden waren. Mit Tesafilm klebten sie Fotokopien des berühmten Fotos Tod der 1000 Schnitte aus Batailles Buch Die Tränen des Eros auf ihre Notizbücher – ein Königsmörder, den französische Anthropologen 1905 in China auf Gelatine-Trockenplatten aufgenommen hatten. Die Bataille Boys wollten Seligkeit noch in der qualvollen Miene des Opfers entdecken, dem der Henker auch das letzte verbliebene Glied absägte. Doch noch weniger entschuldbar war die Tatsache, dass sie Chris gegenüber häufig sehr unverschämt waren. Nach seinen Vorträgen in Paris, Berlin und Montréal gingen die Boys mit Sylvère Lotringer noch in Bars, um sich weiter mit ihm auszutauschen, und sie ärgerten sich über alles, das ihnen den Zugang zu dem großen Mann verwehrte (vor allem, wenn es sich bei einem solchen Hindernis um eine Ehefrau handelte, die nicht einmal sonderlich verlockend war). Chris reagierte auf derlei, indem sie Sylvères wachsende Reputation zu Geld machte und immer noch höhere Gagen forderte. Ob das Geld aus Deutschland und die 2000 Dollar aus Wien wohl ausreichten, um ihre Filmlaborrechnung in Toronto zu begleichen? Nein. Sie sollten Dieter noch um einen zusätzlichen Tagessatz anschnorren. Und so weiter. Gegen Mittag, nach Kaffee Nummer drei, viel zu aufgedreht, um noch an irgendetwas anderes als an Geld denken zu können, setzten sie sich ans Telefon.

Dicks Anwesenheit in ihrem Leben bot etwas Erholung von solchen Machenschaften. Sie bedeutete einen Vorstoß in Machenschaften ganz anderer Art. An jenem Samstag, als sie ihren Morgenkaffee tranken, planten sie bereits eine zweite Runde von Briefen, jonglierten Sylvères Laptop zwischen Toast und Kaffeetassen hin und her. Sylvère, ein großartiger Korrekturleser, mochte den Klang seines ersten Briefs nicht. Und deshalb schrieb er:

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

letzte Nacht schlief ich ein, als mir ein großartiger Titel für unseren Text einfiel: *Ménage-à-deux*. Doch als ich aufwachte, schien er viel zu offensichtlich und eigentlich auch ziemlich bescheuert. Waren Chris und ich diese vergangene Woche allein deshalb

so aufgewühlt gewesen, nur um unser Leben in einen Text zu verwandeln? Während ich Kaffee machte, fiel mir die perfekte Lösung ein, eine Möglichkeit, die Karten ganz neu zu mischen. Denn Dick: Chris und ich haben darüber debattiert, ob wir die Briefe abschicken sollen, die wir dir gestern Abend geschrieben haben. Es handelt sich dabei um eine vollkommen verrückte Destillation unseres Geisteszustands, und du, armer Dick, verdienst es nicht, einer solchen masturbatorischen Passion ausgesetzt zu werden. Ich stelle mir vor, wie unsere 14 Seiten Zeile für Zeile aus deinem einsamen Faxgerät herauskommen. Überhaupt darüber nachzudenken, sie abzuschicken, war schon verrückt. Diese Briefe waren nicht für dich bestimmt. Sie waren die dialektische Bewältigung einer Krise, die es nie gegeben hatte. Deshalb bin ich auf die Idee gekommen, dir den folgenden knappen Zwischenruf zu senden:

Lieber Dick, Mittwochmorgen bringe ich Sylvère zum Flughafen. Ich muss mit dir sprechen.

In Liebe Chris

Was wirst du damit anfangen? Nicht antworten, wahrscheinlich!

Sylvère

Seit seinem neunzehnten Lebensjahr wollte Sylvère Lotringer Schriftsteller werden. Mit einem riesigen Kassettenrecorder fuhr er auf seiner Vespa über die Britischen Inseln und interviewte für ein kommunistisches Magazin aus Frankreich in fehlerhaftem Englisch sämtliche literarischen Größen – T. S. Eliot, Vita Sackville-West und Brendan Behan. Zum ersten Mal war er von seiner Familie aus Holocaust-Überlebenden, die auf der schäbigen Rue des Poissonniers lebten, getrennt, und dies war nun seine Freiheit.

Zwei Jahre später, als er an der Sorbonne bei Roland Barthes studierte, schrieb er einen Essay über die historische Funktion des Erzählens. Er veröffentlichte ihn in einer prestigeträchtigen Literaturzeitschrift namens Critique. Der Rest war Geschichte. Seine. Er wurde Spezialist für Erzählungen, schrieb aber selbst keine. Als die französische Armee begann, Soldaten für den Algerienkrieg abzukommandieren, zog er zwischen Lehrtätigkeiten in der Türkei und Australien und schließlich Amerika hin und her. Nun, über dreißig Jahre später, schrieb er über Antonin Artaud und versuchte, Artauds Wahnsinn und den Wahnsinn des Zweiten Weltkriegs auf irgendeine Weise miteinander zu verknüpfen. In all diesen Jahren hatte Sylvère niemals wirklich über etwas geschrieben, das er liebte, oder nur irgendetwas über den Krieg (was dasselbe ist). Und er erinnerte sich, wie David Rattray einmal über Antonin Artaud gesagt hatte: »Das ist wie die Wiederentdeckung der Wahrheiten des Gnostizismus; so wie die Vorstellung, dass dieses Universum verrückt ist ...« Nun ja, Artaud war ziemlich verrückt, und das galt auch für David. Und vielleicht ist es ja so, dass Sylvère, anstatt lediglich unglücklich zu sein, schlichtweg ebenfalls verrückt ist? Also fuhr er fort:

»In jener Nacht mir dir fingen wir uns den Western-Virus ein. Deinen Virus. Ich mein, Chris und ich sind vernünftige Leute. Wir tun nichts ohne einen *Grund*. Also musst du verantwortlich sein. Ich habe das Gefühl, dass du uns in den vergangenen Tagen mit einem John-Wayne-Grinsen beobachtet und aus der Entfernung manipuliert hast. Ich verabscheue das wirklich sehr an dir, Dick. In unser Leben einzudringen. Ich mein, vor dieser Nacht lief es echt gut zwischen Chris und mir. Vielleicht nicht leidenschaftlich, aber komfortabel. Wir hätten ewig so weitermachen können, und dann kamst du, der Umherziehende, mit deinen ganzen expatrierten Philosophien, denen wir in den letzten 20 Jahren entwach-

sen waren. Das alles ist nicht wirklich unser Problem, Dick. Du führst ein Geisterstadt-Leben und infizierst alle, die dir nahekommen, mit einer Geisterkrankheit. Du kann sie zurückhaben, Dick. Wir brauchen sie nicht. Hier ist noch ein Fax, das ich mir ausgedacht habe:

Lieber Dick, warum hast du uns das angetan? Kannst du uns nicht in Ruhe lassen? Du fällst in unser Leben ein – warum? Ich verlange eine Erklärung.

> Alles Liebe Sylvère

Konnte man diese Briefe denn überhaupt abschicken? Chris sagte Ja, Sylvère sagte Nein. Wenn nicht, warum schrieben sie sie überhaupt? Sylvère schlug vor, solange weiterzuschreiben, bis Dick endlich zurückrief. O.k., dachte sie, und glaubte an Telepathie. Doch Sylvère, der nicht verliebt war, dafür aber Spaß an der gemeinsamen Arbeit mit Chris hatte, begriff, dass sie ihm wohl bis in alle Ewigkeit würden schreiben können.

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

wenn ich so drüber nachdenke, warum hast du uns am Sonntagabend überhaupt angerufen? An jenem Abend nach unserem »Date« mit dir im Antelope Valley. Du hättest doch dieser coole Typ sein sollen, der sonntagmorgens hinter seiner Schlafzimmertür eine Zigarette raucht und einfach nur darauf wartet, dass wir

endlich verschwinden. Es hätte vollkommen deiner Rolle entsprochen, wenn du nicht angerufen hättest. Warum hast du also angerufen? Weil du im Grunde wolltest, dass es irgendwie weitergeht, nicht wahr? So eine billige Ausrede, dass du dir irgendwo Frühstück geholt hast! - Um halb acht Uhr morgens in dieser winzigen Stadt, wo der nächste Lebensmittelladen nur drei Minuten entfernt ist? Du hast drei Stunden gebraucht, Dick, um dir dieses verfluchte Frühstück zu holen. Wohin bist du also wirklich gefahren? Hast du dich hinausgeschlichen, um dieses Tussimädchen zu treffen, die ihre unterwürfige Nachricht auf deinem Anrufbeantworter hinterlassen hatte? Kannst du wirklich keine einzige Nacht alleine verbringen? Oder warst du bereits dabei, gegen die Invasion dieser beiden zynischen räuberischen Freigeister in dein geistiges Universum anzukämpfen? Hast du versucht, dich zu verteidigen? Oder war das eine Falle, um mit deinem angeblich völlig unschuldigen Anruf die Schlinge am folgenden Abend dann zuzuziehen? Um ehrlich zu sein, hob ich an jenem Abend den Hörer einen Augenblick lang ab und hörte deine Stimme. Eine leise Stimme zumal, obwohl es doch um so viel ging. In den vergangenen Tagen hast du unser Schicksal in den Händen gehalten. Kein Wunder, dass Chris nicht wusste, was sie sagen sollte. Was spielen wir also, Dick? Du steckst schon viel zu tief drin, um dich auch weiterhin in der Entfernung zu verstecken, an deinen Nägeln zu kauen und Some Girls oder irgendwelchen anderen Mädchen zuzuhören. Du musst schon irgendwie fertigwerden mit dem, was du geschaffen hast. Dick, du musst auf das folgende Fax antworten:

Lieber Dick, ich glaube, du hast gewonnen. Ich bin vollkommen besessen von dir. Chris wird quer durch Amerika fahren. Wir müssen das besprechen –

Sylvère

Was hältst du davon, Dick? Ich verspreche, dir nichts zu tun. Ich mein, ich bin ja schon unterwegs nach Frankreich zu meiner Familie, und am Flughafen gibt es Sicherheitskontrollen. Ich kann es mir nicht leisten, mit einer Schusswaffe erwischt zu werden. Aber es ist an der Zeit, diesem Wahnsinn ein Ende zu bereiten. Du kannst nicht einfach so die Leben anderer Menschen durcheinanderbringen.

Alles Liebe Sylvère

Chris und Sylvère sitzen auf dem Boden und lachen hysterisch. Weil Chris 90 Worte pro Minute tippen kann, schauen sie und Sylvère sich an, während er spricht. Sylvère war noch nie so produktiv. Wenn er bei der Arbeit an seinem Buch Modernism & the Holocaust mit ungefähr fünf Seiten pro Woche vor sich hin dümpelt, ist er schon ganz aus dem Häuschen, wie schnell die Worte zusammenkommen. Sie wechseln sich ab, einander zu dick-tieren. Alles ist zum Totlachen, aus ihren Mündern und Fingerspitzen sprüht Macht, und die Welt steht still.

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

vor zwei Tagen sprachen Sylvère und ich darüber, wie man am besten eine Leiche verschwinden lassen könnte. Ich hielt ein Mietlager auf dem Land für den besten Ort. Diese Woche sind wir zu einer solchen Anlage hier in Crestline gefahren, und mir fiel auf, dass sich eine Leiche dort ziemlich unbefristet aufbewahren lässt, solange man nur die Miete pünktlich bezahlt. Sylvère jedoch wandte

ein, dass die Leiche bald zu verwesen und stinken beginnen würde. Wir sprachen über verschiedene Kühlmöglichkeiten, doch wenn ich mich recht erinnere, haben die Lagerboxen keine Steckdosen.

Highway-Mittelstreifen sind berüchtigte Orte zur Leichenentsorgung und zudem auch deutliche Kommentare zur öffentlichen Architektur der 80er, denkst du nicht auch? So wie Selbstbedienungstankstellen (sagt diese Bezeichnung nicht eigentlich schon alles?) handelt es sich bei ihnen um einen viel und dennoch anonym befahrenen Ort, für den niemand so wirklich verantwortlich zu sein scheint. In Highway-Nähe sieht man nie jemanden picknicken, oder? Hier spielen keine Kinder. Mittelstreifen sind überhaupt nur von schnell fahrenden Fahrzeugen aus einsichtig: perfekte Bedingungen, um eine Leiche loszuwerden.

Ich interessiere mich schon lange für Zerstückelungen. Hast du mal von dem Mord an Monika Beerle im East Village gehört, etwa 1989? Der Fall war apokryph für die damaligen Zustände in New York. Monika war aus der Schweiz hergekommen, um bei Martha Graham Tanz zu studieren. Sie verdiente sich etwas dazu, indem sie Teilzeit oben ohne in Billy's Lounge tanzte. Sie traf einen Typen namens Daniel Rakowitz, der vor ihrem Haus herumhing, und sie mochte ihn. Eins führte zum anderen, und sie bot Daniel an, bei ihr einzuziehen. Vielleicht konnte sie ja weniger tanzen, wenn sie sich mit jemandem die Miete teilte? Mit Daniel Rakowitz klarzukommen, war jedoch noch schwieriger als mit Billy's Lounge. Er verschwand tagelang, dann brachte er reihenweise Gruppen verrückter Typen aus dem Park mit nach Hause. Sie sagte, er solle ausziehen. Doch Daniel wollte Monikas mietgeschützte Wohnung. Und vielleicht hatte er auch deshalb beschlossen, sie zu töten, weil der Stadtrat von New York inmitten der Aids-Krise eine Verordnung erlassen hatte, durch die sich der Mietvertrag eines Verstorbenen an seine Mitbewohner vererben ließ, auch wenn er nicht mit ihnen verwandt war. Oder vielleicht hatte er ihr auch nur

versehentlich zu fest mit dem Besenstiel in die Kehle geschlagen. Doch auf einmal fand sich Daniel Rakowitz auf der 10th Steet allein mit ihrer Leiche wieder.

In Manhattan eine Leiche loszuwerden, muss sehr, sehr schwer sein. Es ist ja schon schwierig genug, ohne Auto oder Kreditkarte in die Hamptons zu kommen. Ein befreundeter Schreiner lieh ihm eine Kettensäge. Die Arme, Beine, den Kopf abschneiden. Er stopfte die einzelnen Körperteile in Müllsäcke und machte sich auf den Weg wie Santa Claus. Ein Bein tauchte am Port-Authority-Busbahnhof im Müll auf. Monikas Daumen fand sich in irgendeiner Wohlfahrtssuppe im Tompkins Square Park.

Und dann war da noch der Flugzeugpilot in Connecticut, der seine Frau tötete, einen gemieteten Häcksler auf die Ladefläche seines Pick-Up-Trucks lud und im Schneesturm mit dem Haut und Knochen wirbelnden Häcksler durch die Straßen von Newtown fuhr. Sylvère sagt, dass ihn diese Geschichte an die Romanze von Sir Perceval erinnere. Das viele Blut muss ein ganz schönes Spektakel gewesen sein.

Wo wir schon von Sylvère sprechen, inzwischen glaubt er, dass sich eine Leiche am ehesten beseitigen lässt, indem man sie unter einem Basketballkorb einzementiert. Das ginge vielleicht in einem Vorort (beispielsweise da, wo du wohnst). Das Grundstück, das ich besitze, liegt in der Stadt Thurman, Upstate New York, fast 5000 Kilometer von hier – obwohl, nächste Woche werde ich hinfahren.

Dick, ist dir eigentlich klar, dass du denselben Namen trägst wie das Mordopfer Dickie in Patricia Highsmiths Ripley-Büchern? Ein Name, der mit Unschuld und Amoralität konnotiert ist, und ich glaube, dass Dicks Freund und Mörder sich mit ganz ähnlichen Problemen wie den unseren konfrontiert sah.

In Liebe Chris

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

am 15. Dezember werde ich Crestline verlassen, um mit unserem Pickup-Truck, unserem Hausrat und unserem Mini-Rauhaardackel Mimi zurück nach New York zu fahren. Sechs oder sieben Tage, fast 5000 Kilometer. Ich werde einmal quer durch Amerika fahren und dabei an dich denken. Das Kartoffelmuseum von Idaho, jede einzelne Sehenswürdigkeit, an der ich vorüberfahren werde, wird mich näher an die nächste heranziehen, und sie alle werden bedeutsam sein und lebendig, weil sie alle verschiedene Gedanken an dich auslösen werden. Wir werden diese Reise gemeinsam unternehmen. Ich werde nie allein sein.

In Liebe Chris

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

ich wette, wenn so etwas wie das hier mit deiner Jane möglich gewesen wäre, hättest du nie mit ihr Schluss gemacht, oder? Beneidest du uns darum, wie pervers wir sind? Du bist so hochnäsig und voreingenommen, doch ganz tief in dir drin, so will ich wetten, würdest gerne so wie wir sein. Wünschtest du nicht auch, dass du jemanden hättest, mit dem du es tun könntest?

Dein Freund Sylvère

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

Sylvère und ich haben grade beschlossen, ins Antelope Valley hinauszufahren und diese Briefe um dein Haus herum zu verteilen und auf die Kakteen zu kleben. Ich bin noch nicht sicher, ob wir uns nicht gleich nebenan mit einer Videokamera (Machete) verstecken werden, um deine Rückkehr zu dokumentieren, doch wir sagen dir Bescheid, was wir vorhaben.

In Liebe Chris

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

wir haben beschlossen, diese Korrespondenz zu veröffentlichen, und haben uns gefragt, ob du eine Einführung würdest schreiben wollen? Die könnte in etwa so lauten:

»Ich habe dieses Manuskript in der Schublade eines alten Küchenschranks gefunden, den ich auf der Tauschbörse in Antelope Valley gefunden habe. Es liest sich ziemlich schräg. Diese Leute sind eindeutig sehr krank. Ich glaube nicht, dass sich das Material zur Verfilmung eignet, weil keine der Figuren wirklich sympathisch ist.

Doch ich glaube, dass diese Briefe als kulturelles Dokument von Interesse sind. Ganz eindeutig drückt sich in ihnen die Entfremdung des postmodernen Intellektuellen in ihrer kränksten Form aus. Ich bedaure diese parasitischen Auswüchse wirklich sehr, die ausschließlich von sich selbst zehren ...«

Was hältst du davon?

Alles Liebe Sylvère

PS: Könntest du uns eine Ausgabe deines letzten Buches, *The Ministry of Fear*, per Express senden? Wir haben das Gefühl, dass wir, wenn wir denn schon für dich schreiben, uns mehr mit deinem Stil vertraut machen sollten.

In Liebe Chris

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

Chris und ich haben den Morgen damit verbracht, mit unserem Computer in der Gegend herumzuliegen und dabei an dich zu denken. Glaubst du, dass diese ganze Sache für Chris und mich womöglich nichts anderes ist als ein Weg, endlich wieder Sex zu haben? Wir haben es heute Morgen probiert, doch ich glaube, wir hatten uns bereits viel zu sehr in unsere morbiden Fantasien verloren. Chris nimmt dich auch weiterhin sehr ernst. Sie glaubt, dass ich krank bin, und jetzt wird sie mich nie wieder anfassen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Bitte hilf –

Alles Liebe Sylvère PS: Wenn ich recht drüber nachdenke, scheinen mir diese Briefe ein neues Genre zu eröffnen, etwas irgendwo zwischen Kulturkritik und Belletristik. Du hast uns von deiner Hoffnung berichtet, den Studiengang Kreatives Schreiben an deiner Kunsthochschule auf diese oder ähnliche Weise umgestalten zu können. Soll ich in meinem *Critical-Studies-*Seminar aus unseren Briefen an dich vorlesen, wenn ich nächsten März vorbeikomme? Mir scheint, dass wir einen Schritt in Richtung ebenjener konfrontativen Performance-Kunst gemacht haben, die du doch so vehement unterstützt.

Gruß Sylvère

Inzwischen war es zwei Uhr nachmittags. Sylvère war siegestrunken, Chris war verzweifelt. Sie hatte doch nichts anderes gewollt, in diesen letzten sieben Tagen, als eine Möglichkeit, Dick _____ zu küssen und zu ficken, und jetzt verblassten alle Hoffnungen. Ein Treffen zwischen ihnen rückte mit jedem weiteren Tag in immer weitere Ferne und es blieben ihr immer weniger Ausreden, um ihn anzurufen. Natürlich ließen sich die Briefe unmöglich abschicken. Und Sylvère war dermaßen begeistert von ihrer Arbeit und geradezu erregt von ihr und er wusste, dass all dies enden würde, wenn nicht bald wieder etwas geschähe und wenn es nicht bald zu einem nächsten Kontakt käme, mit dem sich Chris' Erwartungen schüren ließen. Aus all diesen Gründen beschlossen die beiden, ein Fax zu senden.

Fax an: Dick _____

Von: Chris Kraus & Sylvère Lotringer

Datum: 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

schade, dass wir uns Sonntagmorgen verpasst haben. Lustig, wir haben beide sehr viel über dein Video nachgedacht – so viel, dass uns eine Idee für eine Kollaboration gekommen ist, inspiriert von dir und hoffentlich auch mit deiner Beteiligung. Das Projekt hätte ein bisschen was von Calle-Kunst. In den letzten Tagen haben wir ungefähr 50 Seiten geschrieben, und wir hoffen, dass wir schon bald, noch bevor wir abfahren (14. Dez.), etwas mit dir gemeinsam draußen im Antelope Valley filmen können.

Im Grunde bestand unsere Idee darin, den Text, den wir verfasst haben, über dein Auto, dein Haus und deinen Kaktusgarten zu verteilen. Wir (d.h. Sylvère) würden mich (d.h. Chris) dabei filmen – wahrscheinlich eine Weitwinkelaufnahme von all diesen Zetteln, wie sie im Wind flattern. Dann, wenn du möchtest, könntest du auftreten und das alles vorfinden.

Ich glaube, die Installation handelt vor allem von dem Phänomen der Obsession, obwohl wir ohne deine Zustimmung natürlich keine Bilder benutzen würden, die dir gehören. Was denkst du? Bist du dabei?

Viele Grüße Chris & Sylvère

Doch natürlich schickten sie das Fax nie ab. Stattdessen hinterließ Sylvère eine weitere Nachricht auf Dicks Anrufbeantworter:

»Hi Dick, Sylvère hier. Ich würde gern mit dir über eine Idee sprechen, die mir gekommen ist. Es handelt sich um eine Kollaboration, die wir zusammen machen könnten, bevor ich am Mittwoch abreise. Ich hoffe, dass du die Idee nicht für allzu verrückt hältst. Ruf mich an.«

Inzwischen erwarteten sie eigentlich nicht mehr, noch eine Nachricht von ihm zu erhalten, nachdem er schon die ganze Woche geschwiegen hatte. Also brach Chris auf, um in San Bernardino einige Besorgungen zu machen. Doch an diesem Samstag, dem 10. Dezember, um 18.45 Uhr, in etwa als sie gerade den Berg hochfuhr, rief er an.

Das obere Crestline schien so trostlos an diesem Abend. Ein Spirituosenladen, eine Pizzeria. Eine einzige lange Reihe von Ladenlokalen mit Holzfassaden aus den 50ern, Erinnerungen des Westens an die Weltwirtschaftskrise, halb zugenagelt. Wendy und Michael Tolkin waren letzten Monat mit ihren beiden Töchtern hier zu Besuch. Michael hatte zwei großartige Filme gedreht, Dunkle Erleuchtung und The Player, und gerade eben erst war sein neuer Film New Age erschienen. Er war ein Hollywood-Intellektueller, und Wendy war die geistreichste und netteste Psychotherapeutin, die Sylvère und Chris je getroffen hatten. Nachdem die beiden ihr Entzücken über Crestlines malerische Wunderlichkeit ausgedrückt hatten, merkte Wendy an: Es muss sehr einsam sein, an einem Ort zu wohnen, an den man nicht gehört. Chris und Sylvère hatten keine Kinder, stattdessen drei Abtreibungen, und in den vergangenen beiden Jahre waren sie zwischen billigen Elendsquartieren in Städten an beiden Küsten hin- und hergefahren, um mehr Geld in Chris' Film stecken zu können. Und natürlich konnte und würde Michael, der nämlich in Wahrheit viel mehr mit Sylvère befreundet war als mit Chris, denn Sylvère war der einzige in L.A., der mehr über französische Theorie wusste als er, nichts tun, um ihr mit ihrem Film zu helfen.

Als Chris nach Hause kam und Sylvère ihr mitteilte, dass er mit

Dick gesprochen hatte, wurde sie fast ohnmächtig. »Ich will's nicht wissen!«, heulte sie. Und dann wollte sie doch alles ganz genau wissen. »Ich habe ein kleines Geschenk, eine Überraschung«, sagte er und zeigte ihr das Tonband. Chris sah Sylvère an, als sehe sie ihn zum ersten Mal. Sein Gespräch mit Dick aufzunehmen, das war ein ziemliches Vergehen. Sie fühlte sich komisch dabei, unheimlich geradezu – so wie damals, als der Schriftsteller Walter Abish das Aufnahmegerät bemerkte, das Sylvère unter dem Tisch versteckt hatte, als sie einen trinken waren. Sylvère lachte damals darüber, bezeichnete sich als feindlichen Spion. Doch ein Spion zu sein, bedeutet niemand zu sein. Egal, jetzt musste Chris sich die Aufnahme anhören.

BEWEISSTÜCK C:

Mitschrift eines Telefongesprächs zwischen Dick _____ und Sylvère Lotringer

10. Dezember 1994, 18.45 Uhr

D: Also, wir könnten über deinen Besuch hier bei uns im nächsten Semester sprechen –

S: Klar. Ich glaube, am einfachsten wäre es für mich zwischen dem 10. und 20. März. Soll ich irgendwas über kulturelle Anthropologie machen? Machst du so etwas grade?

D: Falls du dich dafür nicht interessiert, könnten wir stattdessen vielleicht, äh, ach was, vergiss es, aber – (unverständlich)

S: Ja?

D: (unverständlich) – Ich weiß nicht, ob du dich dafür begeistern könntest, weißt du, James Clifford zusammenzufassen und noch ein paar andere Diskurse rund um die Anthropologie, aber wenn du etwas Originelleres machen wollen würdest, etwas, ähm, Grundlegenderes, ganz wie du willst.

S: O.k. Und das Honorar wäre 2500 Dollar für zwei Vorträge und ein Seminar?

D: Zwei Vorträge und ein Seminar. Und vielleicht einige Atelierbesuche.

S: Marvin meinte, für die Atelierbesuche gebe es ... 500 Dollar extra?

D: Äh, schau, ich werde sehen, was ich tun kann. Ich hoffe, dass es sich für dich lohnt, herzukommen.

S: (unverständlich) – Nun, ich will, dass es sich auch für dich lohnt.

D: In ein paar Wochen können wir uns ein deutlicheres Bild davon machen, was im Semester so ansteht, und, also, ich kann dich ja in New York anrufen. (unverständlich)

S: Nun, darüber wollte ich eigentlich mit dir sprechen. Wir – ich wollte bei dir mal vorfühlen, was ein Projekt angeht, das vielleicht ein bisschen schräg ist, aber ich weiß, dass du nichts gegen schräges Zeug hast – (lacht) – (Stille). Richtig?

D: Ich glaube nicht, kommt drauf an. Es gibt schräg und *schräg*. Es gibt schräg, und es gibt unmöglich schräg. Unmöglich schräg ist interessanter.

S: Nun, o.k., vielleicht habe ich da etwas für dich – (lacht). Nun, lass mich – es handelt sich um ein, äh, es handelt sich um ein kollaboratives Projekt, das wir eventuell angehen wollten, bevor wir am Mittwoch abreisen, andernfalls müssten wir es auf Ende Januar verschieben. Und, äh, mit unserem Besuch bei dir hatte es im Grunde bereits begonnen. Und wie wir uns am nächsten Morgen verpasst haben –

D: (unverständlich)

S: Hm, ja, das war sehr komisch. Und dann kamst du –

D: Ich kam gegen halb elf zurück, und ihr wart weg.

S: Ja, aha, stimmt, stimmt.

D: Ich bin hinten raus. Ich bin nicht davon ausgegangen, dass ihr das mitbekommen habt, aber ich dachte, ich würde euch später im Wohnzimmer finden, das war also sehr komisch.

S: Ja, ja. Chris dachte, dass du noch im Bett bist oder so und darauf wartest, dass wir abhauen, weil du vielleicht keine Lust mehr hattest auf uns.

D: (unverständlich)

S: Echt?

D: Ich bin nur rausgegangen und habe ein paar Dinge erledigt und – ich leide ein bisschen an Schlaflosigkeit, deshalb bin ich raus nach Pearblossom gefahren, um mir ein paar Eier mit Speck zu holen. Das war alles.

S: Ja, aha. Also. Folgendes nun. Uns ist was wirklich Merkwürdiges passiert. Ich weiß nicht, ob ich es zusammenfassen kann, doch im Grunde war es so, dass Chris sich sehr zu dir hingezogen fühlte.

D: (kichert, atmet aus)

S: Und, ähm, dann begannen wir darüber zu sprechen und dir ... Briefe zu schreiben?

D: (lacht, atmet aus)

S: (lacht) Und, ähm, in diesen Briefen ging es um dich, sowohl um dich selbst als auch um dich als eine Art Objekt einer, nun ja, Verführung oder eines Begehrens oder einer Faszination oder so was, und dann – na ja, ich habe einen Brief geschrieben, und sie hat einen Brief geschrieben, und wir hatten vor, dir die Briefe zu schicken und dich in eine Art Faxwechsel zu verstricken. Doch irgendwie geriet dann alles etwas außer Kontrolle, und wir drehten ein bisschen durch und wurden paranoid und schrieben dann all diese Briefe.

D: (lacht, atmet aus)

S: Und irgendwie wurde es immer größer und ... wuchs bis auf, ähm, 20, 30, 40 Seiten an, und dann wurde es unmöglich, dir das alles zu schicken, bei dir anzufragen, ob wir dich nicht irgendwie mit einbinden können (lacht). – Also dachten wir, dass wir vielleicht etwas machen, das ein kleines bisschen drastischer wäre, um dich auf irgendeine Weise einzubinden, und das ist es, weshalb ich bei dir vorfühlen wollte. Wir, äh, wir hatten die Idee, dass wir vielleicht ganz einfach noch einmal zu dir kommen könnten, bevor wir am Montag oder Dienstag abreisen, diesmal mit Video-

kameras. Hättest du Lust dazu? Ich mein, ich würde nicht wollen, dass du das Gefühl bekommst, wir fallen bei dir ein oder so was, doch im Grunde wäre das alles eine Art Kunstwerk mit einem Text, den wir vielleicht an die Kakteen und an dein Auto hängen könnten oder so was in der Art? Und du würdest drauf stoßen, und, na ja, von da an würden wir im Grunde einfach nur improvisieren, weißt du.

D: (unverständlich)

S: Die Invasion der Herzensdiebe. Äh, es ist eine Calle-Arbeit. Weißt du, wie bei Sophie Calle? (lacht) Und es umfasst – ich mein, wir haben uns ein paar Tage lang in einem ziemlich merkwürdigen Gewitter verheddert, es ist alles etwas aus dem Ruder geraten – emotional, mein ich, und es gibt da all diese Hochs und Tiefs, wo wir Verbindungen herstellen und wieder kappen, und irgendwie scheint es so merkwürdig, dass du mit all dem überhaupt gar nichts zu tun haben sollst, weil wir vollkommen überzeugt davon waren, dass du ein Teil von allem bist – (lacht). – Doch dann haben wir dich einfach nicht erreicht, und, nun, ich weiß nicht, ob du es gemerkt hast, doch wir hatten ein richtiges Gewitter im Wasserglas hier – (lacht)

D: Du meinst – einen Sturm?

S: (lacht) – Mmja. Egal, was hältst du davon?

D: Nun, ich, ich, ähm, ich muss erst einmal durchatmen, glaube ich, um die ... um das alles zu verarbeiten, was du mir da erzählt hast – (lacht). Doch, äh, ich meine, es ist – wenn wir einfach. Ach ... Lass mich noch drüber nachdenken.

S: Natürlich.

D: Und ich rufe dich morgen zurück und erzähle dir von meinen Träumen und – irgendwie werde ich's schon hinkriegen, mich zu einer Einstellung zu diesem Projekt durchzuringen.

S: O. k., das ist vollkommen legitim. Wir mochten deine Arbeit jedenfalls sehr, das Video. Als wir dich so herumlabern gesehen haben, begannen wir auch herumzulabern. Immerhin macht Chris Filme, und sie arbeitet auch mit Video.

D: Vielleicht ist das Timing nicht perfekt, doch wahrscheinlich ist das Timing nie perfekt. Lass uns drüber nachdenken und ich ruf dich morgen an.

S: O. k., wir werden den ganzen Tag hier sein.

D: Danke, dass du mich in das Geheimnis eingeweiht hast. Ich werde drüber nachdenken. Bye bye.

S: O. k., du auch. Ja, sag's nur niemandem, ja? Mach's gut. Bye bye.

Und dann ging Chris allein in ihr Zimmer und schrieb einen Brief über Sex und Liebe, von dem sie glaubte, dass sie ihn abschicken würde. Sie wusste gar nicht mehr wirklich, ob sie nun überhaupt noch Sex haben wollte, und sie spürte, dass die ganze Sache sich in Luft auflösen würde, wenn sie nun mit Dick schliefe. DAS-LEBEN-DAS-NICHT-KRITISCH-UNTERSUCHT-WIRD-IST-ES-NICHT-WERT-GELEBT-ZU-WERDEN blitzte im Vorspann eines Ken-Kobland-Films zum Backbeat eines Autofick-Songs aus den 50ern auf. »Sobald wir Sex haben, beginnen wir zu fallen«, schrieb sie, und sie war überzeugt, ja, sie wusste aus Erfahrung, dass Sex sämtlichen fantasievollen

Austausch im Grunde kurzschließt. Beides zusammen ist schlicht viel zu furchterregend. Sie schrieb noch etwas weiter über Henry James. Obwohl sie ja eigentlich beides wollte. »Ist es irgendwie möglich«, schrieb sie zum Schluss, »Sex etwas Würde zu verleihen, Sex genau so kompliziert zu machen, wie wir es sind, damit Sex nicht grotesk wird?«

Sylvère muss gewusst haben, dass sie schrieb, denn im selben Moment verfasste er in seinem Zimmer folgende Zeilen:

»Lieber Dick, es ist schon komisch, wie alles so eine Art hat, sich mit einem Mal zu verändern. Gerade als ich dachte, dass ich endlich immerhin ein bisschen die Initiative ergriff, finde ich mich in der Lage des *Dummen Dick* wieder und lasse mich herumschubsen von den Trieben anderer. Letztlich hat mich am meisten verletzt, wie verwirrt und orientierungslos Chris war, als sie daran zurückdachte, wie sie auf frühere Schwärme reagiert hatte, die ich damals noch nicht hatte miterleben können. Und dann vergrößerte sich der Altersunterschied zwischen uns beiden auf ein halbes Jahrhundert. Und ich fühlte mich alt und traurig. Und dennoch teilten wir etwas miteinander.«

Und dennoch konnten die beiden sich einzig und allein vorstellen, als Paar zusammen zu sein. Lasen sie einander ihre »privaten« Briefe laut vor? Vermutlich. Und dann schliefen sie miteinander, dachten dabei woran? An den nicht anwesenden Dick? Jedenfalls machten sie auf der derselben Schiene weiter, dem Spiel verpflichtet. Im Bett neben Sylvère schrieb Chris einen postkoitalen Brief:

Lieber Dick,

es sind nun einige Stunden vergangen, und wir haben grade miteinander geschlafen, und davor verbrachten wir zwei Stunden damit, über dich zu sprechen. Seit du in unser Leben getreten bist, hat sich unser Haus in ein Bordell verwandelt. Wir rauchen Zigaretten, kippen Aschenbecher um, ohne sie aufzuheben, liegen stundenlang in der Gegend herum. Wir haben allenfalls halbherzig gearbeitet und nur für jeweils ein paar Stunden am Stück. Wir haben sämtliches Interesse verloren, für unseren Umzug oder die bevorstehenden Reisen zu packen oder unsere Besitztümer zu konsolidieren oder unsere Arbeit und unsere Karrieren voranzutreiben. Es ist nicht fair, dass du so ungerührt bist. Verbringst du den Samstagabend damit, über Sylvères Anruf nachzudenken? Ich bezweifle es. Sylvère sagt, dass du gut daran tun würdest, dich einfach auszublenden, weil diese Briefe nichts mit dir zu tun hätten. Er sagt, dass es lediglich um uns als Paar ginge, doch das stimmt nicht.

Als ich 23 war, luden meine beste Freundin Liza Martin und ich einen berühmten Rockstar, der für seine Ausflüge ins Bizarre bekannt war, dazu ein, uns so zu ficken, als seien wir beide ein und dieselbe Person. Unter Anleitung zweier Künstler, die wir sehr verehrten, Richard Schechner und Louise Bourgeois, hatten wir in den Hinterzimmern mehrerer Oben-ohne-Bars (Huch, das Telefon klingelt. Bist du das? Nein, nur ein weiteres Fax von dem Negativ-Cutter in Neuseeland über die verhunzte Schnittliste meines Films, der mir längst vollkommen gleichgültig ist.) eine schizophrene Zwillingsnummer entwickelt. Wie auch immer, wir erzählten ihm, dass Liza den physischen Teil des sexuellen Aktes übernehmen würde und ich den verbalen. Gemeinsam inkarnierten wir

den kybernetischen Schnitt, den die Kultur auf die gesamte Weiblichkeit projiziert. Wir boten _____ sogar an, dass er den Ort auswählen könne: das Gramercy Hotel oder das Chelsea. Doch ____ antwortete nicht. Leichter, eine Tussi zu ficken, kann ich mir vorstellen, als sich auf derart sonderbare Mädchen einzulassen.

Und jetzt sind Sylvère und ich die sonderbaren Mädchen. Ich hätte mir niemals träumen lassen, dass ich so etwas noch einmal tun würde, schon gar nicht mit Sylvère. Doch ehrlich gesagt habe ich das Gefühl, dass ich mit dem Film an einem Ende angelangt bin. Ich weiß nicht, was als Nächstes geschehen wird, und vielleicht ist es ganz einfach so, dass du in dieses Vakuum gefallen bist. Glaubst du nicht auch, dass sich im Grunde alles nur durch Fallstudien begreifen lässt? Letzten Monat las ich ein Buch von Henry Frundt über den Coca-Cola-Streik in Guatemala: eine vollständige Rekonstruktion der Ereignisse mithilfe von Dokumenten und Transkripten. Durch das Verständnis nur einer einzigen einfachen Sache – eines Streiks – wird es möglich, den Kapitalismus der Großkonzerne in den Ländern der Dritten Welt insgesamt zu begreifen. Wie auch immer, ich glaube, dass wir mit dir eine Fallstudie begonnen haben.

Ich fühle mich, als warte ich auf meine Hinrichtung. Wahrscheinlich wird das alles hier schon morgen früh mit quietschenden Bremsen zum Halten kommen, wenn du anrufst. Nur noch ein paar Stunden, bis die ganze Geschichte (welche Geschichte?) sich entfaltet.

In Liebe Chris

Crestline, Kalifornien 10. Dezember 1994

Lieber Dick,

ich frage mich, was ich tun würde, wäre ich du.

Alles Liebe Sylvère

PS: Wir haben beschlossen, dass wir dich für den Rest des Abends in Ruhe lassen.

Sie waren im Fieberwahn, ekstatisch. Chris hatte sich schon so häufig gewünscht, in Sylvères Kopf oder Herz hineingreifen zu können, um seine Unzufriedenheit zu exorzieren. Am Samstag, dem 10. Dezember, ruhten sie sich aus, glückselig und erschöpft, und endlich bewohnten sie beide ein und denselben Ort zu ein und derselben Zeit.

Der längste Sonntag der Welt

Crestline, Kalifornien 11. Dezember 1994: Sonntagmorgen

Lieber Dick,

ich glaube, es handelt sich hier um einen Fall von *Schwärmerei*. Komisch, ich habe noch nie zuvor auch nur daran gedacht, dieses Wort zu benutzen.

Du bist der viereinhalbste Mensch (nach Shake, der Guten Yvonne, der Schlechten Yvonne und David B., dem Jesuiten), für den ich schwärme, seitdem ich mit Sylvère zusammenlebe. Zumeist geht es bei dieser Schwärmerei-Energie darum, jemanden kennenlernen zu wollen.

Es ist lustig, denn was die beiden Yvonnes betrifft, kam das mit der Sex-Schwärmerei erst, nachdem ich sie bereits ziemlich gut kannte, sie bewundert und mit ihnen auf ganz andere Weise hatte zusammen sein wollen. Wohingegen meine Sex-Schwärmereien für Männer (für dich, für Shake, für den Priester) ganz plötzlich aus dem Nichts auftauchen und vor allem auf der Tatsache gründen, dass ich diese Männer gar nicht kenne. So als ließe sich durch Sex ein ansonsten lückenhaftes Bild vervollständigen. Geht das? Im Fall der Männer ist es so, als ahnte ich, was für ein Mensch dort unter der Oberfläche schwebte. Das Verlangen nach Sex, um etwas zu begreifen, das ich längst schon weiß.

Bevor ich mit Sylvère zusammenkam, hatten die meisten Typen mit mir Schluss gemacht, sobald sie eine fanden, die femininer oder einfältiger war als ich. »Sie ist nicht wie du«, sagten sie dann meist. »Sie ist ein wirklich nettes Mädchen.« Und das tat weh, denn was mich anmachte beim Sex, war die Überzeugung, dass sie mich kannten, dass ich jemanden gefunden hatte, den ich verstehen konnte. Doch jetzt, da ich ein hässliches altes Weib geworden bin, d. h. sämtliche Widersprüche meines Lebens akzeptiert habe, gibt es nichts mehr, was sich noch wissen ließe. Das Einzige, das mich jetzt noch vorantreibt, ist die Möglichkeit, etwas voranzutreiben, und über jemand anderen (dich) etwas herauszufinden.

Ich weiß, wie bescheuert diese Briefe im Grunde sind. Trotzdem, ich wollte die letzten paar Stunden vor deinem Anruf nutzen, um dir mitzuteilen, wie ich mich fühle.

In Liebe Chris Lieber Dick,

jetzt stehen wir unter Druck. In ein paar Stunden wirst du unsere ganze Geschichte womöglich in Stücke schlagen und sie als das entlarven, was sie ist: eine merkwürdige, perverse Maschine, die allein dazu dient, dich kennenzulernen, Dick. Oh Dick, was mache ich hier bloß? Wie bin ich nur in diese merkwürdige, peinliche Lage geraten, dass ich dir am Telefon von der Schwärmerei meiner Frau für dich berichte? (Um das Ausmaß unserer Verderbtheit zu betonen, bezeichne ich sie als meine »Frau« – ein Wort, das ich ansonsten nie benutze …)

Hätte Chris sich in dich verliebt, wenn ich nicht dabei gewesen wäre und alles noch viel peinlicher gemacht hätte? Ist Wissen eine verzweifelte Form der Akzeptanz? Oder transzendiert Akzeptanz sich selbst in eine Form des Wissens, um interessanteren Boden unter die Füße zu bekommen? »Wissen« sollte doch eigentlich mein Anliegen sein ...

Ich dachte also an dich, sehnte mich nach einer Krise, nach einer rosigen Zukunft, um den Tod von mir fernzuhalten. Haben wir irgendein Recht dazu, dir unsere Fantasien aufzudrängen? Ist es irgendwie möglich, dass unsere Fantasien an deine anknüpfen können, sodass sie auch dir zugutekommen? Ich verstehe, was wir bei all dem zu gewinnen haben. Doch was würde ich tun, wenn ich du wäre, Dick? Wenn du auf die Komplexität menschlicher Beziehungen Wert legen würdest, dann wärst du ganz sicher nicht völlig allein ins Antelope Valley gezogen. Das erinnert mich an etwas, das Chris vor ein paar Tagen gesagt hat: Am besten lässt sich eine Leiche vor aller Augen verstecken. Und du bist allem so nah und trotzdem so schwer zu fassen.

Warum also solltest du deine Tarnung aufgeben, nichts wei-

ter als eine zerbrechliche Eierschale, um ein Spiel mitzuspielen, das zu spielen du dich doch ein für alle Mal geweigert hast? Am peinlichsten für mich ist nicht einmal die Tatsache, dir sagen zu müssen, dass meine Frau in dich verliebt ist – das ist einfach nur transgressiv und deshalb letztlich akzeptabel. Viel peinlicher ist es hingegen, der ganzen Angelegenheit die Klamotten vom Leib zu reißen, sie auf das reine, rohe Begehren zu reduzieren, so wie die ganzen vielen »...« in Chris' Erzählung, als sie sich ausmalt, wie es wäre, mit dir zu schlafen. Steht das Wissen für »...«? Muss es erotisiert werden, damit man herausfinden kann, worum es wirklich geht? Und warum sollte nur irgendein Anliegen angemessener sein als die vielen rohen »...« unseres Begehrens? Wir wissen, für was die »...« stehen. Und wofür steht dein Name, Dick?

Hier ist meiner: Sylvère

Crestline, Kalifornien 11. Dezember 1994

Lieber Dick,

ich bin anderer Meinung als Sylvère, was deine Wohnsituation betrifft. Er hält sie für eskapistisch, als ob das Alleinleben ausschließlich dazu diene, der unvermeidlichen Paarhaftigkeit aus dem Weg zu gehen und das Leben als solches abzulehnen. Das jedenfalls sagen Eltern über die Kinderlosen. Ich jedoch glaube, dass deine Lebensentscheidungen vollkommen legitim sind, Dick.

In Liebe Chris

Crestline, Kalifornien 11. Dezember 1994

Lieber Dick,

Mittag (schon!). Wir warten noch immer auf deinen Anruf. Wir werden jetzt wohl mal in den Gesprächsmodus übergehen, weil wir unsere Zeit zwischen diesen Briefen sowieso ausschließlich damit verbracht haben, über dich zu sprechen.

In Liebe Chris & Sylvère

BEWEISSTÜCK D:

Sylvère und Chris unterhalten sich bei gleichzeitiger Transkription

Sonntag, 11. Dezember 1994: 12.05 Uhr

C: Sylvère, was machen wir, wenn er nicht anruft? Rufen wir ihn dann an?

S: Nein, wir können eigentlich auch ohne ihn weitermachen.

C: Du vergisst, dass ich wirklich *will*, dass er anruft. Ich kribbele überall vor lauter Vorfreude auf seinen Anruf. Ich werde wirklich enttäuscht sein, wenn er nicht anruft.

S: Nun, diesmal solltest aber du mit ihm sprechen. Warum solltest du uns zwei weißen Männer entscheiden lassen, wie's weitergeht? Ich hab ihn reingezogen. Jetzt bist du dran.

C: Aber ich hab Angst, dass er überhaupt gar nicht erst anruft. Was dann? Ruf ich ihn dann an? Ich fühl mich ja schon jetzt wie in dem Frank-Zappa-Song You Didn't Try And Call Me.

S: Er wird anrufen, aber nicht heute. Er wird anrufen, wenn es zu spät ist.

C: Oh, Sylvère, ich hasse so was.

S: Aber Chris, genau deshalb wird er es genau so machen.

C: Wenn er heute nicht anruft, glaube ich, dass ich mich ausklinken muss. Weil, weißt du, andernfalls werde ich allen Respekt verlieren. Wir haben *so viel* getan. Alles, was er tun muss, ist anrufen.

S: Aber vielleicht begreift er ja irgendwann, dass wir bereits alles für ihn getan haben. Warum also stören?

C: Ich bin anderer Meinung. Er sollte neugierig sein. Wenn mich jemand anriefe und mir sagte, dass er oder sie über Nacht 50, 60, 70 Seiten über mich geschrieben habe, dann wäre ich ganz sicher neugierig. Weißt du, Sylvère, wenn diese ganze Dick-Sache nicht klappt, werde ich nach Guatemala-Stadt fahren. Ich muss doch irgendetwas mit meinem Leben anfangen.

S: Aber Chris. Das Antelope Valley *ist* Guatemala.

C: Ich werde nur so sehr enttäuscht sein, wenn er nicht anruft. Wie kann man jemanden auch weiterhin lieben, der diesen ersten und doch eigentlich sehr einfachen Test schon nicht besteht?

S: Welchen Test: Den Ehebruch-Test?

C: Neiiiiin. Der erste Test ist, einfach nur anzurufen.

Weil ihr Telefon mit Anklopf-Funktion ausgestattet ist, ruft Chris ihre unerschütterliche Freundin Ann Rower in New York an.

Zehn Minuten später

S: Was sagt Ann?

C: Ann sagt, dass es sich um ein großartiges Projekt handelt – sehr viel perverser, als einfach nur eine Affäre zu haben. Sie glaubt, dass sich daraus ein gutes Buch machen ließe! Wenn Dick anruft, sollen wir ihm dann gleich sagen, dass wir über eine Publikation nachdenken?

S: Nein, der Mord hat noch nicht stattgefunden. Das Begehren ist noch nicht gestillt. Warte noch etwas mit den Medien.

C: (quengelnd) Waruuuuuum??

Sieben Stunden später

C: Schau, Sylvère, das bringt doch nichts. Wir fahren in zwei Tagen, und ich kann nicht einmal über diesen einen Anruf hinausdenken. Heute Nachmittag hab ich ein Fax von einem Produzenten bekommen, der meinen Film sehen will. Ich hab's nicht mal gelesen. Vielleicht hab ich's schon weggeworfen.

(Pause)

Das ist eine unfassbare Situation! Ich weiß nicht einmal mehr, was ich von Dick überhaupt noch will. Das kann ja gar nicht gut enden.

Dankbar bin ich allein dafür, dass wir nicht mehr in den 70ern sind, sonst hätte ich ihn schon gefickt. Kennst du diese Qualen? Beim Telefon warten, bis das Brennen und die Folter endlich aufhören? Unsere einzige Hoffnung ist, dass sich unser Leben irgendwie fortführen lässt. Was so wagemutig schien, sieht jetzt einfach nur kindisch und pathetisch aus.

S: Chris, ich hab dir doch schon gesagt, dass er nicht anrufen wird. Er neigt dazu, sich zurückzuziehen. Wir haben ihm die Entscheidung abgenommen. Zu entscheiden, was er denkt. Erinnerst du dich an die Einführung, die wir für ihn geschrieben haben? Auf eine Art brauchen wir Dick nicht einmal. Er hat viel mehr zu sagen, wenn er überhaupt gar nichts sagt, und vielleicht ist er sich dessen auch bewusst. Wir haben Dick wie eine dumme Fotze behandelt. Warum sollte ihm das auch gefallen? Wenn er nicht anruft, spielt er seine Rolle doch nur genauso, wie er sie spielen soll.

C: Das stimmt nicht. Dicks Reaktion hat rein gar nichts mit seinem Charakter zu tun. Es ist die Situation. Das erinnert mich an etwas, das mir passiert ist, als ich elf Jahre alt war. Es gab da diesen Mann bei dem Lokalradiosender, der immer sehr nett zu mir gewesen war. Er ließ mich live im Radio sprechen. Dann zog sich eines Tages der Himmel über mir zu, und ich begann Steine in die Windschutzscheibe seines Autos zu werfen. Während ich das tat, schien es mir vollkommen richtig zu sein, doch später kam ich mir verrückt vor und schämte mich.

S: Willst du einen Stein durch Dicks Thunderbird werfen?

C: Das habe ich doch schon getan. Vor allem jedoch habe ich mich erniedrigt.

S: Nein.

C: Aber klar doch. Ich habe eine absolute Fantasie auf eine nichtsahnende Person projiziert und diese Person dann auch noch gebeten, darauf zu reagieren!

S: Aber Chris, ich glaube, seine Verlegenheit hat rein gar nichts mit dir oder mir zu tun, sondern allein mit ihm selbst. Was kann er tun?

C: Ich hasse es, in einen solch körperlichen Zustand hineingeworfen zu werden. Als beim Abendessen das Telefon klingelte, wurde ich ganz rot im Gesicht, mein Herz pochte. Laura und Elizabeth sind den ganzen langen Weg hergefahren, um uns zu besuchen, und ich mag sie, doch ich konnte es gar nicht abwarten, bis sie endlich wieder verschwunden waren.

S: Das ist doch nichts anderes, als das Leben am Limit zu leben, oder?

C: Nein, es ist nichts anderes als dämliche Schwärmerei. Ich schäme mich so sehr.

S: Doch auch wenn sein Schweigen dir wehtut, ist es nicht gerade das, was dich so zu ihm hingezogen hat: Die Tatsache, dass er so unzugänglich war? Also, ich denke, dass es hier zwar einen Widerspruch gibt, aber nichts, wofür du dich schämen müsstest –

C: Ich habe mir schrecklich viel herausgenommen. Er hat alles Recht, mir ins Gesicht zu lachen.

S: Ich bezweifle, dass er lacht. Allenfalls kaut er an den Fingernägeln.

C: Ich fühle mich so teenagermäßig. Wenn man so intensiv in seinem eigenen Kopf lebt, dann beginnt man zu glauben, dass man tatsächlich dafür verantwortlich ist, wenn wirklich etwas von dem geschieht, das man sich ausgemalt hat. Als Lenora sich eine Überdosis schlechtes Acid von meinem damaligen Freund Donald eingeworfen hatte, saßen er und Paul und ich die ganze Nacht im Park und schworen, dass wir uns umbringen würden, sollte Lenora nicht spätestens morgen Station 16 verlassen. Wenn man so intensiv im eigenen Kopf lebt, dann gibt es keinen Unterschied mehr zwischen dem, was man sich ausmalt, und dem, was tatsächlich passiert. Deshalb ist man sowohl allmächtig als auch ohnmächtig.

S: Du sagst, dass Teenager keine Kontrolle über ihr Denken haben?

C: Nein, sie stecken so tief drin in ihren Köpfen, dass es keinen Unterschied mehr gibt zwischen der Welt und dem, was in ihren Köpfen passiert.

S: Was also geschieht gerade in Dicks Kopf?

C: Oh, Sylvère, er ist kein Teenager. Er schwärmt kein bisschen für mich. Er befindet sich im Normalzustand – nun, was auch immer normal für ihn ist, und er fragt sich, wie er mit dieser grauenhaft gefühlsduseligen Situation umgehen soll.

S: Wenn er tatsächlich drüber nachdenkt, wird er heute Abend anrufen. Wenn nicht, dann ruft er Dienstagmorgen an. Anrufen wird er auf jeden Fall.

C: Sylvère, hier geht es zu wie am Institut für Emotionsforschung.

S: Merkwürdig, dass all das, worum es uns geht, so flüchtig ist. Wir können unsere Fähigkeit, etwas zu fühlen, nur dann zurückerhalten, wenn wir Dick heraufbeschwören.

C: Er ist unser imaginärer Freund.

S: Brauchen wir so was? Alles ist so durcheinander. Unsere Besessenheit erreicht auf seine Kosten immer wieder ganz neue Höhen, wodurch wir ihn nur noch viel deutlicher sehen können, als er selbst sich jemals sehen würde.

C: Spiel dich nicht so auf! Du redest die ganze Zeit über Dick, als wäre er dein kleiner Bruder. Du glaubst, du hast ihn total durchschaut.

S: Nun, ich habe eine etwas andere Auffassung von ihm als du.

C: Ich *habe* keine *Auffassung*, ich bin verliebt in ihn.

S: Das ist so ungerecht. Womit hat er das nur verdient?

C: Glaubst du, wir tun das alles vielleicht nur, weil wir so unsicher und durcheinander sind, so kurz bevor wir Kalifornien verlassen?

S: Nein, Verlassen ist Routine für uns. Aber was wäre geschehen, wenn wir ihn tatsächlich eingebunden hätten und wenn er dabei gewesen wäre?

C: Ich hätte ihn einmal gefickt und er hätte nie wieder angerufen.

S: Was das alles hier doch erst legitimiert, ist die Tatsache, dass du das eben nicht getan hast. Das Entscheidende ist doch das, was allein deshalb geschehen ist, weil du drüber *nachgedacht* hast. Weißt du, ich hatte mir Dick zuvor als niederträchtige, manipulative Kreatur vorgestellt. Vielleicht verhält er sich nur deshalb auch weiterhin so still, weil er uns mehr Zeit geben will ...

C: Um über ihn hinwegzukommen. Er will, dass wir über ihn hinwegkommen.

S: Chris, was geschieht nur mit uns? Ihm zu schreiben ist das eine, doch inzwischen schreiben wir einander. Hat Dick uns lediglich ermöglichen sollen, endlich wieder miteinander über irgendetwas zu sprechen?

C: Du meinst, dass Dick Gott ist.

S: Nein, vielleicht hat Dick nie existiert.

C: Sylvère, ich glaube, dass wir grade in eine Post-mortem-Elegie übergehen.

S: Nein, wir warten einfach nur auf seinen Anruf.

S: Das ist so unfair. Ich glaube, diese stillen Typen lassen einen doppelt so schwer arbeiten, und dann kann man nicht mehr entkommen, weil man sich seinen eigenen Käfig gebaut hat. Vielleicht ist das der Grund, warum du dich so schlecht fühlst. Es ist, als beobachte er dich, als beobachte er dich dabei, wie du dir das alles hier antust.

C: Kummer und Selbsthass sind die Essenz des Rock 'n' Roll. Wenn so etwas wie das hier geschieht, dann will man die Musik doch einfach nur richtig weit aufdrehen.

— Zwei Stunden später —

(Dick hat nicht angerufen. Chris schreibt noch einen Brief, und stolz liest sie ihn Sylvère vor.)

C: Crestline, Kalifornien
11. Dezember 1994

Hey Dick,

es ist Sonntagabend, wir sind durch die Hölle gegangen und noch nicht wirklich wieder zurück, doch nun, da du in »das Projekt« halbwegs eingeweiht bist, ist es wohl nur fair, dich auf den aktuellsten Stand zu bringen. Wir sind bereit, alles abzublasen. Wir sind durch ganze Galaxien gereist, seitdem Sylvère gestern Abend mit dir am Telefon darüber sprach, bei dir zuhause ein Video zu drehen ... Nun, es ging eigentlich gar nicht um das Video, wir wollten einfach nur irgendeinen Mechanismus finden, um dich in den Prozess einzubinden. Seitdem habe ich eine ganze Reihe anderer Ideen für Kunst-Projekte aufgegriffen/aufgegeben, doch im Grunde sind diese Briefe alles, was wir haben. Sylvère und ich fragen uns, ob wir sie Amy und Ira von High Risk Books geben sollen oder ob wir sie gleich selbst bei Semiotext(e) publizieren. Wir haben in drei Tagen 80 Seiten geschrieben. Aber mir geht es elend, und ich bin durcheinander, und nach deinem Schweigen zu urteilen, bist du nicht wirklich begeistert von all dem hier. Lassen wir es also gut sein.

> Bonne nuit Chris

S: Chris, das kannst du so nicht abschicken. Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn. Du sollst doch intelligent klingen.

C: Okay, ich versuch's noch mal.

BEWEISSTÜCK E:

Das intelligente Fax (auf *Gravity-&-Grace-Briefpapier* verfasst)

Sonntagabend

Lieber Dick,

nun, der »Sturm im Wasserglas« scheint vorübergezogen zu sein, ohne dass du in ihn hineingezogen worden wärst, was vollkommen o. k. für mich ist. Was ist es nur, das wir hier die vergangenen paar Tage veranstaltet haben? Ich hänge in der Luft, seitdem ich emotional aus dem Film ausgestiegen bin, und als dieses diese »Verknalltsein« – entstand, schien es ganz einfach interessant, sich mit der blöden Schwärmerei auf selbstreflexive Weise auseinanderzusetzen zu versuchen. Das Ergebnis: 80 Seiten unlesbare Korrespondenz in ungefähr zwei Tagen.

Doch es war durchaus interessant, in die Psychosen der Adoleszenz zurückzustürzen. So außerordentlich intensiv in unseren eigenen Köpfen zu leben, dass sich alle Grenzen auflösen. Es handelt sich dabei um eine verzerrte Allmächtigkeit, um eine negative psychische Macht, als ob das, was in unseren Köpfen vor sich geht, tatsächlich die gesamte äußere Welt vorantreibe. Irgendwie ein ziemlich nützlicher Ort, um sich darin umherzubewegen, aber vielleicht nicht ganz so interessant für dich.

In Zukunft würde ich gern nicht unbedingt gleich den Raum verlassen müssen, nur weil du dich zufällig auch gerade darin aufhältst, weshalb es mir das Beste schien, nichts unausgesprochen zu lassen.

Lass mich bitte unbedingt wissen, ob du die Briefe (oder womöglich nur Auszüge) lesen möchtest. Trotz allen Nebels betreffen einige von ihnen doch immerhin auch dich.

> Alles Gute Chris

Um Mitternacht senden sie das Fax. Sie gehen zu Bett, doch Chris kann nicht schlafen, weil es ihr vorkommt, als habe sie sich kompromittiert. Gegen zwei Uhr schleicht sie in ihr Büro und kritzelt Das Geheime Fax.

BEWEISSTÜCK F:

Das Geheime Fax

Lieber Dick, die fixe Idee hinter dem Sturm war, dass ich dich Mittwochabend gerne sehen würde, wenn Sylvère auf dem Weg nach Paris ist. Ich würde das noch immer gern tun. Wenn du mir also am Mittwochmorgen nach 7 Uhr Ja oder Nein faxt, bekomme ich deine Nachricht privat.

Chris

Sie hämmert Dicks Faxnummer in die Maschine, dann schwebt ihr Zeigefinger über *SENDEN*. Doch irgendetwas hält sie zurück, und sie geht wieder ins Bett.

12. Dezember 1994

An diesem Morgen, während sie noch im Bett liegen und Kaffee trinken, sagt Chris nichts von dem *Geheimen Fax*. Stattdessen grübelt sie darüber nach, warum Dicks Fax- und Telefonnummern unterschiedliche Vorwahlen haben. Ein Hauch von Zweifel entwickelt sich zu einer Gewitterwolke. Als sie die Nummern in Sylvères Notizbuch nachsieht, ruft sie: »Oh mein Gott! Wir haben das Fax an Dicks Kunsthochschule geschickt!« (Seltsamerweise hat die Kunsthochschule, an der Dick unterrichtet, nur eine einzige Faxmaschine. Sie befindet sich im Büro des Präsidenten. Der Präsident war ein sehr netter Mensch, ein liberaler jüdischer Gelehrter, der mit einer guten Bekannten von Chris aus New York verheiratet war. Vor zwei Wochen erst hatten die vier einen herzlichen und lebhaften Abend bei dem Präsidenten daheim verbracht …)

Das alles ist nun so umfassend blamabel, dass sie keine andere Wahl mehr haben, als Dick anzurufen und ihn zu warnen, dass das Fax kommt. Wundersamerweise erreicht Sylvère Dick gleich beim ersten Anruf. Diesmal nimmt er das Gespräch jedoch nicht auf. Chris versteckt ihren Kopf unter den Kissen. Sylvère kommt zurück, triumphierend. Dick war schroff gewesen, verärgert, berichtet Sylvère, doch immerhin haben sie größeres Unglück abgewendet. Für Chris ist er ein Held. Sie bewundert Sylvères Tapferkeit so sehr, dass sie ihm spontan *Das Geheime Fax* gesteht.

Und jetzt kann Sylvère nicht mehr leugnen, wie wirklich das alles ist. Das hier ist nicht mehr nur ein weiteres ihrer allmorgendlichen Kaffee-Spielchen, die sie erfunden haben. SEINE FRAU LIEBT EINEN ANDEREN MANN. Aufgebracht und verraten schreibt er eine Erzählung.

BEWEISSTÜCK G:

Sylvères Erzählung Untreue

Chris dachte häufig daran, ihren Ehemann zu betrügen. Sie hatte Marivaux' Komödien nie verstanden, all das Herumgeschleiche hinter verschlossenen Türen, doch nun dämmerte ihr allmählich die Logik des Ehebruchs. Sie hatte gerade mit Sylvère geschlafen (der sich im Anschluss dafür insgeheim bei Dick bedankte), und er brachte seine tiefe, unsterbliche Liebe für sie zum Ausdruck. War die Zeit nicht reif für einen Ehebruch?

Denn auf eine gewisse Art betrachtet, musste die Geschichte genau so enden. Ist es nicht das, was Sylvère eigentlich beabsichtigt hatte, als er Chris geradezu zwang, Das Intelligente Fax zu schreiben?

Sylvère und Chris waren seit zehn Jahren zusammen, und sie fantasierte, wie sie Dick ihre fremdgängerische Jungfräulichkeit gestehen würde – »Du bist der Erste.« Jetzt, da ihr 40. Geburtstag sich rasch und bedrohlich abzeichnete, war die Heimlichtuerei die einzig verbliebene Möglichkeit für sie, doch noch das zu bekommen, was sie wollte, ohne Sylvères Gefühle zu verletzen. Auch Sylvère sehnte sich nach einem eleganten Abschluss dieses Abenteuers. Gab das Format nicht etwa vor, dass Chris in Dicks Armen enden müsste? Und damit würde es enden. Dick und Chris müssten es nie wieder tun. Sylvère müsste es nie erfahren.

Doch Sylvère konnte nicht anders, als zu glauben, dass Chris, indem sie ihn ausschloss, jenes Format aufgab, das sie beide doch gemeinsam überhaupt erst geschaffen hatten.

[Und hier setzt Chris die Geschichte fort in der Hoffnung, dass Sylvère begreift:]

Chris war überzeugt, dass sie um ihrer selbst und um Sylvères Willen beherzt gehandelt hatte. Musste nicht irgendwer dieser Geschichte endlich ein Ende bereiten? Als sie heute den North Road hinauffuhr, spürte Chris, dass sie Emma Bovarys Lage nur allzu gut verstand. Der einsame Abschied von Crestline rückte näher, die Fahrt quer durch Amerika. Drei ausgehungerte Kojoten standen am Straßenrand. Chris dachte an Emmas empfindsames Italienisches Windspiel, das der Kutsche immer weiter vorausrannte und auf sein sicheres Ende zuhielt. Alles ist verloren.

[Gemeinsam schrieben sie weiter:]

Seit Sylvères mutigem Anruf an jenem Morgen bei einem zu Recht verärgerten Dick, war ihnen klar, dass sie nun beide geliefert sind. Dick würde niemals antworten. Die Anforderungen des Formats würden nie erfüllt werden. Niemals würde Sylvère eine Stelle an Dicks Kunsthochschule angeboten bekommen.

Sylvère tat so, als störe ihn das nicht weiter. Hatten er und Chris sich nicht wie wahrhaftige Patrizier verhalten, d. h. wie leichtsinnige Wahnsinnige? Hätte irgendwer sonst es auch nur gewagt, einen Menschen in Dicks Lage einem solchen Trip auszusetzen? Wir sind Künstler, sagte Sylvère. Deshalb dürfen wir das.

Doch Chris war sich da nicht so sicher.

Irgendwann sollten sie dem Ganzen den Untertitel Markiert das Genre des Briefromans den Beginn des bürgerlichen Romans? geben. Doch das war viel später, nach einem weiteren Abendessen mit irgendwelchen renommierten akademischen Freunden bei Dick.

Crestline, Kalifornien Montag, 12. Dezember 1994

Lieber Dick,

ich schreibe, wir schreiben dir diesen Brief, den wir niemals abschicken werden. Endlich haben wir herausgefunden, wo das Pro-

blem liegt: Du glaubst, wir sind Dilettanten. Warum ist uns das nicht früher aufgefallen? Ich meine, Dick, du bist ein einfacher Typ. Du hast keine Zeit für Leute wie uns. Du bist wie all meine anderen Exfreunde – Typen, die mich sechs Monate oder ein Jahr lang regelmäßig bumsen, bevor sie mir voller Stolz eingestehen: »Ich habe jemanden kennengelernt. Ich mag sie wirklich sehr. Karen-Sharon-Heather-Barbara ist nicht wie du. Sie ist ein wirklich netter Mensch.« Nun. Sind wir in deinen Augen etwa keine netten Menschen?

Geht es hier etwa um Klassenfragen? Wir haben denselben Hintergrund wie du, doch du hältst uns für dekadente Menschen von Welt. Du denkst, wir seien irgendwie ... unaufrichtig.

Was jetzt? Hätten wir gar nicht erst versuchen sollen, dir näherzukommen? All dies spielt sich derzeit im Hintergrund unserer Leben ab:

Wir verlassen Kalifornien, ziehen zum ungefähr hundertsten Mal in den letzten beiden Jahren um. Unruhe ist zur Routine geworden.

Chris hat heute einen Brief aus Berlin bekommen: Ihr Film wird *nicht* auf dem Festival zu sehen sein.

Von ihrem Postproduktionskoordinator hat Chris aus Neuseeland mehrere Faxe voller schlechter Nachrichten, versteckter Unkosten, Verzögerungen erhalten.

Diese Entwicklungen haben uns eine Weile lang aus der Dick-Spur geworfen, und wir waren äußerst erleichtert, als wir in einem Haus, dessen gesamter Inhalt endlich verstaut worden war, in sie zurückfinden konnten.

Dann erhielt Sylvère einen Anruf von Margit Rowell, die beim MOMA als Kuratorin für Grafik arbeitet. Ob er nicht einen Katalog über Antonin Artaud herausgeben wolle? Es handele sich um eine wichtige Ausstellung. Die Kluft zwischen uns wird größer. Dann tauchten die Putzfrauen auf, gefolgt vom Teppich-Shampoo-

Mann. Chris lief zwischen allen hin und her, wie im Fieber wartend auf deine Reaktion auf ihr Fax.

Dick, warum langweilt uns unser Leben so sehr? Gestern haben wir beschlossen, dass wir dieses Haus im nächsten Jahr nicht wieder nehmen werden. Vielleicht mieten wir eines am anderen Ende der Stadt?

Ziehst du diese Art von Energie an? Sind wir wie der berühmte Einbrecher, der in Häuser einsteigt, um kleine Glücksbringer zu stehlen – eine Packung Kondome, ein Käsemesser?

Wir können uns einfach nicht dazu aufraffen, diesen Brief zu beenden.

Unterzeichnet: Chris & Sylvère

22.55 Uhr

Wir denken darüber nach, Dick noch einmal anzurufen, um ihm zu sagen, dass das Video eine unausgegorene Idee war. So funktioniert das Delirium: Wir lachen und sind ganz aufgeregt, und in diesem Moment kommt es uns völlig richtig vor, ihn anzurufen. Immerhin hat Dick die vergangenen beiden Stunden »mit« uns verbracht. Wir haben völlig vergessen, dass Dick nie wieder etwas von uns hören will. Jetzt anzurufen, wäre der letzte Strohhalm.

All dies hier aufzuschreiben war in etwa so, als bewegten wir uns durch ein Kaleidoskop unserer sämtlichen Lieblingsbücher der Literaturgeschichte. *In Swanns Welt* und William Congreve, Henry James, Gustave Flaubert. Verlieren Emotionen durch Analogien an Aufrichtigkeit?

Die Zeit heilt alle Wunden.

Dick, du bist so intelligent, doch wir leben in unterschiedlichen Kulturen. Sylvère und ich sind wie die Hofdamen der HeianZeit im Japan des sechsten Jahrhunderts. Die Liebe verlangt von uns, dass wir uns auf elegante und uneindeutige Weise ausdrücken. Doch inzwischen warst du schon längst zurück im Sattel.

Billets-doux, Billets-Dick: Eine Kulturgeschichte.

Wir haben dich auf die Probe gestellt. Wir haben sie nicht bestanden.

13. Dezember 1994

Am Dienstag dämmert die Enttäuschung. Sylvère und Chris verbringen den Tag damit, ihre Sachen in Lagerbox #26 von Dart Canyon Storage zu bringen. Für 25 Dollar im Monat können sie es nun noch weiter hinauszögern, ihren kaputten Korbsessel, ihr durchhängendes Doppelbett und die Couch aus dem Secondhandladen für immer zu entsorgen. Chris schleppt die Möbel allein vom Truck nach oben in den zweiten Stock, während Sylvère Anweisungen bellt. Mit seiner Plastikhüfte kann er nichts heben, was schwerer ist als ein Petit Larousse, doch er hält sich für einen fachkundigen Möbelpacker und für einen Experten in Umzugsdingen. Mit der dritten Fahrt wird endgültig klar, dass nicht alles in Box #26 passen wird, ein Gehäuse von 1,20 m mal 2,40 m. Für 15 Dollar mehr hätten sie Box #14 haben können, ausreichende 3,60 m mal 3,60 m groß, doch Sylvère will nichts hören von diesen unnötigen Ausgaben. »Ich bin äußerst organisiert!«, heult er (genauso wie ein Überlebender der Konzentrationslager damit angab, ein geschmuggeltes Ei oder eingeschleuste Kartoffeln »organisieren« zu können). Immer wieder fällt ihm eine andere Möglichkeit ein, wie die Bodenlampen, Matratzen, 150 Kilo Bücher gestapelt werden sollten, und Chris schreit ihn an (»Du geiziger Jude!«), während sie den ganzen Dreck aus Box #26 heraus- und in den Flur und wieder zurückschleppt und unter dem Gewicht dieser ganzen Scheiße fast zusammenbricht. Ihr Schreien macht ihn nur noch entschlossener. Doch endlich passt dann doch alles, als sie gemeinsam beschließen, den vergoldeten Käfig wegzuwerfen, den sie in Colton beim Liquidationsverkauf von Pets'R'Us für 30 Dollar erstanden hatten, ein Schnäppchen. Der Vogel war schon lange weggeflogen. Am Ende ihres billigen Spontanurlaubs in Baja letzten September, auf dem Weg zurück durch Ensenada, hatten sie einen kleinen grünen Papagei am Straßenrand gekauft, den sie beim Übergueren der Grenze unterm Autositz versteckten. Loulou – sie hatten ihn nach Félicités Haustier in Flauberts Ein schlichtes Herz benannt - war Sylvères erstes Vogel-Korrelat gewesen. Er fütterte ihn mit Salatblättern und Samen, vertraute sich ihm an, versuchte gar ihm Worte beizubringen. Doch eines sonnigen Herbsttags ließ er die Käfigtür auf der Terrasse offen, sodass Loulou einen besseren Blick auf die mit frischem Schnee überzogenen Spitzen jenseits des Lake Gregory hatte. Während er zusah, zunächst erstaunt und dann sehr schnell zu Tode betrübt, flog Loulou aus dem Vogelkäfig zum Geländer, dann zu der riesigen Pinie und schließlich aus dem Blickfeld. Sie hatten jedes einzelne erhältliche Vogel-Accessoire gekauft, aber versäumt, Loulou die Flügel stutzen zu lassen. »Er hat sich für die Freiheit entschieden«, wiederholte Sylvère traurig.

Weil für die meiste »seriöse« Literatur nach wie vor entscheidend ist, dass sie einen möglichst vollkommenen Ausdruck der Subjektivität einer einzigen bestimmten Person entfaltet, gilt es als unfein und amateurhaft, die Nebendarsteller nicht zu »fiktionalisieren«, also ihre Namen und die weniger bedeutenden Charakteristika ihrer Identitäten nicht zu verändern. Der »seriöse« hetero-männliche Roman unserer Zeit ist ein nur oberflächlich verschleiertes »Meine Geschichte« und ganz genauso unersättlich verzehrend wie das Patriarchat insgesamt. Während der Held/ Anti-Held ausdrücklich der Autor ist, werden alle anderen auf

»Figuren« reduziert. Beispiel: Die Künstlerin Sophie Calle tritt in Paul Austers Buch *Leviathan* in der Rolle der Freundin des Autors auf. Maria »war nicht gerade eine Schönheit, doch aus ihren grauen Augen strahlte eine Intensität, die mich anzog, und mir gefiel auch die Art, wie sie sich in ihren Kleidern bewegte«. Marias Werk ist identisch mit Calles berühmtesten Arbeiten, dem Adressbuch, ihren Hotelfotos usw. Doch in *Leviathan* ist sie ein elfenhaftes Geschöpf, das von sämtlichen Komplikationen, wie beispielsweise Ambitionen oder Karriereplänen, befreit worden ist.

Wenn Frauen versuchen, diesen falschen Dünkel aufzuspießen, indem sie Namen nennen, und zwar ganz einfach deshalb, weil sich unsere vielen »Ichs« unablässig verändern, wann immer wir anderen »Ichs« begegnen, dann werden wir als Schlampen bezeichnet, als Verleumderinnen, Pornografinnen und Amateurinnen. »Warum bist du so wütend?«, sagte er zu mir.

An jenem Abend befinden sich keine Nachrichten auf dem Anrufbeantworter. Das Haus ist leer, sauber. Nach dem Abendessen sitzen Sylvère und Chris gemeinsam auf dem Boden und schalten den Laptop an.

BEWEISSTÜCK H:

Sylvères und Chris' letzte Briefe aus Crestline

Dienstag, 13. Dezember 1994 Crestline, Kalifornien

Lieber Dick,

in weniger als 24 Stunden fliege ich nach Frankreich. Die Uhr tickt, obwohl du dir dessen nicht recht bewusst zu sein scheinst. Der perfekte tragische Raum ... So eine Scheiße. Heute Morgen verspürte ich etwas Reue, etwas Empathie mit dir. Was für eine Hetzjagd! Doch andererseits, wenn man an all die vielen Dutzend Seiten denkt, die wir geschrieben haben, die Millionen Worte, die uns zu dir durch den Kopf gegangen sind, während wir dich insgesamt nur zwei Mal angerufen und dir nur ein einziges erbärmliches Fax geschickt haben? Ich meine: Die Diskrepanz ist atemberaubend.

Gestern Abend dachten wir, dass wir endlich wüssten, was zu tun sei, und auf eine gewisse Art stimmte das auch. Es ist unmöglich, mit dir schriftlich zu kommunizieren, weil Texte, wie wir alle wissen, sich selbst verzehren, zu einem Spiel werden. So bleibt uns allein, von Angesicht zu Angesicht miteinander umzugehen. Als Chris heute Morgen aufwachte, traf ich einen Entschluss. Sie soll noch einmal ins Antelope Valley fahren und sich mit dir treffen, Dick, und zwar allein. Am späten Nachmittag bekam ich so langsam meine Zweifel. Heute Morgen hinterließ ich eine Nachricht beim Präsidenten deiner Kunsthochschule, um mich für einen angenehmen Abend zu bedanken. Stell dir nur die Szene vor: der Präsident, wie er dir gegenüber erwähnt, dass ich im nächsten Jahr womöglich dem Kollegium beitrete; Chris, wie sie vor deiner Tür auftaucht, gerade als du dachtest, das teuflische Paar sei endlich abgedampft. Was würdest du tun? »Hi« sagen oder nach deinem Luftgewehr greifen? Vielleicht ist das alles keine ganz so gute Idee. Versuchen wir's mit einer anderen:

Bei Sonnenuntergang kommt Chris im Antelope Valley an und lässt sich in deiner Lieblingsbar nieder. Sie lehnt an der Tür, nippt an einem großen Bier und wartet darauf, dass dein Auto vorüberfährt. Soll sie bei dir anrufen? Sie weiß doch, dass du nicht gleich abhebst, sondern wartest, bis man auf deinen Anrufbeantworter zu sprechen beginnt, bevor du entscheidest, ob du abhebst oder nicht.

Hier ist noch eine Szene: Du fährst an der Bar vorüber und be-

merkst, dass draußen ihr Truck parkt. Du hältst vor der Bar, nimmst deinen Hut ab und gehst hinein. Sie schaut zurückhaltend auf und über den langen leeren Tisch dieser *cantina* hinweg und sieht deine Umrisse im Türrahmen schweben. Der Rest ist Geschichte.

Szene Nummer 3: Chris bucht ein Motelzimmer in einer Stadt in der Nähe. Sie überlegt, ob sie dich anrufen soll, entschließt sich dagegen, dann fährt sie spontan ins Antelope Valley und richtet sich in deiner Lieblingsbar ein. Nach einer Weile beginnt sie sich mit dem Barmann zu unterhalten. Weiß er zufällig irgendetwas über diesen Gringo, der ganz allein am Stadtrand wohnt? Netter Typ, doch irgendwie ein bisschen merkwürdig? Chris feuert eine Frage nach der anderen auf die sanften Chicano-Cowboys ab, die sich ihren Lebensunterhalt damit verdienen, illegal eingewanderte guatemaltekische Orangenpflücker zur Arbeit anzutreiben. Kennen sie deine Freundin? Hast du eine Freundin? Kommst du oft hierher? Gehst du alleine nach Hause? Sprichst du? Was sagst du? »Wasnlos?«, sagt der ledrig-weiße amerikanische Barkeeper. »Bist du 'n Bulle? Hat er was angestellt?« »Ja.«, sagt Chris. »Er ruft nicht zurück.«

Siehst du? Verstecken bringt nichts.

Bis dann mal Chris & Sylvère

Dienstag, 13. Dezember 1994 Crestline, Kalifornien

Lieber Dick,

keine dieser Ideen ist wirklich überzeugend. Ich müsste ein Foto von der Bar in deiner Stadt schießen, näher werde ich wohl kaum an dich herankommen (dabei will ich das noch immer).

Es wäre eine Weitwinkelaufnahme, irgendwie hopperesk, Tageslicht-Tungstenfilter, der mit dem dämmrigen Himmel kollidiert, ein Wüstensonnenuntergang, der sich um das Stuckgebäude gewickelt hat, in dem eine einzelne Glühbirne hängt ...

Hast du je *Das Blau des Himmels* von Georges Bataille gelesen? Darin beschreibt er wiederholt, wie er den blauen Sperling des Glücks jagt, der ihm immer wieder entwischt ... Oh Dick, ich bin so trauuuuurig.

Chris

Lieber Dick,

zwar verlasse ich den Tatort, doch ich kann diese Angelegenheit nicht einfach ins Nichts übergehen lassen.

Sylvère

Dienstag, 13. Dezember 1994 Crestline, Kalifornien

Lieber Dick,

ich bin mir nicht mehr sicher, ob ich dich noch ficken will. Jedenfalls nicht so wie zuvor. Sylvère spricht die ganze Zeit davon, dass wir deine »Zerbrechlichkeit« stören, doch ich bin mir nicht sicher, ob ich das auch so sehe. Eigentlich ist es doch nicht weiter bemerkenswert, dass dich nun noch eine Frau anhimmelt. Das ist ein »Problem«, mit dem du dich sowieso schon die ganze Zeit herumschlagen musst. Ich bin nur eine ganz besonders nervige, eine, die sich weigert, sich zu benehmen. Das macht das Gesamtbild weniger einladend, und ich kann dich nicht mehr auf diese vollkommen aufrichtige Samstag-Abend-Some-Girls-Weise begehren. Und

dennoch verspüre ich diese Zärtlichkeit dir gegenüber, nach allem, was wir durchgemacht haben. Alles, was ich will, ist ein Foto deiner Lieblingsbar. Heute habe ich deinen Kollegen Marvin Dietrichson angerufen, um herauszufinden, was du den Tag über gemacht hast. Was du in deinem Seminar gesagt hast. Was du angehabt hast. Ich finde immer neue Möglichkeiten, dir nahe zu sein. Das ist o.k., Dick, wir können unsere Beziehung auch auf deine Weise gestalten.

Chris

Dienstag, 13. Dezember 1994 Crestline, Kalifornien

Lieber Dick,

nenn mich hartnäckig, wenn du willst, doch wenn du Künstler bist, kannst du dich nicht darauf verlassen, dass andere die Arbeit für dich erledigen. Morgen Abend kommt Chris raus nach Antelope Valley.

Sylvère

Und jetzt ist es schon fast 22 Uhr, und Chris ist zu Tode betrübt, und Dick hat noch immer nicht angerufen. Sie weiß, dass sie letztlich natürlich doch nicht zu Dick hinausfahren wird, sie wird einfach nur los- und dann irgendwo hinfahren, und sie hasst Sylvère dafür, dass er sie dazu treibt, sich zum Affen zu machen. Doch wegen Dick haben Sylvère und Chris die vier intensivsten Tage ihres Lebens miteinander verbracht. Sylvère fragt sich, ob er sich ihr einzig und allein dann nahe fühlen kann, wenn jemand anderes die beiden auseinanderzureißen droht.

Das Telefon klingelt. Chris fährt zusammen. Doch es war nicht Dick, sondern nur der besorgte Dart-Canyon-Storage-Typ. Sie hatten vergessen, ihre Lagerbox abzuschließen.

Soll Chris Dick anrufen? Sollte sie einen solchen Anruf vorher proben? Schließlich war sie beim letzten Mal völlig überrumpelt. Eine einzelne Idee weht durch ihre Gedanken, sie geht auf etwas zurück, das sie am Tag zuvor von Marvin Dietrichson gehört hat. Dick stehe unter großem Druck, weil er noch vor den Weihnachtsferien eine ganze Reihe von Förderanträgen für sein Institut fertigstellen muss. Das wäre ja ein möglicher Zugang. Wusste Dick, dass Chris früher professionelle Antragsschreiberin war? Dass sie einen Antrag schneller raushauen konnte als er? Sollte sie ihm ihre Hilfe anbieten, als Schadensersatz für den ganzen Ärger? Doch wo würden sie sich treffen? In seinem Büro? In seinem Haus? In der Bar im Antelope Valley?

Lieber Sylvère,

es muss doch etwas geben, auf das man sich freuen kann, andernfalls kann ich nicht weiterleben.

In Liebe Chris

Liebe Chris,

von nun an werden wir unsere Erinnerung an Dick in allem bewahren, was wir tun. Während deines Trips quer durch Amerika werden wir Faxe über ihn austauschen. Er wird uns als Brücke dienen zwischen dem Café de Flore und den Ölfeldern in Texas ...

Alles Liebe Sylvère

Mittwoch, 14. Dezember 1994

Sylvère wirkte traurig und müde, als Chris ihn mit seinem Mantel und seinen Koffern am Flughafen von Palm Springs absetzte. Er würde nach LAX fliegen, dann JFK, dann Paris, während Chris das Haus in Crestline fertig zusammenpackte. Chris hielt an und kaufte eine *The Best of the Ramones*-CD. Als sie zur Mittagsessenszeit zurück nach Hause kam, fand sie zwar keine Nachrichten von Dick vor, doch Sylvère hatte zwischen zwei Flugzeugen eine Nachricht hinterlassen. »Hi Süße, ich wollte nur anrufen, um mich noch einmal zu verabschieden. Wir hatten eine wunderbare Zeit zusammen, es wird alles einfach immer noch besser und besser.«

Seine Nachricht berührte sie. Doch später am selben Tag, als sie mit den Nachbarkindern sprach, erfuhr sie schockiert, dass Lori und ihre Familie überzeugt gewesen waren, dass Sylvère ihr Vater sei. War es denn selbst für die flüchtigsten Betrachter so offensichtlich, dass sie nicht mehr miteinander schliefen? Oder bedeutete das einfach nur, dass Lori, eine selbstbewusste, äußerst bestimmt auftretende schwarze Frau aus L.A., sich nicht einmal im Traum vorstellen konnte, dass jemand in ihrem und Chris' Alter mit einem derart alten Wrack liiert sein könne? Loris jüngerer Freund war gutaussehend, still, bösartig. Er war eine Art Ghetto-Dick.

»Lieber Dick«, tippte Chris in ihren Toshiba-Laptop. »Heute Morgen ging die Sonne über den Bergen auf, als ich Sylvère zum Flughafen fuhr. Ein weiterer glorreicher Tag in Kalifornien, und ich dachte daran, wie anders als in New York hier doch alles ist. Ein Land der einzigartigen Möglichkeiten, der Freiheit und Muße, um ... ja, was genau eigentlich zu tun? Massenmörder zu werden oder Buddhist, ein wenig zu swingen oder dir Briefe zu schreiben?«

15. Dezember 1994

Sylvère landet in Paris. Über 9000 Kilometer und 15 Stunden später hat er allen Schwung verloren, der ihn in Kalifornien noch hatte glauben lassen, es sei eine gute Idee, seinem Arbeitskollegen Liebesbriefe zu schreiben. Er befindet sich im virilianischen freien Fall. Seine Plastikhüfte bringt ihn um. Er hat Percocet- und Darvon-Schmerztabletten dabei und sucht jeden Tag aufs Neue nach jener magischen Mischung, die den Schmerz stillt, ohne ihn vollkommen außer Gefecht zu setzen. Sylvère humpelt von der Mietwohnung seiner Mutter in der Nähe der Bourse quer durch die Rive Droite zur Bastille. Natürlich hat er nicht geschlafen. Gegen Mittag ist es dunkel und eiskalt. Er fühlt sich wie ein prähistorisches Tier. Sein erster Termin ist mit Isabelle, einer alten Bekannten, Gelegenheitsliebhaberin aus New York, die eine wichtige Arbeit dubioser Herkunft von Antonin Artaud erworben hat. Nominell produziert Isabelle Independent-Filme, doch in Wirklichkeit ist sie eine Ex-Koksnase mit Trustfund und Vier-Mal-die-Woche-Psychoanalyse. Für Sylvère war Isabelle schon immer eines der wildesten und leichtsinnigsten Mädchen. Deshalb kann er es kaum erwarten, sie auf das Dick-Abenteuer anzuhauen. Isabelle hört aufmerksam zu. »Aber Sylvère!«, sagt sie. »Du bist verrückt. Du bringst dich in Gefahr.«

Zurück in Crestline sitzt Chris über ihren Toshiba gebeugt. Der Truck ist vollgeladen. Es überkommt sie die vage Ahnung, dass sie Dick unterwegs immer wieder schreiben wird. Es überkommt sie die vage Ahnung, dass all dieses Schreiben für sie die einzige Möglichkeit ist, in die Freiheit zu entkommen. Sie will ihren Schwung nicht verlieren. Sie tippt diese Geschichte:

BEWEISSTÜCK I:

»Gestern Abend bei Dick«

Ich erwache aufgedreht, müde, noch immer von nervöser Energie getrieben. Das Sonnenlicht schmerzt in meinen Augen, mein Mund ist noch ganz verfilzt nach all dem Schnaps und den Zigaretten gestern. Der Tag macht ganz sicher nicht langsamer nur für mich, und ich bin nicht bereit.

Haben wir gefickt? Ja ... doch der Fick scheint unbedeutend im Vergleich zu all dem, was wir durchgemacht haben, um überhaupt so weit zu kommen. Meine Benommenheit kommt mir sehr viel wirklicher vor. Was gibt es sonst noch zu sagen? Es war völlig empfindungslos, pro forma.

Als ich gegen acht bei Dick ankam, erwartete er mich bereits. Rendezvous-Arrangements waren getroffen worden: gedimmtes Licht, Reggae-Musik, Wodka, Kondome, die neben dem Bett warteten, obwohl ich sie natürlich erst viel später sah. Dicks Haus schien plötzlich wie ein billig zu mietender Bankettsaal oder wie eine Leichenhalle – all die generischen Requisiten, die nur darauf warteten, für die nächste Leiche oder Braut, für das nächste Mädchen beiseitegeräumt zu werden. Habe ich hier denselben Verführungsschauplatz betreten wie die arme Kyla zuvor?

Ich war verlegen und konziliant zu Beginn und im Grunde bereit zuzugeben, dass ich eine Fliege war, die im Netz deines enormen Sexappeals und Charismas gefangen war. Doch dann gabst du die Rolle des Verführers auf, indem du der Verachtung Ausdruck verliehst, die sich darunter befand. Du stelltest mir Fragen, hieltst mein Begehren empor und gegen das Licht, als handele es sich um einen merkwürdigen, mutierten Gegenstand. Als handele es sich um ein Symptom meines einzigartig bekümmerten Charakters. Und was sollte ich dazu nun sagen? Ich wäre nicht hier, wenn ich nicht ficken wollte. Deine Fragen brachten mich in Verlegenheit. Als ich sie dir zurückstellte, antwortetest du gelangweilt und unverbindlich.

Weil du mich herablassend behandelst und dich weigerst zu akzeptieren, dass unsere Rollen in dieser Situation genauso gut auch vertauscht sein könnten, wird es mir unmöglich, dir meine Liebe so unumwunden zu gestehen, wie ich sie empfinde. Du zwingst mich dazu, mich zurückzuziehen. Dann, später, verwirrt und psychisch demontiert, falle ich dir in die Arme. Ein letzter Ausweg. Die obligatorische erste Berührung vor dem Ficken.

Monate später sollten sich Teile von Chris' Geschichte als bemerkenswert prophetisch erweisen.

BEWEISSTÜCK J:

Ihre lange Fahrt quer durch Amerika

Flagstaff, Arizona 16. Dezember 1994 The Hidden Village Motel

Lieber Dick,

ich bin hier gestern Abend gegen zehn oder elf angekommen, je nachdem, mit welcher Zeitzone du rechnest, und ich frage mich schon, ob ich tatsächlich noch 4000 weitere Kilometer fahren kann. Diese Stadt hier besteht eigentlich aus nichts anderem als aus einem Motel neben dem anderen, und die Billboards bewerben einen Rassenkrieg zwischen den einheimischen Rednecks (»Amerikanische Besitzer, amerikanische Betreiber«) und der indischen Einwanderermehrheit, die »Britische Gastfreundschaft« offeriert. Der Wettbewerb hält die Preise niedrig. 18 Dollar die Nacht.

Heute Morgen bin ich früh aufgewacht, und draußen war es funkelnd klar und kalt. Jene leuchtende, fast wetterlose Bergkälte mit bereiftem Boden. Ich machte Kaffee und ging mit Mimi hinter den Gleisen durch eine schäbige Mischung aus billigen Wohnkomplexen und Wohnwagensiedlungen spazieren. Schon für 200 Dollar kannst du in eines der Blackbird-Roost-Apartments einziehen.

Unterwegs dachte ich an dich oder an das »Projekt«. Und daran, dass mir klar geworden war, dass ich, auch trotz meines »gescheiterten« Films, derzeit ein sehr viel größeres Netz aus Freiheiten besitze als jemals zuvor.

Zwei Jahre lang war ich an *Gravity & Grace* gefesselt: jedes einzelne Stadium der Produktion eine Lawine von Unmöglichkeiten, die ich in eine endliche Zahl von Zielen zerlegte. Letzten Endes war es ganz egal, dass der Film gut war oder dass ich jeden Tag zehn bestens gelaunte Faxe schrieb, dass ich Verantwortung übernahm und jederzeit verfügbar war, ganz unabhängig davon, wie ich mich fühlte.

Wie auch immer, Dick, ich habe mein Bestes gegeben und bin trotzdem gescheitert. Kein Rotterdam, kein Sundance, kein Berlin ... Nur Probleme beim Schneiden der Negative in Neuseeland, die sich endlos in die Länge ziehen. Zwei Jahre lang war ich jeden Tag nüchtern und asexuell, habe jedes einzelne Gramm meiner psychischen Anima in den Film gesteckt. Und jetzt ist es vorbei. Erstaunlicherweise, und dank deiner Hilfe fühle ich mich beinahe o.k.

(Gestern Abend bin ich mit kalten Füßen aufgewacht. Ich wusste nicht mehr, wo ich war, rollte mich zusammen und hatte Angst.)

(Und manchmal schäme ich mich für diese ganze Geschichte. Dafür, wie sie sich für jemanden darstellen muss, der mit all dem nichts zu tun hat. Doch ich tue es ganz einfach, erlaube mir auf diese Weise die Freiheit, von innen hinauszusehen. Ich werde nicht länger von den Stimmen anderer getrieben. Von nun an gibt es nur noch die Welt, so wie ich sie sehe.)

Ich will nach Guatemala-Stadt fliegen. Dick, Guatemala und du, für mich verkörpert ihr zwei Fluchtmöglichkeiten. Weil ihr beide historische Katastrophen seid? Ich will mich über die Grenzen meiner selbst (eine verschrobene Versagerin im Kunstbetrieb) hinaus bewegen, um Mobilität zu beweisen.

Ich muss nicht mehr oben ohne tanzen oder als Sekretärin arbeiten. Ich muss nicht einmal mehr so häufig an Geld denken. In den letzten fünf Jahren, in denen wir mit Sylvères Karriere und unseren Immobilien beschäftigt waren, habe ich mir eine ziemlich lange Leine erarbeitet. Warum sie also nicht nutzen?

Heute Morgen rief ich ein New Yorker Magazin an wegen meines Artikels über Penny Arcades *Bitch!/Dyke!/Faghag!/Whore!*. Vielleicht wusste die Assistentin, wer wir waren, vielleicht aber auch nicht. Wie auch immer, sie war schnippisch und machte mir nicht gerade Mut. Gibt es eine größere Freiheit, als sich nicht länger darum scheren zu müssen, was bestimmte Leute in New York von mir halten?

Zeit, zu packen und Sylvère anzurufen. Es ist ziemlich gut hier, unterwegs.

In Liebe Chris

Fax an: Chris Kraus c/o The Hidden Village Motel

Von: Sylvère

Datum: 16. Dezember 1994

Süße,

ich bin mitten in der Nacht aufgewacht und schrieb dir einen Brief.

Alles scheint ein bisschen stürmisch derzeit ...

Santa Rosa, New Mexico 17. Dezember 1994, gegen Mitternacht The Budget 10 Motel

Lieber Dick, Sylvère, Irgendwer -

eigentlich würde ich heute Abend gar nichts mehr schreiben, hätte ich nicht meine Bücher draußen im Auto vergessen. Jetzt bin ich zu müde, um mich wieder anzuziehen, nur um noch ein paar Seiten über das Leben von Guillaume Apollinaire zu lesen.

Ich hatte einige Tiefpunkte heute Abend auf der Straße da draußen – Verlassenheit, und was bringt das alles eigentlich? Doch dann holte ich mir einen Radiosender aus Albuquerque rein, der historischen Rap und Breakdance circa 1982 spielte. Kurtis Blow und Disco-Synthesizer gaben mir das Gefühl, ich könnte die Nacht durchfahren.

Gestern Abend schrieb ich in Gallup nichts, und dann kam ich im Anschluss an ein schreckliches Telefongespräch mit Sylvère erst spät los. Seit wann beeindruckt dich Isabelle so sehr, dass dich ihre Meinung zu unseren Problemen interessiert? Und dann ließ ich noch Öl wechseln, aß Lunch, und es war Mittag ...

... bei Holbrook fuhr ich ab und machte einen Abstecher, um den »Versteinerten Wald« zu besichtigen, der überhaupt kein Wald war, sondern ein Museum aus Geröll und Steinen. Wir waren nur wenige Besucher, die ziellos auf der Mesa herumliefen, ausgeliefert.

Zurück im Auto begann ich darüber nachzudenken, dass wir ja eigentlich vorhatten, noch ein Waisenkind zu adoptieren. Und darüber, wie einem das, was man »will« (nämlich unser Leben in East Hampton), mit einem Mal so abstoßend vorkommen kann. Was für eine Folter für jemanden aus dem zentralamerikanischen

Regenwald, in East Hampton leben und auf die Schule in Springs gehen zu müssen!

Irgendwo unterwegs verschwand die ganze Sex-/Dick-Sache. Ich glaube, ich bin bereit, für ein weiteres Jahr in die Asexualität zurückzukehren. Ich weiß nicht, auf was genau ich eigentlich zufahre ...

Und später dachte ich an John Wieners' Gedicht *Poem for Vipers*:

Soon I know the fuzz will interrupt, will arrest Jimmy and I shall be placed on probation. The poem does not lie to us. We lie under its law, the glamour of this hour [...]

Welche Karrierepläne hatte Weiner wohl? Ha! An *Gravity & Grace* gefiel Lindsay Shelton vor allem sein Pessimismus, und nun ist klar, dass der Film als Film keine Chance haben wird. Das kann ich mir jetzt eigentlich auch eingestehen, aber ohhhh, ich dachte, es würde im Anschluss an G&G noch weitere Filme geben. Und wenn es keine weiteren Filme gibt, muss ich irgendwie herausfinden, wie's weitergeht.

Und jetzt ist Sylvère durcheinander und bereit, mit dieser ganzen Eskapade nichts mehr zu tun haben zu wollen, und er ist sauer auf Jean-Jacques Lebel dafür, wie er Félix dargestellt hat, und er ist sauer auf Josephines Freund, weil er ein Buch über die beiden geschrieben hat. Doch Sylvère, Félix und Josephine waren die Sid und Nancy der französischen Theorie ...

Morgen eine neue Zeitzone (Central) und dann der nordwestliche Zipfel von Texas. Dann Oklahoma, dann der Süden. In Gallup habe ich mir gestern drei Paar Ohrringe gekauft.

Dick, es fällt mir heute Abend nicht leicht, Zugang zu dir zu

finden. Dein ganzer Cowboy-/Einzelgänger-Kram kommt mir albern vor.

Chris

Während Chris Richtung Osten fuhr, spürte sie, wie sie vorwärts in einen Zeittunnel gesogen wurde. Weihnachten rückte näher. Es gab jetzt immer mehr Weihnachtslieder im Radio, immer mehr Weihnachtsdekorationen in jeder kleinen Stadt – als wäre Weihnachten eine Wolke, die auf New York herabsank, um sich von dort aus fächerartig über den ganzen Westen auszubreiten. Sie verlor buchstäblich an Zeit, während sie die verschiedenen Zeitzonen in Richtung Osten durchquerte, und indem sie fuhr, wurde sie immer weiter weggezogen von allem, was ihr vertraut war. Es war wie jene räumliche/optische Illusion, wenn man in einem Auto sitzt, das in zähfließendem Verkehr feststeckt. Plötzliche Panik, weil man glaubt, das Auto bewege sich von selbst, und dann wird einem klar, dass es die anderen Autos in den anderen Spuren sind, die sich bewegen. Das eigene steht still.

Shawnee, Oklahoma 18. Dezember 1994: 11.30 Uhr Central Standard Time The American Motel (25 Dollar pro Nacht)

Nun, Dick,

in Oklahoma City habe ich mich verfahren, hatte fast kein Benzin mehr und konnte keine Unterkunft finden. Das Motel im AAA-Reiseführer erwies sich als Fick-Palast neben einer Oben-ohne-Bar, und alles andere war voll. Ich musste noch eine ganze Stunde herumfahren, bis ich hier in Shawnee ein freies Zimmer fand. Gleich

gegenüber auf der anderen Straßenseite befindet sich eine riesige Metzgerei.

Bis mir klar wurde, dass ich in Oklahoma City der falschen Umgehungsstraße folgte, kam eine Baustelle, und es war zu spät, um noch abzufahren. Ich musste die ganzen 80 Kilometer im Kreis fahren. Plötzliche Panik warf mich ins letzte Jahr zurück, als ich zwischen New York, Columbus und Los Angeles hin- und herzog.

Panik. Spätwinter 1993: Ankunft aus L.A. in Columbus gegen Mitternacht, plötzlich und brutal aus dem Business-Travel-Schlauch in die Realität geworfen, von der einen normalerweise die Radisson- und Hyatt-Hotels, die Platin-Karten der Fluglinien und die Hertz-Preferred-Programme isolieren. Das Auto, mit dem ich zuvor von New York aus hergefahren war, wurde gerade auf Garantie beim Subaru-Händler in Columbus repariert. Ich nahm ein Taxi hinaus in die Autohändler- und Industriepark-Zone, die 25 Kilometer außerhalb der Stadt lag. Der Ersatzschlüssel war fertig. Doch als wir ankamen, ließ sich das Auto nirgends finden. Plötzlich, nach sieben Stunden im Motel-Taxi-Flugzeug-Taxi-Schlauch stehe ich um ein Uhr morgens unter Autohof-Jupiterlampen im Schnee, die Wachhunde jaulen. Der Fahrer brachte mich in die Stadt zurück, alle Schranken zwischen uns oben, und er ereifert sich über Kanaken und darüber, wie sehr er sich verändert habe im Vergleich zu den anderen Taxifahrern in Columbus, seitdem er William Burroughs lese, und ob ich ihm verraten könne, wie man sich als Künstler seinen Lebensunterhalt verdienen kann? Nun. nein.

Und dann, am nächsten Tag, ging es weiter durch Nordost-Schneestürme, West Virginia, Pennsylvania, vollkommen umge-krempelt. Es war das Fischezeitalter im Weltenjahr. Ich war überzeugt, der Schnee würde nie schmelzen – nichts als Weiß überall und dürre, von Nordoststürmen durchgeschüttelte Baumstämme. Weil inzwischen alles überall wärmegedämmt ist, werden wir im-

mer unfähiger, mit dem Wetter noch irgendwie umzugehen. Den ganzen Monat befand ich mich im Griff dieses unbeschreiblichen Gefühls. Die Rache der Natur. In der Woche, die ich mit der Postproduktion am Wexner Center in Columbus verbrachte, hatte ich einen Morbus-Crohn-Anfall, ganz so als negiere mein Körper die Illusion, dass ich doch gerade erst in Schwung gekommen war. Tagsüber trotz wellenartiger Schmerzen funktionieren und nachts sich übergeben – Hysterie der Organe. Die Darmwand geschwollen, sodass man unmöglich essen oder nur ein Glas Wasser trinken kann.

Eine Woche vor dem Flug von Columbus nach Dallas ist die gesamte Business-Kabine voll mit Geschäftsleuten des Pepsi-Cola-Konzerns. Der eine neben mir ist betrunken und will über seine Lesegewohnheiten sprechen, über seine Begeisterung für Len Deighton, lasst mich raus, oh nein! Und dann stecken wir in Dallas wegen eines Blizzards fest, der meinen Anschlussflug nach Chicago am Boden hält ... und es geschah dort im Gartensaal des DFW Hilton, dass ich David Drewelow, den Jesuitenpriester, kennenlernte.

In jener Nacht hatte ich das Gefühl, als sei etwas aus mir herausgesogen und durch meine Begegnung mit David Drewelow ersetzt worden. Als sich in der Schlange im Restaurant unsere Blicke kreuzten, hielt ich ihn für, oh, einen Softwareentwickler aus Amherst, mit dem sich vielleicht vierzig Minuten ganz gut über die Renovierung alter Landhäuser sprechen lassen würde. Doch er erwies sich als Genie, das Latein, Spanisch, Französisch und die Sprache der Maya lesen konnte und davon überzeugt war, dass Chrissy Hynde und Jimi Hendrix Christus-Avatare seien. David Drewelow lebte in einer Storage-Box in Santa Fe in New Mexico und reiste durch das Land, um für eine Jesuitenmission an der Küste von Guatemala zu sammeln. Mehr als nur ein Befreiungstheologe, galt ihm die Kirche als einzige Kraft, die noch in der

Lage war, Reste des Lebens der Maya zu bewahren. Natürlich hatte Drewelow Simone Weils Schwerkraft & Gnade gelesen. Er besaß die bei Plon erschienene Erstausgabe und wusste noch ganz genau, wie aufgeregt er gewesen war, als er sie in Paris fand. Mehrere Stunden lang sprachen wir über Weils Leben, über Aktivismus und Mystizismus, über Frankreich und Gewerkschaften, Judentum und über die Bhagavad Gita. Ich erzählte ihm alles über den Vorspann, den ich in Columbus für meinen nach Weils Buch benannten Film gedreht hatte ... Kameraschwenke über Karten und Szenen mittelalterlicher Schlachten, überblendet von statischen Luftüberwachungskarten aus dem Zweiten Weltkrieg ... die Geschichte, wie sie sich unablässig und manchmal unsichtbar unter der Haut der Gegenwart bewegt. David Drewelow zu treffen, war wie ein Wunder, eine Affirmation dessen, dass noch etwas Gutes in der Welt existierte.

Zurück in Columbus fragte mich Bill Horrigan, Kurator für Medienkunst am Wexner, wie ich es nun eigentlich »wirklich« hinbekomme, mich über Wasser zu halten. Ich übernähme die Restaurant-Rechnungen und führe ein neues Auto und ganz offensichtlich täusche diese Legende von einem Lehrauftrag an einer Kunsthochschule niemanden. »Es ist ganz einfach«, sagte ich. »Ich bekomme Geld von Sylvère.« Störte es Bill etwa, dass ein dermaßen belangloses, sexloses, hässliches altes Weib wie ich nicht auf der Straße lebte? Anders als seine Lieblinge Leslie Thornton und Beth B war ich schwierig und alles andere als bezaubernd und eine schlechte Feministin zudem.

Oh, Bill, du hättest mich in New York 1983 sehen sollen, als ich noch auf die Straße kotzte. Vor Unterernährung mit blauen Flecken übersäht, lag ich auf der Wohlfahrtsstation im Bellevue und erhielt Infusionen ohne jede Ahnung, was eigentlich wirklich los war, weil die von der Stadt vorgeschriebene Notfallversicherung keine diagnostischen Tests abdeckte.

»Sylvère und ich sind Marxisten«, sagte ich zu Bill Horrigan. »Er nimmt Geld von den Menschen, die mir kein Geld geben, und gibt es mir.« Geld ist abstrakt, und wie es von unserer Kultur verteilt wird, gründet auf Werten, die ich ablehne, und mir wurde klar, dass ich an Widerspruchstaumel litt: an dem einzigen Vergnügen, das einem noch bleibt, wenn man erst einmal beschlossen hat, dass man mehr weiß als der Rest der Welt.

Widersprüche zu akzeptieren, bedeutet, nicht mehr an den Primat des »wahren Fühlens« zu glauben. Alles ist wahr, und alles findet gleichzeitig statt. Deshalb hasse ich auch Sam Shepard und deinen ganzen *Der wahre Westen*-Kram – das ist wie bei einer Analyse, als ließe sich das Rätsel lösen, indem man das vergrabene Kind ausgräbt.

Lieber Dick, heute bin ich durch den nordwestlichen Zipfel von Texas gefahren. Ich war so unglaublich aufgeregt, als ich das Tiefland westlich von Amarillo erreichte, weil ich wusste, dass bald die Buried Cadillacs auftauchen würden. Zehn davon – ein Pop-Art-Monument für dein Auto, flatternde Heckflossen, die Motorhauben im Staub vergraben. Ich fuhr auf dem Highway dran vorbei, kehrte um und machte zwei Fotos für dich.

Dick, du fragst dich vielleicht, warum denn mein Blut schon 15 Kilometer westlich von Amarillo zu kochen beginnt, wo ich doch eigentlich so misstrauisch gegenüber all der Mythologie bin, die du dir zu eigen gemacht hast? Warum habe ich mich früher aufgetakelt, um mich mit JD Austin in der Night Birds Bar zu treffen? Damit er mich in den Arsch ficken und mir dann sagen konnte, dass er mich nicht wirklich liebte? Enge Jeans, rote Lippen und Nägel heute Morgen, fühle mich richtig *femme* und so, als sei die Zeit für derlei nicht auf meiner Seite. Das ist eine Kulturgeschichte. Teil von etwas anderem zu sein. Was unsere analytischen Neigungen betrifft, sind Sylvère und ich Zwillinge und schon zufrieden damit, nur »die Codes zu verschlüsseln«. Oh Dick, du erotisierst, was du

nicht bist – insgeheim hoffend, dass die andere Person genau weiß, was du da performst, und dass auch sie performt.

In Liebe Chris

Brinkley, Arkansas 19. Dezember 1994: 23 Uhr The Brinkley Inn

Lieber Dick,

heute Abend war mir sowohl danach, zu lesen, als auch danach, dir zu schreiben. Am Telefon mit Ann zu sprechen, mit meiner Familie, war sehr beruhigend.

Untertags hatte sich in Oklahoma alles so trostlos angefühlt, dass ich mir nicht länger einredete, mir ginge es gut. Ich musste mich auf die Landschaft des Nordostens vorbereiten. Gegen zwei Uhr begann das wenige Grün draußen immer hübscher auszusehen, und ich fuhr in Ozark von der Autobahn ab und ging in einem Park neben dem Fluss spazieren. Goldgrün und blau. Im Auto hatte ich begonnen, darüber nachzudenken, dass es letztlich ganz egal ist, was ich tue, sobald ich das Scheitern von Gravity & Grace erst einmal akzeptiert habe - sobald man seine eigene vollkommene Obskurität akzeptiert, kann man eigentlich alles tun, was man will. Die Landschaft in jenem Park erinnerte mich an Ken Koblands Filme ... jene wenigen Momente des Videos, die die Wooster Group in L.S.D. benutzte ... die Kamera stolpert im Wald herum, gegen Ende des Winters, außerordentlich blauer Himmel, letzte Schneehaufen auf dem schorfigen Boden ... so sinnträchtig wie nur irgendwas in jenem Moment, wenn man ganz allmählich high

zu werden beginnt. Ken ist ein wirkliches Genie. Sein Werk ist reine Intentionalität, alles ist mühelos und aufgeladen, und ich lernte, wie man Filme macht, indem ich seine sah.

Und jetzt ist die Reise der *Femme* vorüber. Alles ist anders, nun dass ich zurück im Nordosten bin. Ich trage wieder meine Alltagstarnung. Gute Country- und Westernsongs heute im Radio: *I Like My Women A Little On The Trashy Side*.

Wo dies nun schon eine Tote-Briefe-Nacht ist, Dick, werde ich dir vielleicht einfach ein paar Notizen transkribieren, die ich im Auto gemacht habe:

»12.30 Uhr Central Time, Samstag, jetzt in Texas. Sieht genauso aus wie New Mexico. Denke über Dicks Video nach – die ganze Stimmung, dieser Sam-Shepard-Cowboy-Kram, ist eine Chiffre. Das Video wurde als Antwort auf meine Kritik an Sylvères Sentimentalität gezeigt, wenn er literarische Texte schreibt. Ich sagte, du musst das tun, wobei du am klügsten bist, d.h. wobei du am lebendigsten bist. Dann holte Dick das Video hervor, entweder als Manifest oder zur Verteidigung des Empfindens.«

SPÄTER AM SELBEN TAG

»Jetzt bin ich in Shamrock – große Leere. Fühlt sich an wie ein Rastplatz oder ein Ausflugsziel. Ich vergaß, D., die Menora auf deinem Kühlschrank zu erwähnen – die hat uns sehr beeindruckt.«

AM NÄCHSTEN MORGEN

»Ich glaube, heute Nacht ist der Nordoststurm hier durchgezogen. Als ich heute Morgen das Motel verließ, war ich nicht mehr im Westen, sondern im Osten, und zwar in Shawnee in Oklahoma – hier gibt es Hügel und überall Grüppchen von dürren Bäumen und Seen und Flüsse. So wird es von nun an sein, bis ich in New York ankomme – eine Landschaft voll düsterer Kindheitser-

innerungen, für die ich keinerlei Verwendung finde. Die matten Hügel und zitternden Bäume haben etwas Trauriges, so wie in Jane Bowles' Erzählung *Nach Massachussetts*. Emotionen überwältigen diese Landschaft, weil sie so unmonumental ist. Sie entlockt mir kleine Gefühlsfugen, für die ich einfach nicht bereit bin. Die Wüste überwältigt einen mit ihrer eigenen Emotionalität, doch diese Landschaft hier beschwört Gefühle, die viel zu persönlich sind. Die von innen nach außen gekehrt werden, und zwar von mir. Der Westen ist am besten, oder? Mir ist schlecht, ich bin verpennt, und die Kaffeekanne liegt irgendwo unter dem Waschtisch vergraben, den ich in Shamrock gekauft habe. Doch alles wird anders. Ich vermisse dich –

In Liebe Chris »Die Böse Hexe des Ostens«

Am 20. Dezember erreichte Chris Tennessee und die Zeitzone der Ostküste. Sie konnte nicht mehr fahren und verbrachte zwei Nächte in Sevierville. Sie ging durch den wilden Berglorbeer im Nationalpark wandern und erwarb für 50 Dollar ein antiquarisches Bett. Am Morgen des 22. erreichte sie Sylvère in Paris. Friedlich und vergnügt malte sie sich aus, wie die beiden gemeinsam nach Sevierville zurückkehren, um dort Urlaub zu machen, doch Sylvère verstand nicht. »Nie haben wir *Spaß* zusammen«, seufzte sie ins Telefon. Sylvère antwortete schroff: »Oh, Spaß. Geht es darum?«

Aus Sevierville schrieb Chris zwei Briefe an Dick.

»Lieber Dick«, schrieb sie. »Ich glaube, auf eine Art habe ich dich getötet. Du wirst zu meinem Lieben Tagebuch ...«

Ihr war etwas klar geworden, auch wenn sie noch nicht allzu viel über ihre Erkenntnis nachdachte.

Frackville, Pennsylvania 22. Dezember 1994, 10.30 Uhr Central Motel

Lieber Dick,

den ganzen Tag und auch heute Abend noch bin ich mir sehr einsam vorgekommen, war panisch, verängstigt. Vor halb neun am Abend konnte ich den Mond überhaupt nicht sehen, doch dann, als ich auf der 81 nach Norden unterwegs war: DA WAR ER plötzlich, so tief & riesig, als sei er gerade erst aufgegangen, fast ganz voll und rötlich-orange wie eine Blutmandarine. Er wirkte unheilvoll, und ich frage mich noch jetzt, ob es dir wohl genauso geht wie mir – dieser unglaubliche Drang danach, endlich GEHÖRT ZU WERDEN. Mit wem spricht du?

Unterwegs dachte ich heute ein wenig darüber nach, ob es wohl möglich sei, mit tagebuchartigem Material, mit der *Vérité*, große dramatische Szenen zu schaffen. Mir fällt da Ken Koblands Video *Landscape/Desire* ein – all diese Motels, und alles ist so sehr verflacht, dass man schon gar keine Story mehr erwartet und sich deshalb ganz einfach auf die Sache einlässt. Doch es muss irgendeinen Grund geben, dieser sich verschiebenden Landschaft aus flatternder Wäsche, Motelbadezimmerfliesen einen Sinn zu verleihen. Vielleicht ist das alles hier ein Danach? Doch ein »Danach« ist eigentlich nur selten so wie das hier. Ein »Danach« nimmt man eigentlich nie so wirklich wahr, weil doch immer schon wieder etwas ganz Neues beginnt.

Etwas zu initiieren, bedeutet, sich zum Trottel zu machen. Dir gegenüber habe ich mich wirklich wie ein Trottel aufgeführt – mit dem Fax, das ich geschickt habe, usw. Nun ja. Es tut mir so leid, dass wir nie miteinander haben sprechen können, Dick. Signale durch die Flammen hindurch. Kein Winken, nur Ertrinken –

Chris

Auf der Straße über die Poconos hinweg und in den Staat New York hinein war der 23. Dezember der hellste, klarste Wintertag. Dunkelrote Scheunen vor einem Hintergrund aus Schnee und Wintervögeln, Cooperstown und Binghampton, Kolonialhäuser mit Veranden zur Straße hin, Kinder mit Schlitten. Ihr ging das Herz auf. Es war das Bild einer amerikanischen Kindheit, natürlich nicht der ihren, sondern der, die sie als Kind im Fernsehen gesehen hatte.

Knapp 6000 Kilometer entfernt sitzt Sylvère Lotringer in der Rue de Trévise und erinnert sich mit seiner Mutter an den Holocaust. In ihrem winzigen Esszimmer serviert sie ihm Gefilte Fisch, Kascha, gedünstetes Gemüse und Rugelach. Ein 56-jähriger Mann, der wie ein Kind von seiner 85-jährigen Mutter bedient wird – das hat durchaus etwas Komisches, doch Sylvère sieht das nicht so. Er hat begonnen, ihre Gespräche aufzunehmen, weil nach wie vor so viele Kriegsdetails unklar bleiben. Die Razzien von Paris während der deutschen Besatzung, die Flucht, falsche Papiere, Briefe an die Verwandten in Polen, die allesamt mit dem Stempel »Deportée« versehen zurückkommen.

»Deportée«, »Deportée« intoniert sie, ihre Stimme wie aus Stahl, der Zorn hält sie auf so dynamische Weise am Leben. Doch was ihn selbst betrifft, verspürt Sylvère nichts als Taubheit. Gab es ihn überhaupt? Er war nur ein Kind. Und doch war er in all diesen Jahren nicht in der Lage gewesen, über den Krieg nachzudenken, ohne dass ihm die Tränen in die Augen sprangen.

Und jetzt ist er 56 Jahre alt, und schon bald braucht er eine zweite Plastikhüfte. Wenn er das nächste Mal ein Forschungssemester hat, wird er 63 sein. Die jungen Pariser auf der Straße gehören einer glitzernden Welt an, zu der er keinen Zugang hat.

In Thurman, jener Stadt in den südlichen Adirondacks, die sie und Sylvère entdeckt hatten, als sie sieben Jahre zuvor auf der Suche nach einem »erschwinglichen Grundstück« waren, fand Chris ihr Haus leer vor. Eines Novembers waren sie auf Thurman gestoßen, als sie im Anschluss an ein Bataille-Boys-Festival in Montréal, auf dem Sylvère und John Giorno die Hauptattraktionen gewesen waren, Richtung Süden fuhren. Schon als sie Montréal verließen, schrien sie sich an, welche Brücke sie denn nun nehmen sollten, und seitdem hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen. Chris' eigener Auftritt auf dem Festival war unter der Hand vereinbart worden, ein Gefallen, den einer der Bataille Boys Sylvère erwiesen hatte. Doch als sie ankamen, fehlte ihr Name im Programm. Liza Martin zog sich zur besten Programmzeit vor einem enthusiastischen Publikum aus. Chris war für zwei Uhr morgens angesetzt worden, um vor 20 betrunkenen Zwischenrufern zu lesen. Doch Sylvère wollte einfach nicht begreifen, warum sie nicht zu trösten war. Waren sie nicht etwa beide bezahlt worden? Auf dem Northway in der Nähe von Elizabethtown flog ein Falkenpaar quer über die Straße: eine hauchdünne Verknüpfung zwischen ihnen und Liza Martins Stringtanga und der Geschichte vom Falkner aus dem französischen Mittelalter. Sie hielten an, um ein paar Schritte zu gehen, und Sylvère gab sich Mühe, irgendetwas mit ihr zu teilen, und so teilte er ihren Enthusiasmus für die Adirondacks, und zwei Tage später kauften sie ein Bauernhaus mit zehn Zimmern in der Stadt Thurman gleich westlich von Warrensburg, New York.

BEWEISSTÜCK K:

Nachrichten vom Land

Thurman, New York 23. Dezember 1994 Freitag, 11.30 Uhr

Lieber Dick,

ich bin hier gerade noch rechtzeitig angekommen, bevor es dunkel wurde, sodass ich in der Ferne Hickory Hill und die beiden buckligen Berge westlich von Warrensburg sehen konnte.

Warrensburg sah genauso zeitlos heruntergekommen aus wie immer – Potter's Diner, Stewart's Shop, LeCount-Immobilien nacheinander längs der Route 9 ... Der Charme von Neuengland, den wir doch so entzückend finden, fehlt hier vollkommen. Ich fuhr 20 Kilometer den Fluss entlang und am ehemaligen Bahnhof von Thurman vorbei bis zum Haus, wo ich eigentlich Tad treffen wollte, einen Freund, der dort bei uns wohnt. Weil er nicht daheim war, fuhr ich runter in die Bar in Stony Creek, um ihn zu suchen.

Die O'Malleys hatten das Haus vollkommen verwüstet, bevor sie ausgezogen waren, ganz wie ich erwartet hatte. Der Rest der Stadt Thurman sah nicht weniger schlimm aus. Die neuen Flächennutzungspläne geben hier allen die Freiheit, zu tun, was auch immer sie wollen. Gleich nebenan befindet sich jetzt eine hässliche kleine Reihensiedlung. Niemand ist verrückt genug, sein Geld für die Gentrifizierung der südlichen Adirondacks zu verschwenden. Ein Diorama: *Hundert Jahre dörflicher Armut*, und noch jede einzelne Generation hat hier in diesen hundert Jahren die Überbleibsel ihrer gescheiterten Versuche hinterlassen, von diesem Land zu leben. Tad und ich nahmen ein paar Drinks und fuhren dann zurück, um den Truck auszuladen. Er hatte hier gewohnt, seitdem die O'Malleys ausgezogen waren.

Doch eigentlich wollte ich dir erzählen, wie ungemein belebend es war, anzuhalten, auszusteigen und die kalte dunkle Luft rund um Stony Creeks vier Enden zu spüren. Es gibt dort nur eine Straßenlaterne und man kann jeden einzelnen Stern sehen. 500 Einwohner, die in alle vier Himmelsrichtungen 25 Kilometer vom Rest der Welt entfernt leben. Anders als Kalifornien eignet sich Upstate New York nicht für spirituelle Exerzitien oder gar für Kommunen. Leute wie Tad, die vor rund 20 Jahren hergezogen sind, merkten schon bald, dass sie die acht langen Wintermonate hier oben nur dann überleben würden, wenn auch sie sich in Einheimische verwandelten.

Das war vorhin. Inzwischen sind meine Hände ganz ausgetrocknet und schmutzig und ich bin müde. Also, Dick, ich glaube, wir machen hier später weiter.

xxxxo Chris

Thurman, New York 24. Dezember 1994 Samstag, 10.30 Uhr

Lieber Dick,

jetzt sitze ich mit Kissen im Rücken auf dem Boden des vorderen Schlafzimmers, das nach Norden liegt, und blicke zu meinem in Tennessee erworbenen Bett hinauf – dieses umwerfend wunderschöne Ding, an dem ich heute den ganzen Abend gearbeitet habe. Ich habe es mit Walnussöl eingerieben, dann poliert. Es ist aus Pappelholz, dem »Hartholz für Arme«, und Tad sagt, man könne sehen, wie alt es ist, weil sämtliche Wölbungen und Krümmungen ohne elektrische Werkzeuge gefertigt worden seien. Es war ge-

radezu lustvoll, das Öl aufzutragen und einzureiben, und mit den eigenen Händen zu spüren, wie das Bett gebaut war. So etwas hatte ich schon immer besitzen wollen.

Heute Abend sagte ich zu Tad, dass wir hier eine Shaker-Kommune aufmachen sollten: kein Sex, stattdessen Arbeit bis zum Umfallen. Ich genieße die Behaglichkeit unserer gemeinsamen Zeit hier oben sehr, und heute Abend musste ich Tad ganz einfach für seine mutige Heiterkeit bewundern. Es ist der Tag vor den Weihnachtsfeiertagen, und hier sind wir also, ganz alleine, er noch viel mehr als ich: kein Baum keine Familie keine Pläne. Und Tad ist ein solcher Gefühlsmensch. Letztes Jahr ist seine Frau mit den drei Kinder nach Australien abgehauen. Jetzt sitzt er da unten, beendet irgendeine Holzarbeit und tut sich dabei kein bisschen selbst leid.

Mir ist aufgefallen, dass ich dir noch gar nichts von diesem Ort berichtet habe – wird sich das für dich überhaupt nachvollziehen lassen? Alles ist so anders hier als in Kalifornien. In der Eisenwarenhandlung heute Morgen fragte mich Earl Rounds, wo ich wohne. Ich sagte, gegenüber von den Bakers. Oh, sagte Earl, das alte Gideon-Haus.

Ganz egal, wer noch her- und wieder wegziehen wird, für die Einheimischen wird dieses Haus *immer* »das alte Gideon-Haus« bleiben. Die Gideons waren ein älteres Ehepaar aus Ohio, das das Haus erwarb, als es noch The Great Dartmouth Tract hieß und ein Bauernhaus/eine Ferienranch mit etwa 50 Hektar Grundstück war. Das war in den 70ern, und anscheinend hat man damals noch »Familienurlaub« gemacht, obwohl hier natürlich alles acht Monate im Jahr geschlossen war. Eines Nachts im Januar rannte Frau Gideon schreiend nackt die High Street hinunter und hämmerte mehrere saukalte Minuten lang an Vern Bakers Tür, bis er aufwachte und sie hineinließ. Unterkühlung. Zwei Tage später packten die Gideons alles zusammen, fuhren ab und wurden nie wieder gesehen. Ob sie wohl nach Ohio zurückgekehrt sind?

Letztes Jahr gegen Neujahr ging der Manager einer Ölfirma aus New Jersey mit lediglich einer Kaschmir-Strickjacke, einer Hose und Halbschuhen bekleidet in die Wälder bei Harrisburg. Er starb rasch an Unterkühlung.

Die Straße runter an den Bakers vorbei wohnen Chuck und Brenda. Ich liebte Brenda sofort. Sie war mein Proll-Korrelat – eine manisch-depressive Ketten-Sprecherin, die ihre gesamte Energie in den Ankauf verwahrloster Häuser steckte, deren Besitzer in finanzielle Not geraten waren. Chuck, ein ansonsten erwerbsunfähiger Alkoholiker, renovierte die Häuser. Sie besaßen ungefähr 15, hatten sogar Fördermittel vom Bauministerium erhalten, um einige Apartments in Minerva zu bauen, doch dann fiel alles in sich zusammen, als die beiden sich an einer Refinanzierung versuchten. Also begannen sie einen 140 Quadratmeter großen Anbau an ihr Haus, um ihre vier Kinder dort unterzubringen. Doch inzwischen sind fünf Jahre vergangen, und die zwei Kinder aus Brendas erster Ehe sind längst ausgezogen, zurück nach Warrensburg zu ihrem Vater, weil sie es nicht mehr aushielten, dass Chuck und Brenda sich ununterbrochen anschrien. Jetzt arbeitet sie als Zimmermädchen und verkauft verschiedenste Produkte für Amway. Alles, was von Brendas Imperium noch übrig ist, ist ein rosa Jacuzzi mit Wasserhähnen aus Messing, die in der ungeheizten, auf Kanthölzer genagelten Schale aus Sperrholz schimmern. Wenn man hier nur lange genug lebt, wird einfach alles zu einer Story.

Sylvère und ich haben dieses Haus einem jungen Zeugen-Jehovas-Paar abgekauft. Er hatte es von seinen Eltern geerbt, beide aus Long Island, die es als Jagdlager erworben hatten. Niemand hier erinnert sich an sie und ich bezweifle, dass Sylvère und ich einen großen Eindruck hinterlassen werden.

Dick, ich habe eigentlich noch nie wirklich Tagebuch geschrieben, doch bislang ist es so einfach gewesen, dir zu schreiben. Alles, was ich will, ist, dass du mich kennst oder nur ein bisschen darüber weißt, was ich so denke, sehe. »Und der Mond meines Herzens scheint weiter«, schrieb eine japanische Kurtisane namens Dame Nijo am Ende ihrer Bekenntnisse. Ich hätte niemals gedacht, dass Schreiben eine derart unmittelbare Kommunikationsmöglichkeit sein kann, doch du bist der perfekte Zuhörer. Mein stiller Partner, der so lange zuhört, wie ich bei der Sache bleiben und dir berichten kann, was mich wirklich umtreibt. Ich brauche keinerlei Zuspruch, Anerkennung oder Resonanz, solange du einfach nur zuhörst.

Heute Abend las ich ein merkwürdiges und unheimliches Buch über Elaine und Willem de Kooning. Im Grunde handelt es sich um das Portrait einer Ära, die von der vollkommenen Wertlosigkeit von Frauen überzeugt war – von den »Kunsttörtchen« und den wenigen »Mädchen-Künstlern«, die allesamt um die Big Dicks herumkreisten. Wenn du dir das im Kontrast zu Büchern wie Odd Girls and Twilight Lovers: A Secret History of Lesbian Life in Twentieth-Century America anschaust, dann ist es erst recht unbegreiflich, wie genau wir eigentlich von dort aus hierhergekommen sind. Merkwürdiger noch als der Niedergang der Viererbande nach der chinesischen Kulturrevolution.

Ich mach Schluss für heute

In Liebe Chris

Zu Weihnachten schenkte Tad Chris ein Tagebuch: ein unliniertes Heft, auf dem Cover Edward Hoppers Gemälde einer jungen Frau mit Strohhut und hauchdünnem Kleid, die an einem Pfeiler lehnt. Willste Ärger?

Am Morgen des ersten Weihnachtstags lief Chris die Mud Street entlang an Josh Bakers Wohnwagen vorbei, sie fragte sich, ob sie Dick diesen Ort so gut würde schildern können wie David Rattray über East Hampton geschrieben hatte. Würde Dick überhaupt jemals begreifen können, was sie für Thurman empfand? Das hier war etwas ganz anderes als Dicks Wildwest-Abenteuer, weil sie nämlich hier gelebt und unterrichtet hatte, weil sie die halbe Stadt kannte und das Leben hier niemals so teilnahmslos betrachten könnte, wie er das seine dort.

Sie war eingeladen worden, den Weihnachtsabend mit der Familie ihrer Freundin Shawna in New Jersey zu verbringen. Sie fuhr alleine hinunter, nahm unterwegs jede einzelne verschwommene Veränderung in der Landschaft mit einem Frösteln wahr. An diesem Abend saß sie noch lange im Wohnzimmer und verfasste ihren ersten Tagebucheintrag. Unmöglich, alleine zu schreiben. Das Tagebuch beginnt: Lieber Dick.

Irgendwann auf ihrer Reise quer durch Amerika hatte sie geschworen (ihr selbst? Dick?), ihm jeden Tag zu schreiben, ob ihr nun danach war oder auch nicht. Im Vergleich zu allem sonstigen menschlichen Streben, handelte es sich doch nur um eine Kleinigkeit. (Als Teenager hatte sie selbst die brutalsten Zahnarztbesuche überstanden, indem sie an die Tapferkeit der Armen und der niederen Kleinbauern in China dachte.)

William, Shawnas Vater, war gerade mit einer Gruppe von Quäkern aus Guatemala zurückgekehrt. Nach dem Weihnachtsessen kam die Familie zusammen, um sich einige besonders wichtige Auszüge aus den Berichten von Folteropfern anzuhören, die er dort aufgenommen hatte. Diese Bänder brachten sie zum Nachdenken. Hier war von unfassbaren Grausamkeiten die Rede, die jedoch durchweg klar und verständlich geschildert wurden, und sie schweiften nicht ein einziges Mal ab – als sei jeder einzelne Sprecher irgendwie Teil einer sehr viel größeren Person. Handelte es sich hier um die einende Kraft der Erzählung? War es, weil alle Sprecher ein und derselben ländlichen Ureinwohnergemeinde angehörten? Chris war kein Folteropfer, keine Bäuerin. Sie war eine amerikanische Künstlerin, und zum ersten Mal wurde ihr klar, dass sie womöglich einzig und allein ihre Singularität anzubieten hatte. Durch ihre Korrespondenz mit Dick bot sie ihr Leben als Fallstudie dar.

Shawnas Mann Jack war ein solches Arschloch. William war gerade dabei, von seinem kurzen Treffen mit der amerikanischen Aktivistin Jennifer Harbury zu berichten, die in den Hungerstreik getreten war und sich an die Treppe vor der amerikanischen Botschaft in Guatemala-Stadt gekettet hatte. Shawna und Chris erschauderten vor Ehrfurcht. »Entschuldige, Bill«, gab Jack von sich. »Korrigier mich, wenn ich falschliege, doch Jennifer ist Anwältin, oder? Und sie hat in Harvard studiert, oder?« Er sprach mit derselben verführerisch rauen und vor Ernsthaftigkeit stinkenden Stimme, die er, der Theaterregisseur, auch bei seinen eingeschüchterten Schauspielerinnen benutzte. »Ich mein, sie hat doch Kohle. Und glaubst du nicht auch, dass Jennifer, wenn ihr wirklich etwas an ihrem Mann läge, schon irgendwo eine Viertelmillion aufgetrieben hätte, um sie El Capitano in den Rachen zu werfen? Das läuft doch so da unten, oder? Wenn sie seine Befreiung wirklich gewollt hätte, dann hätte sie sich nicht öffentlich so aufgespielt ...« Jack Berman war offenkundig Experte dafür, was eine tugendhafte Frau ausmacht. Sie hält ihren Mund und respektiert die Regeln der »Privatsphäre«. Jacks fünf Exfrauen waren allesamt Ausbünde an Tugend. Bill fehlten die Worte, und dieses eine Mal immerhin blieb auch Chris ganz tugendhaft, weil sie nämlich Weihnachten nicht ruinieren wollte.

26. Dezember 1994

Am Montag fährt Chris zum Flughafen JFK, um Sylvère nach seiner Rückkehr aus Paris abzuholen. Der Plan ist, dass sie vom Flug-

hafen aus zu ihrem anderen (gemieteten) Haus in East Hampton fahren, sich dort um einen Rohrbruch im Keller kümmern, einige Bücher abholen, die Sylvère für das Semester braucht, um dann nach Thurman zurückzukehren, wo sie den Rest der Weihnachtsferien verbringen wollen. Das Flugzeug soll um 19.30 Uhr landen, doch sie kommen erst viel später vom Flughafen los, weil Chris sich zehn Minuten verspätet, Sylvère auf der Suche nach ihr einfach losläuft und beide dann einander suchend zwei Stunden lang um das Terminal kreisen. Darüber streiten sie auf dem Weg nach Riverhead. Gegen Mitternacht erschöpft, lassen sie sich im Motel Greenport Water Inn nieder (zu Nebensaisonpreisen). Zum ersten Mal seit Kalifornien schreibt Chris an diesem Abend nicht an Dick. Zwischen ihr und Sylvère scheinen noch immer 6000 Kilometer zu liegen. Die Entfernung laugt Chris aus. Doch schließlich, als Sylvère seine Sachen ablegt, finden sie wieder zueinander: Er trägt einen handgemachten Geldgürtel, vollgestopft mit 100-Dollar-Noten, den seine Mutter, eine Kürschnerin im Ruhestand, am Abend vor seiner Abreise genäht hat. Sie hatten gehofft, bis Juni die teuerste ihrer Hypotheken abbezahlt zu haben. Sie zählen das Geld auf dem Bett - 25 frische Hunderter. Sie sind verzückt! Sie hatten nur mit 20 gerechnet.

Und dann schliefen sie zweimal miteinander, berichtete Chris Dick am nächsten Morgen, als sie ihm endlich schrieb. Sylvère hatte mit ihr an einigen Details des Briefs arbeiten wollen, doch Chris wollte Dick noch von ein paar anderen Dingen berichten, von ihren Besuchen bei ihren Freundinnen Ann und Shawna.

»Dick«, schrieb sie, nachdem sie Sylvère losgeschickt hatte, um Kaffee zu holen, »dieses Immobilienbusiness verlangt mir so viel ab, dass ich mich frage, ob ich je zurückfinden werde zu der Eintönigkeit und zu den Demütigungen der Arbeit an meinem Film. Ich denke schon. Wäre es genug, dir nur zu schreiben, nichts sonst zu tun? Ja, ich weiß nicht, vielleicht – «

Vielleicht erzählte sie Sylvère, wie entfremdet sie sich fühlte, oder vielleicht spürte er es. Weil Sylvère nämlich am nächsten Tag, dem 28. Dezember – allen besseren Wissens zum Trotz – einen Weg fand, sich selbst wieder in die Geschichte einzubringen.

BEWEISSTÜCK L:

Ein Besuch bei Sylvères und Dicks gemeinsamen Freunden Bruce und Betsey

Gästezimmer bei Bruce & Betsey Mount Tremper, New York Mittwoch, 28. Dezember 1994: Mitternacht

Lieber Dick,

nun, das Haus war eine Katastrophe, und ich war zu müde, um dir zu schreiben, nachdem ich zwölf Stunden lang Flutwasser aus dem Keller geschöpft hatte, bevor ich noch packen-einkaufen-herumfahren musste. Eigentlich hatten wir vor, bis Thurman durchzufahren, doch dann begannen wir im Auto, über dich zu sprechen, und Sylvère hatte diese Idee, dass wir unterwegs vielleicht anhalten und deine Freunde Bruce und Betsey in Mt. Tremper besuchen könnten. Ich mein, eigentlich sind sie irgendwie auch seine Freunde (obwohl sie ihm diese Freundschaft kündigen werden, sollten sie je von diesen Briefen erfahren). Es schien so unverschämt und schwer vorstellbar, doch als Sylvère von einer Telefonzelle aus anrief, sagte Bruce: »Natürlich! Ihr übernachtet bei uns!«

AM NÄCHSTEN MORGEN:

Es ist Viertel vor acht, Sylvère ist los, um Kaffee zu holen, und

ich schreibe hier im Bett unter einem Stapel Wolldecken. Eigentlich ist es wunderschön hier: ein Ahornbaum draußen vor den leicht gewellten französischen Fenstern, ein zugefrorener Fluss, Wälder, Meisen im Winter. Vor zwanzig Jahren wäre das hier der perfekte Ort für kollektive Acid-Trips gewesen.

Gestern Abend versuchte Sylvère verzweifelt, dich zum letzten Gesprächsthema des Tages zu machen. Der Besuch war bis dahin so dermaßen bürgerlich und unpersönlich gewesen ... Austausch von Plattitüden über Landhäuser, akademisches Leben, die Vorteile und Nachteile des Pendelns. Gerade als wir schon nach oben und ins Bett gehen wollten, besaß Sylvère die Frechheit, die unerwartete Frage zu stellen: Was Bruce und Betsey eigentlich von dir hielten? Betsey erinnerte sich an irgendetwas Schlaues, das du einmal gesagt hattest: Ich glaube nicht an das Böse der Banalität, doch ich glaube an die Banalität des Bösen. Was hat Dick denn mit Hannah Arendt zu schaffen? Darüber grübelte ich, während Betsey und Sylvère miteinander über die Banalität nachsannen, die du dir mit deinem Umzug nach Kalifornien so begeistert zu eigen gemacht hattest. Sylvère plapperte wie gewöhnlich über den längst mythischen Einfluss Amerikas auf die Europäer – doch warum es geht kein bisschen mehr um dich? Sylvère will immer so wahnsinnig gewandt klingen. »Ich wollte schon immer in die Wüste ziehen«, hattest du gesagt. Und: »Der Nihilismus, der hier alles umgibt, ist furchterregend.« Wie auch immer, Dick, ich mag dich sehr viel lieber als diese Leute. Bruce stellt Fragen, hört jedoch nicht zu, wenn man antwortet. Betsey quatscht ununterbrochen, um die Pausen zu füllen. Sie ähnelt ein bisschen diesem Model Rachel Hunter: dünn und trotzdem vollbusig, flacher Hintern und enorme Mengen wunderbaren Haars. Sie hat alles gelesen, was auch Bruce gelesen hat, doch er hat die Karriere. Findest du diese Menschen eigentlich charmant, Dick? Bruce sieht sogar noch älter aus als Sylvère, und die beiden erinnern mich an diese Rock

'n' Roller-/Supermodel-Paare, die man rund um East Hampton so häufig sieht – irgendwie dämlich und völlig von sich selbst eingenommen. Ich weiß nicht, warum ich sie so wenig ausstehen kann, Dick. Doch es ist nun mal so. Vielleicht bin ich enttäuscht? Immerhin sind Sylvère und ich mit einer Mission hergekommen, und diese Mission bestand darin, dir nahe zu sein.

Ich habe dir noch gar nicht von unserem Abend gestern bei Claire und David berichtet. David machte die denkbar scharfsinnigste und intelligenteste Anmerkung zu Arnold Schönberg: Wenn erst einmal die Form gefunden ist, kann innerhalb dieser Form einfach alles das reine Gefühl sein. Das gilt für Claire und David genauso wie für die atonale Musik. Sie sind die perfekten Gastgeber aus einer Welt, von der ich bislang nur gelesen habe, und in der ein Dinner eine Art weltliche Kunst ist. Sie sind so kultiviert und intelligent, niemals unangenehm-klug, doch immer provokativ. Sie locken einen aus der Reserve, sodass man, wenn am Ende der Kaffee serviert wird, das Gefühl hat, etwas sei – geschehen.

Doch nun ist es Zeit, aufzustehen und noch einen allerletzten Versuch mit Bruce und Betsey zu unternehmen.

> In Liebe Chris

Thurman, NY Freitag, 30. Dezember 1994, 10 Uhr

Lieber Dick,

Sylvère ist mit Mimi beim Tierarzt & ich bin allein & will dich auf den aktuellen Stand bringen, was gestern noch so bei Bruce und Betsey geschehen ist.

Es wurde besser. Betsey und ich machten Pfannkuchen, wäh-

rend Sylvère und Bruce über Marcel Mauss und Durkheim sprachen. Betsey lässt sich gerade zur Kuratorin ausbilden, und wir sprachen über ihre Arbeit. Sie ist insofern bereits ziemlich professionell, als sie gleich ganz vorsichtig wurde, um bloß kein Interesse an meiner Arbeit zu zeigen und sich womöglich zu irgendetwas zu verpflichten. Und dann aßen wir und gingen am Fluss spazieren. Draußen wirkten Betsey und Bruce ein wenig entspannter. Vier Rehe liefen über den Treidelpfad. Wir standen still. Ich begann, sie zu mögen.

Dann gingen wir zu einem anderen Haus aus dem 19. Jahrhundert, dass Bruce und Betsey bei einer Auktion erworben hatten, nachdem es gepfändet worden war. Sie witzelten über die bedauernswerte Vorbesitzerin, eine Kette rauchende alte Jungfer um die 50, die alleine lebte und ihren Lebensunterhalt als »Gebrauchsautorin« verdiente. Natürlich war ich sofort auf ihrer Seite. Betsey hatte den Müll mehr oder weniger vollständig ausgeräumt, außer ein paar Kisten voller Groschenromane. Wie merkwürdig. Vielleicht waren das die Bücher, die die »Gebrauchsautorin« geschrieben hatte? Wie auch immer, Sylvère und ich waren ekstatisch. Beschrieben diese Romantitel nicht ganz genau das, was ich fühlte? Wir hatten den fehlenden Anhaltspunkt gefunden.

Hier die Titel einiger Bücher, die wir aus Bruce und Betseys Haus mitnahmen:

Eine zweite Chance auf Liebe – Auf halbem Weg
Eine zweite Chance auf Liebe – Das Lied der Leidenschaft
Eine zweite Chance auf Liebe – Ein leichtsinniges Verlangen
Untersuchungen über die Ehe
Ehefrau zum Tausch
Außer ihrer Kontrolle
Nichts als Verwirrung

Bruce und Betsey schienen verdutzt und irritiert, doch ich glaube nicht, dass sie das alles mit dir in Verbindung brachten. Während der Autofahrt nach Hause begann ich *Untersuchungen über die Ehe* zu lesen, und ich unterstrich all jene Passagen, die sich auch auf mich und dich beziehen könnten, versah sie mit Fußnoten und Anmerkungen. Dies ist eine sowohl adoleszente (ich!) als auch akademische (du!) Übung ... mein erstes Kunstwerk, ich werde es dir zum Geschenk machen.

Später, als ich Sylvère fragte, warum wir dich so viel lieber mögen als Bruce und Betsey, sagte er: Weil Dick sensibel ist. Ich glaube, das stimmt. Bruce und Betsey verdienen deine Loyalität nicht.

Dick, heute Nachmittag beginnen wir mit der ganzen Arbeit im Haus, ich sollte mich also fertig machen. Doch ich werde dich in meinem Herzen halten, denn das treibt mich voran.

> In Liebe Chris

31. Dezember 1994

An Silvester aßen Sylvère und Chris bei Bernardo's mit Tad und Pam, seiner Ex-Biker-Freundin. Chris hatte Pam schon immer gemocht und bewundert – ihre Lebensgeschichte, ihre Interessen und ihre künstlerischen Ambitionen. Als sie bei den Drinks angekommen waren, erzählte Pam, wie sehr sie Chris' Film »gehasst« habe, »obwohl« sie, wie sie sagte, »noch immer darüber nachdenke«. Chris fragte sich, was genau an ihrer Erscheinung oder an ihrem Charakter die Leute eigentlich veranlasste zu glauben, sie könnten ihr solche Dinge an den Kopf werfen. Als hätte sie keine Gefühle. Etwas früher am Tag hatte sie sich grauenhaft gefühlt, als sie mit David um den Preis der Fenster feilschte, die sie, wie sie ihm angeboten hatte, etwas weiter nördlich im Staat New York einkau-

fen und dann zu einer Scheune in Binghampton transportieren würde, die er gerade renovierte. David bot ihr 500 Dollar dafür. Nun, nein, das war viel zu wenig. Würde sie etwa zwei Tage auf die Fenster von jemand anderem verwenden, wenn sie das Geld gar nicht brauchte? Fünf Minuten später rief David zurück und bot an, das Doppelte zu zahlen, und Chris war sprachlos. Billig kaufen, teuer verkaufen. Sie hatte nicht gedacht, dass solche Gesetze auch unter Freunden gälten. Sie fühlte sich, als habe sie irgendeinem Typen in der Wild West Topless Bar erlaubt, für 50 Dollar ihre Titten zu betatschen, bevor sie erfuhr, dass Brandi sie regelmäßig für 100 hinhielt.

In jener Nacht hatten Sylvère und Chris nur zögerlichen Sex. Er war aufgebracht, verwirrt, wusste nicht, wo oder wer er war. Crestline-Paris-East Hampton – und jetzt Thurman. In drei Wochen würde er schon wieder in New York sein: ein neues Semester, sieben weitere Jahre unterrichten. Thurman als ihr »Zuhause« zu bezeichnen, war eine behelfsmäßige Selbsttäuschung, so wie auch alles andere in seinem Leben mit Chris. Das Haus war nicht gerade Leonard Woolfs Anwesen in Südengland – es war ein Holzrahmensaustall auf dem Land, verwüstet von einer Versagerprollfamilie, die sie unmittelbar vor Weihnachten zur Räumung gezwungen hatten. Jetzt strichen sie an, putzten, und in drei Wochen würden sie schon wieder unterwegs sein. An was für ein Leben konnten sie eigentlich noch glauben? Was für ein Leben konnten sie sich leisten?

In den frühen Stunden des neuen Jahres schrieb Chris an Dick: »Ich weiß nicht, wo ich bin, und die einzige Wirklichkeit zieht immer schon weiter. Bald werde ich mich mit der Wirklichkeit dieses teuren und nur wenig einnehmenden Films auseinandersetzen müssen und mit der Tatsache, dass ich keinen Job habe. Du bist nach Kalifornien gezogen, weil dir Europa zu klaustrophobisch war. Du hast dein Leben entrümpelt ... Glaubst du, dass es

dir möglich ist, diesen freien Fall zu verstehen? Virilio hat recht – Geschwindigkeit und Vergänglichkeit negieren einander, werden zu Trägheit.

Du bist geschrumpft und in ein Glasgefäß abgefüllt worden, du bist ein tragbarer Heiliger. Dich zu kennen, ist so, als würde ich Jesus kennen. Es gibt Milliarden von uns und nur einen von dir, deshalb erwarte ich von dir persönlich nicht allzu viel. Es gibt keine Antworten auf mein Leben. Doch von dir fühle ich mich berührt und erfüllt, einfach nur, indem ich glaube.«

In Liebe Chris

Der Neujahrssonntag war ein weiterer trauriger und melancholischer Tag. Grauschwarzer Nebel hing den ganzen Nachmittag über allem, bis sich um halb fünf endlich die Dunkelheit einschlich. Sylvère und Chris blieben bis Mittag im Bett, sie sprachen, tranken Kaffee, dann standen sie endlich auf, um etwas herumzufahren. Ein Schwarm Krähen hockte auf den nackten Bäumen bei der Farm auf dem River Road. Das Land schien trostlos, Endlich konnte Chris die Welt aus Edith Whartons Ethan Frome nachempfinden. Sie war ganz verfroren von all diesem »charmanten« archaischen Elend. Während sie an den Hütten, an Baumstümpfen und Bauernhäusern vorüberfuhren, spürte Chris die Klaustrophobie eines Lebens unter den Menschen, die hier vor 50 Jahren gelebt hatten, zu mehreren in einem Raum, immer in der Angst zu erfrieren, zu verhungern, und in der Angst, dass sich einer von ihnen eine ansteckende und unheilbare Krankheit einfangen könnte. Menschen, die noch nie in Albany gewesen waren, ganz zu schweigen von New York oder Montréal. Eine Kassette der Incredible String Band lief im Auto – eine volkstümliche Ballade namens Job's Tears über den Winter, den Tod und den Himmel.

We'll understand it better in the sweet bye and bye You won't need to worry and you won't need to cry Over in the old Golden Land

Es ist offensichtlich, warum sich die Leute hier tatsächlich auf den Tod freuen, oder? Einer ihrer Lehrerkollegen hatte ihr mal erzählt, dass der ganze Lebkuchen auf den Häusern hier – die Sterne, die Halbmonde – freimaurerischen Symbolen nachempfunden war. Eindeutig spürten auch die Menschen hier, dass sie etwas Schutz benötigten. Und wie war es der Incredible String Band, vier attraktiven Hippies in ihren Zwanzigern, eigentlich gelungen, die Verzweiflung hinter dem ländlichen Volksglauben ausfindig zu machen? Vielleicht hatten sie auch einfach nur gedacht, dass die Songs ja ganz hübsch seien.

Chris spielte mit dem Gedanken, ihre Atelierbesuche beim Art Center dazu zu nutzen, ein Geständnis über Dick abzulegen und die Studenten dazu anzuhalten, ihm zu schreiben. »Das wird dein Leben verändern!« Sie würde ein durchgeknalltes Traktat mit dem Titel *I Love Dick* verfassen und in der Zeitschrift von Sylvères Universität veröffentlichen. War denn nicht ihre gesamte bisherige Kunstkarriere ganz genauso unprofessionell gewesen?

Sylvère und Chris gingen ein kurzes Stück in Richtung Pharaoh Lake, ihnen wurde kalt, sie gingen nach Hause, tranken Tee und hatten Sex und schliefen eine Weile. Dann standen sie auf und begannen die lange, schwere Arbeit des Kistenauspackens.

Die folgende Woche verbrachten sie mit Tad und Pam im Haus, installierten neue Fenster, Kirschholzböden und rissen Trennwände ein.

BEWEISSTÜCK M:

Szenen des Lebens in der Provinz

Thurman, New York Donnerstag, 5. Januar 1995: 22.45 Uhr

Lieber Dick,

zwischen all die ungedeckten Schecks und betrunkenen Fahrer gequetscht, waren wir heute Abend im Stadtgericht von Thurman als Kläger im Prozess gegen unsere früheren Mieter, die O'Malleys. Das sollte dir in etwa die Welt vor Augen führen, in der wir leben. Dich können wir uns in einer solchen Lage gar nicht vorstellen. Das heißt, eigentlich können wir uns uns selbst dort kaum vorstellen. Am Ende, als wir gewonnen hatten, waren wir einer Meinung, nämlich, dass uns alle materiellen Besitztümer im Grunde vollkommen egal sind. Doch wir waren es ganz einfach leid, uns die ganze Zeit übers Ohr hauen zu lassen, sogar von diesen dämlichen Prolls, die wir wegen ausstehender Mietzahlungen verklagt hatten, und die uns am Ende dann doch wieder irgendwie verarschen. Oh Dick, ich wünschte, du wärst hier, um uns aus dem Leben in der Provinz zu retten.

Unterzeichnet: Charles und Emma Bovary

Am nächsten Tag, am Freitag, dem 6. Januar (Epiphanias), fuhr Chris nach Corinth, um das zerbrochene Glas eines Medizinschränkchens ersetzen zu lassen. Sie fühlte sich vollkommen im Einklang mit diesem Januartag in Upstate New York ... grell blitzendes Eis und Schnee begannen unter der Kälte zu knirschen, Corinths Armee von Sozialhilfeempfängern, aus ihren Anstalten ent-

lassenen Geisteskranken und Halbselbstständigen, die in der Stadt herumlaufen und sich auf vier weitere Wintermonate vorbereiten. Sie liebte es, wie die Wolken am Nachmittag rosa wurden, und bemerkte den Wechsel der Jahreszeiten, die subtilen Wandlungen, die den Januar vom Dezember unterschieden. Sie sorgte sich ein wenig, dass sie am Samstag in drei Wochen ihrem Exfreund Marshall Blonsky bei Josephs Kosuths Geburtstagsfeier über den Weg laufen könnte, obwohl sie sich eigentlich darauf freute. »Meine erste Party in New York, auf die ich einen Scheißdreck gebe«, vertraute sie Dick an. »Ich freue mich auf die Zukunft, solange du ein Teil von ihr bist.« Bedeutet das, dass sie glücklich war?

Sylvère und Chris wurstelten auf der Baustelle herum, die ihr Haus war, und »halfen« Tad und Pam, zwei Nichtjuden, die die Tatsache, dass Sylvère und Chris sich ununterbrochen anschrien, fälschlicherweise für einen Ausdruck von Feindseligkeit hielten. Maija, die in ihrer New Yorker Wohnung zur Untermiete lebte, rief an, um ihnen mitzuteilen, dass sie beschlossen habe, von nun an keine Miete mehr zu zahlen.

Sie nahmen beide an, dass Dick über die Feiertage verreist sei. Sie überlegten, wie sie nun vorgehen sollten. Eines Nachmittags rief Sylvère seinen Freund Marvin Dietrichson in L.A. an, in der Hoffnung, einen Eindruck von Dicks Reaktion zu erhalten. Und tatsächlich, vor den Weihnachtsferien hatte Marvin Dick zufällig auf dem Flur getroffen und gesagt: »Ich habe gehört, dass du Sylvère und Chris getroffen hast – wie war's?« »Ich weiß nicht«, habe Dick geantwortet, erinnerte sich Marvin, »ziemlich komische Sache.«

Ziemlich komische Sache. Als Chris das hörte, zog sich ihr Magen zusammen und sie übergab sich. War das wirklich alles? »Ziemlich komische Sache«? War es irgendwie möglich, dass sie an allen Filtern vorbei, die Sylvère und Marvin für sie darstellten, einen Zugang zu Dick finden konnte?

Morbus Crohn ist eine vererbbare chronische Entzündung des Dünndarms. Wie alle chronischen Gebrechen können die Auslöser körperlicher, psychischer oder umweltbedingter Natur sein. Für Chris war der Auslöser ihre Verzweiflung, die für sie etwas anderes als nur eine Depression war. Die Verzweiflung kam, wenn sie, ohne irgendetwas dagegen tun zu können, in die Ecke getrieben worden war. Die Verzweiflung begann mit einem Zusammenziehen und Anschwellen des Dünndarms, was wiederum zu einer Verstopfung führte, die wiederum dazu führte, dass man sich vollkommen leerkotzte. Die Verstopfung wurde von Unterleibschmerzen begleitet, die so überwältigend waren, dass sie nur noch liegen und auf den Beginn von Fieber, Dehydrierung warten konnte. Der Schmerz war wie eine Achterbahn: Sobald er einen bestimmten Punkt erreicht hatte, konnte sie sich auf etwas gefasst machen, bis sie dann früher oder später zwangsläufig zu Sedierungmaßnahmen ins Krankenhaus kam, wo sie Medikamenten- und Flüssigkeitsinfusionen erhielt.

Sylvère war zu einem Experten darin geworden, wie sich die Krankheit überlisten ließ. Um die Achterbahn anzuhalten, musste er Chris eigentlich nur beruhigen, sodass sie einschlafen konnte. Einige Tassen Tee, dazu etwas flüssiges Opium, Bilder von flauschigen Hunden und Geschichten.

An jenem Nachmittag kaufte Sylvère Chris einen Stift und einen Notizblock. »Hier«, sagte er. »Lass uns an Dick schreiben.« Davon ging es ihr nur noch schlechter. Also streichelte er ihr übers Haar und machte Tee und erzählte ihr eine Geschichte von ihrem toten Hund Lily, die sie so sehr geliebt hatten und die im Jahr zuvor an Krebs gestorben war. Sylvères Worte zeichneten den Umriss einer Traurigkeit, die so unsäglich und groß war, dass sie beide weinen mussten.

Chris schlief ein, und Sylvère zog sich in »sein« Zimmer zurück, das Elternschlafzimmer. Seitdem sie von Long Island hergekommen waren, schliefen sie zum ersten Mal in den letzten zehn Jahren getrennt. »Eine sehr demokratische Übereinkunft«, vermerkte Sylvère gereizt. Chris hatte etwas davon gesagt, dass sie ein wenig Privatsphäre brauche ... damit sie ihre Gedanken besser mit Dick teilen konnte? Obwohl Chris das nordwestliche Zimmer mit dem angeschrägten Saltbox-Dach und den winzigen Fenstern in Beschlag nahm und Sylvère das große Ost-Schlafzimmer, das den Teich überblickte, gab es noch vier weitere Räume, die allesamt leer standen. Ein Zimmer für das Waisenkind, ein Zimmer für den Pony-Trainer/Hausmeister, ein Zimmer für das Kindermädchen ... Ein ganzes Ensemble von Figuren, die niemals wirklich angekommen waren, um diese edwardianische Fantasie mit Chris und Sylvère zu teilen

Es war Chris' Krankheit gewesen, die er zwölf oder dreizehn Jahre zuvor noch so verführerisch an ihr gefunden hatte. Nicht die physischen Symptome der Krankheit – stumpfes Haar, merkwürdige Flecken, blaue Male auf ihren Beinen und Schenkeln. All das war für ihn ziemlich abstoßend gewesen. »Normalerweise sind die Mädchen, mit denen ich ausgehe, besser angezogen und sie sehen auch besser aus«, berichtete Bataille von seinen Treffen mit der Philosophin Simone Weil. Und tatsächlich, anders als Sylvères zahlreiche Exfreundinnen bot Chris' Körper keinerlei Vergnügungen. Er war nicht blond oder opulent, dunkel, sinnlich oder üppig – er war dünn und nervös, knochig. Und obwohl Chris ganz offenkundig intelligent war, sogar unüblich kultiviert, kannte Sylvère auch zahlreiche kluge Männer. Und zu jener Zeit hätte er sich nach Belieben aus ganz New York auswählen können, wen auch immer er wollte. Im Jahr ihres Kennenlernens hielt Sylvère sie lange konsequent auf Distanz, bat sie nur selten, über Nacht zu bleiben. Was ihm durchaus gefiel, war der Sex zur Mittagszeit, gefolgt von irgendeinem entkörperlichten philosophischen Gespräch ... Derlei half immer, um sie zur Tür hinauszubekommen.

Erst als David Rattray ihn in jenem Sommer plötzlich anrief, weil Chris in Minneapolis im Krankenhaus lag, begriff Sylvère, dass Chris' Krankheit wohl etwas mit ihm zu tun hatte: dass er ihr Leben retten könnte, wenn er sie endlich akzeptierte. Der Rest war Geschichte oder: Chris hatte in einer Hinsicht richtiggelegen – trotz seines Rufs als Philosoph der sexuellen Perversitäten, den er sich im Mudd Club erarbeitet hatte, war Sylvère im Grunde ein verkappter Humanist. Schuldgefühle und Pflichtbewusstsein trieben sein Leben an, und zwar noch viel mehr als SM.

Doch nun, mitten in ihrer Schwärmerei, war Chris' Körper ganz prall, so sexuell geworden. Sie war geschwächt und verfügbar. In ihrem geblümten Satinmorgenmantel im Bett zusammengerollt, durch zerzauste Vorhänge über die verschneite Straße hinweg zu Bakers Garage und Schrottplatz herüberschauend, sah sie ein wenig wie Elizabeth Barrett Browning in Virginia Woolfs *Flush* aus (nur ohne ihren Spaniel), ein Buch, über das Sylvère in England vor dreißig Jahren mit Vita Sackville-West gesprochen hatte.

Am frühen Abend stand Chris auf und ging in Sylvères Zimmer. »Ich werde nicht krank werden. Du hast es aufgehalten.« Und dann nahm sie ein Bad, und Sylvère saß neben der Wanne, so wie sie es früher oft getan hatten. Im Sitzen beobachtete Sylvère verstohlen, wie ihr Körper im Wasser schmolz, einer ihrer Ellbogen erhoben, die Spitzen ihrer Brüste durchstachen die Wasseroberfläche, das dichte Netz des Schamhaars. Die Schneehaufen draußen passten zu der Blässe ihres Körpers. Die weißen Erhebungen der Schneewehen auf dem Hügel jenseits des Fensters, als sie nach einem Handtuch greift. Heißes Wasser dampfte über der Badewanne, und der Wind draußen hob den Schnee, als handele es sich um dampfige Wolken. Als gäbe es keinen Unterschied zwischen heiß und kalt, zwischen drinnen und draußen.

Dann legten sie sich auf die Matratze in Sylvères Zimmer und begannen zu ficken. Diesmal ist es echt, ein spontaner Rausch von Zärtlichkeit und Begehren, und als es vorüber ist, ruhen sie und beginnen von vorn, und keiner von beiden spricht.

BEWEISSTÜCK N:

Sylvère bedankt sich bei Dick für seine wiedergefundene Sexualität

Thurman, New York Donnerstag, 12. Januar 1995

Lieber Dick,

Charles Bovary hier. Emma und ich leben inzwischen seit etwa neun Jahren zusammen. Jeder weiß, was das bedeutet. Leidenschaft wird zu Zärtlichkeit, Zärtlichkeit wird soft. Sex zerfällt und wird zu warmer Intimität. Wir konnten monatelang ohne Sex leben, und wann immer wir es taten, war es nur ganz kurz und abgehackt. War es das Begehren, das mich verlassen hatte? Oder war es vielleicht die Zerbrechlichkeit, die zur Nähe gehört? Ich weiß es nicht. Entscheidend war, dass ich niemals wieder einen jener wundervollen Steifen von früher haben sollte.

Emma hat schon oft angeregt, dass ich zu einem Sextherapeuten gehen solle. Nachdem sie über Jahre hinweg seine instinktivsten Gewohnheiten nach und nach auseinandergenommen hatte, besaß die Vorstellung, den alten weißen Mann in die Reparaturwerkstatt zu schicken, ganz offensichtlich etwas sehr Befriedigendes für sie.

Mit den Jahren war Emma immer eifriger darum bemüht, meine Sexualität zu transformieren, die in New York doch so sehr gefeiert worden war, und zwar in etwas weniger Foucaultianisches und Kontrollierendes; in etwas irgendwie zurückhaltend unter-

würfig Schwanzschwingendes. Und ich gab nach. Emma und ich machten uns daran, die jahrhundertelange männliche Herrschaft und all die Schwanz-Reiche zu hinterfragen. Ich lag dort, passiver, als selbst Frauen es zu sein hatten, wartete auf Emma, dass sie mich mit ihrem harten Schwanz des Begehrens überwältigte. Doch sie war schon bald unzufrieden. Ich sprang nicht an. (Mir waren ihre Bemühungen irgendwie nie aufrichtig genug.) Und so begann die allmähliche Detumeszenz meiner einst so glorreichen Erektionen.

Unser Sex wurde kurz und zu etwas irgendwie Ungewissem. Emma, die zunächst begeistert gewesen war über den Erfolg ihres Projekts, verlor die Geduld ob meiner unbeholfenen Impulse. Wir hatten nur selten Sex, gaben vor, dass es darauf ja nicht wirklich ankomme. Unsere Freundschaft wurde stärker, unsere Liebe wuchs und Sex wurde in würdigere soziale Unterfangen sublimiert: Kunst, Karrieren, Grundstücke. Und dennoch, gelegentlich kam der beunruhigende Gedanke auf, dass ein Paar ohne Sex eigentlich kaum ein wirkliches Paar sei. An diesem Punkt, gerade als wir uns selbst davon überzeugt hatten, dass ein Leben ohne Sex ein besseres Leben sei, tratst du in unser Leben wie ein Engel der Barmherzigkeit.

Die Tatsache, dass Emma in dich verknallt war, bedeutete zunächst einen ziemlichen Schlag für was auch immer von meiner Selbstachtung noch übrig war (und dank dir bin ich überhaupt bereit zuzugeben, dass so etwas wie Selbstachtung existiert und wichtig ist; kann man ohne Selbstachtung überhaupt Amerikaner sein?). Unsere Sexualität drückte sich nun in einer neuen erotischen Aktivität aus: dir zu schreiben, Dick. Und ist nicht jeder Brief ein Liebesbrief? Seitdem ich dir zu schreiben begonnen habe, Dick, schreibe ich Liebesbriefe. Was ich jedoch nicht wusste, war, dass ich, weil ich Liebesbriefe schrieb, einzig und allein deshalb Briefe schrieb, um zu lieben und um befangen all die schlafenden Mächte in meinen ziemlich verdrängten Emotionen wiederzuerwecken.

Dies ist eine lange Geschichte, Dick, und du bist der Einzige, dem ich sie erzählen kann. Emmas Liebe für dich versetzte meiner Sexualität den vernichtenden Schlag. Wie sehr wir ihn auch verleugneten, ich hatte schon immer gewusst, dass der Sex seinen hässlichen Kopf eines Tages wieder zeigen würde, wie eine Schlange, und auf eine Art warst du diese Schlange, Dick. Nun also gab es die Gelegenheit, mein Freund, um Tabula rasa zu machen: kein Begehren, keine Zukunft, kein Sex. Doch paradoxerweise eröffnete diese Niederlage eine neue Reihe von Möglichkeiten. Dass beispielsweise Emma, die so lange Zeit keinerlei Interesse an Sex gehabt hatte, inzwischen über deinen Prick, Dick, fantasierte, ermöglichte uns einen Neuanfang. Wenn es dort irgendwo Dicks gibt, dann gibt es womöglich auch Dick für uns.

Es handelt sich hier nicht einfach nur um eine Sex-Therapie. Ich vertraue mich dir an – nicht als ein Büßer, der bereit ist, mit eingeklemmtem Schwanz die Position des reuigen Sünders anzunehmen. Nein, die Renaissance hat stattgefunden, und es lässt sich darüber streiten, ob du überhaupt irgendetwas mit ihr zu tun hast. Die Tatsache, dass Emma anderswo begehrte, ermöglichte es mir, mein eigenes Begehren zurückzuerlangen. Wie das geschehen konnte, bleibt ein Wunder. Vor ungefähr einer Woche kehrte er plötzlich zurück – unser sexueller Geist, so wie einer dieser kleinen römischen Götter, und er berührte jeden einzelnen Teil meines Körpers, erregte mich bis hin zur Heiligkeit der Lust. Als wäre der Schleier gelüftet und ein ganz neues Feld menschlicher Möglichkeiten enthüllt worden.

Ich kann dir versichern, Dick, dass es nicht nur der bloße Versuch war, mit deinen sagenhaften sexuellen Kräften mitzuhalten, der diesen Wandel in mir bewirkt hat. Du kannst es Verdrängung nennen, wenn du willst, und sogar stolz auf die Heilung sein, die du uns ermöglicht hast. Dafür jedoch, Dick, hättest du in irgendeiner Form Kontakt mit uns aufnehmen müssen, was du jedoch

so sorgsam wie erfolgreich vermieden hast. Schreib dir also nicht allzu voreilig wundersame sexuelle Kräfte zu, *Christus der Liebe*. Emma und ich haben dich aus dem Nichts heraus erschaffen, oder aus sehr Wenigem, und in aller Fairness – du schuldest uns alles. Während du dich in deinem Alltag abstrampelst, haben wir dich zu einer wahrhaft mächtigen Ikone der erotischen Integrität erhoben.

Ich widme dir diesen Brief, Dick, mit all meiner Liebe.

Charles

Ihr Sex mit Charles jedoch konnte Emma ihren Dick nicht ersetzen. Während Sylvère seine Manuskripte und Kisten durchging, richtete sich Chris in einem verträumten Delirium ein, das allenfalls noch eine Woche andauern konnte. Sie hatte eingewilligt, die Fenster am kommenden Montag nach East Hampton zu fahren. Von dort würden sie und Sylvère wegen seiner Atelierbesuche am Art Center nach L. A. fliegen. Und dann begann Sylvères Job in New York, und sie würden bis Mai im East Village leben.

Sie las *Harlequin-*Groschenromane, schrieb Tagebuch und kritzelte die Ränder von Sylvères heißgeliebter Ausgabe von Heideggers *La question de la technique* mit Notizen zu ihrer Liebe für Dick voll. Das Buch diente dem Beweis der intellektuellen Wurzeln des deutschen Faschismus. Sie nannte es *La technique de Dick*.

Die Zeit war knapp. Sie brauchte Antworten, und deshalb fand sie, ähnlich wie Emma Bovary, Zuspruch in der Religion. Dick zu lieben, half ihr den Unterschied zwischen Jesus und den Heiligen zu begreifen. »Man liebt die Heiligen für das, was sie tun«, schrieb sie an ihn. »Es handelt sich bei ihnen um Menschen, die sich selbst erfunden, die hart gearbeitet haben, um einen gewissen Gnadenzustand zu erlangen. George Mosher, der Pferdeholzrücker von der Bowen Hill Road, ist eine Art Heiliger. Doch Jesus ist wie ein

Mädchen. Er muss rein gar nichts tun. Man liebt ihn, weil er wunderschön ist.«

Am Freitag, dem 13. Januar, kamen Chris' Freunde Carol Irving und Jim Fletcher herauf, um sie in Thurman zu besuchen. Sie blieben lange wach und lasen sich Paul Blackburns Übersetzungen der Troubadour-Gedichte vor. Jims tiefes Näseln aus dem Mittleren Westen erhob sich über das von Aimeric de Belenoi –

Wenn ich ihren anmutigen Körper in mein Herz lege, ist der weiche Gedanke dort so angenehm, dass ich erkranke, ich brenne vor Freude –

Und es kam ihnen der Gedanke, dass die Liebe wie das Sterben sei, so wie Ted Berrigan einst den Tod als »den Moment« bezeichnet hatte, »in dem der Mensch in uns hineinkommt«. Sylvère, der Spezialist, hielt sich sehr zurück, weil er die ernsthafte Unterhaltung der anderen zu läppisch fand. Und dann rief Ann an, um ihnen einen Abschnitt aus ihrem neuen Buch vorzulesen, an dem sie gerade arbeitete. Der Abend war perfekt.

19. Januar 1995

Mittwochabend checkten Sylvère und Chris im The Regal Inn Motel in Pasadena ein. Donnerstagnachmittag rief Sylvère Dick mit der Erwartung an, nur seinen Anrufbeantworter dranzubekommen, und er war überrascht, als er Dick tatsächlich erreichte. Mick und Rachel Taussig, zwei Freunde aus New York, waren zu Besuch. Ob Sylvère und Chris nicht Lust hätten, Sonntagabend zu ihm zum Essen zu kommen?

Ȇbrigens, Sylvère«, sagte Dick noch, bevor er auflegte, »ich habe Chris' Fax gar nicht an dem Tag erhalten, an dem sie es geschickt hatte. Es kam irgendwie mit der Weihnachtspost durcheinander, sodass ich es erst zwei Wochen später las.«

»Ah – ein kleines Weihnachtsgeschenk«, kicherte Sylvère.

»Na ja, es ist jetzt schon eine Weile her«, antwortete Dick. »Ich nehme an, dass alles sich ein wenig abgekühlt hat?«

»Jaaaa«, sagte Sylvère etwas unruhig.

Am Sonntag, dem 22. Januar, fuhren Sylvère und Chris mit ihrem Mietwagen ins Antelope Valley. Chris brachte eine Fotokopie der Briefe mit – 90 Seiten, einzeilig. Sylvère bezweifelte, dass sie so wahnsinnig sein würde, sie ihm zu überreichen. Doch die Art und Weise, mit der Dick sie bei der Tür umarmte – eine Berührung, die mehr als nur sozial, die womöglich sogar sexuell war –, ließ sie stutzen. Das genügte als Zeichen.

Das Abendessen mit Dick und Mick und Rachel, zwei Kuratoren am Getty, einem Kunstkritiker und Sylvère war sehr schwierig. Die Atmosphäre war protestkulturhaft-ungezwungen. Neben der souveränen und glamourösen Rachel, die die einzige andere Frau im Raum war, fühlte sich Chris wie eine Kakerlake. Dick saß neben Chris, Rachel gegenüber. Vielleicht bemerkte Dick, dass Chris schwieg und ihr Essen nicht angerührt hatte. Wie auch immer, Dick wandte sich mit leicht komplizenhaftem Lächeln an sie: »Wie geht's mit dem ... äh ... Projekt?« Rachel, ebenfalls lächelnd, war ganz Ohr. Chris versuchte gar nicht erst, einen richtigen Ton für ihre Antwort zu finden. »Nun, es hat sich sehr verändert. Es ist nun im Grunde zu einem Briefroman geworden.« Darauf sprang Rachel an. »Ah, das ist ja so bürgerlich.« – »Echt?« – »Hat nicht Habermas gesagt, dass das Genre des Briefromans den Beginn des bürgerlichen Romans markiert habe?« Chris entsann sich jenes Morgens, an dem sie und Sylvère mit Andrew Ross und Constance Penley bei einer Konferenz in Montréal frühstückten. Auf brillante Weise korrigierte Constance die etwas ziellose Vorliebe, die Chris

für Henry James hegte, und kam dabei auf jeden einzelnen relevanten intellektuellen Aspekt zu sprechen. Wie sprachgewandt diese Frau schon um halb neun Uhr morgens war! Dennoch fragte sich Chris: Rachel, hatte Lukács das nicht schon viel früher gesagt?

Wie auch immer, um Mitternacht waren die anderen Gäste gegangen. Sie und Sylvère blieben auf einen letzten Drink. Es schien, als würden Sylvère und Dick nie aufhören, über neue mediale Technologien zu sprechen. Chris langte in ihre Handtasche. »Hier«, sagte sie. »Davon habe ich gesprochen.«

Nun gut. Dick war baff, und ausnahmsweise war auch Sylvère sprachlos. Doch Dick war großzügig und sehr liebenswürdig. Er nahm die 90 Seiten entgegen. »Chris«, sagte er, »ich verspreche, sie zu lesen.«

26. Januar 1995

Zurück im New Yorker Winter fuhren Sylvère und Chris ein letztes Mal nach Thurman hinauf. Am Samstag würden sie das Haus für den Winter schließen, rechtzeitig bevor sie zu Joseph Kosuths Geburtstagsparty wieder herunterfahren würden. Am 29. Januar, Sonntagmorgen, wachten sie benebelt und verkatert auf, glücklich, zurück in New York zu sein. Josephs Party war perfekt gewesen, intim und groß zugleich. So viele von Sylvères alten Freunden aus den Mudd-Club-Tagen waren da gewesen. Sie standen langsam auf und aßen Brunch bei Ratner's und machten sich dann auf den Weg in die Lower East Side. Sylvère würde schon bald sein erstes Dinner mit dem Aufsichtsrat vom MOMA haben, um mit ihnen über den Artaud-Katalog zu sprechen: Dafür sollte er wohl angemessen angezogen sein.

Der Besitzer eines Ladens auf der Orchard Street, wo Sylvère mehrere hundert Dollar für italienische Kleidung ausgab, war ein bemerkenswerter Mensch, ein wahrer Lichtblick. Er lebte in Crown Heights und betrieb Kabbalah-Studien. Kunden trieben hinein und hinaus, während er und Sylvère miteinander Gedanken über den jüdischen Mystizismus des 17. Jahrhunderts austauschten, über Jakob Frank und Levinas.

Es war später Nachmittag, mild und sonnig, als sie die Orchard Street verließen. Sie gingen mit Einkaufstüten zurück durch den gerade erst landschaftlich umgestalteten, nun mit einer Sperrstunde versehenen Tompkins Square Park. Plötzlich begriff Chris, dass sie hier eine Fremde war. Dabei war das East Village doch einst ihr Zuhause gewesen. Gestern Abend hatte ihr Name bei Josephs Party nicht einmal auf der Liste gestanden, und ja, im Grunde hatte sie zu keinem Moment der New Yorker 70er nur irgendeiner Glamour-Szene angehört. Doch sie hatte hier Freunde gehabt ... Freunde, von denen die meisten entweder gestorben waren oder ihr Künstlerdasein aufgegeben hatten, um in andere Leben und Jobs zu verschwinden. Bevor sie Sylvère traf, war sie ein merkwürdiges und einsames Mädchen gewesen, doch nun war sie niemand mehr.

»Wer ist Chris Kraus?«, schrie sie. »Sie ist niemand! Sie ist Sylvère Lotringers Frau! Sie ist seine Partybegleitung!« Ganz egal, wie viele Filme sie drehte oder wie viele Bücher sie herausgab – solange sie mit Sylvère zusammenlebte, würde sie immer ein Niemand sein, und zwar für alle, auf die es ankam. »Es ist nicht mein Fehler!«, schrie Sylvère zurück.

Doch sie erinnerte sich an all ihre vielen Kooperationen, bei denen ihr Name ausgelassen worden war. Sie erinnerte sich, wie wenig entschlossen sich Sylvère daraufhin jeweils verhalten hatte, wie abgeneigt er war, bei irgendjemandem anzuecken, von dem er bezahlt worden war. Sie erinnerte sich an all die Abtreibungen, an all die Feiertage, an denen sie aus dem Haus geschickt worden war, damit Sylvère mit seiner Tochter allein sein konnte. In den letzten

zehn Jahren hatte sie sich ausgelöscht. Ganz egal, wie liebevoll Sylvère sich gab, er war nie in sie verliebt gewesen.

(In der ersten Nacht, die sie gemeinsam in Sylvères Loft verbracht hatten, fragte Chris ihn, ob er je über Geschichte nachdenke. Damals war die Geschichte für Chris wie die New York Public Library – ein Ort, an dem man tote Freunde treffen konnte. »Ununterbrochen«, antwortete Sylvère und dachte an den Holocaust. In diesem Moment verliebte sie sich in ihn.)

»Nichts ist endgültig«, sagte Sylvère. »Nein«, schrie sie, »das stimmt nicht!« Inzwischen weinte sie. »Geschichte ist nicht dialektisch, sie ist unentrinnbar. Manches hört einfach nie auf!«

Und am nächsten Tag, am Montag, dem 30. Januar, verließ sie ihn.

TEIL 2 JEDER BRIEF IST EIN LIEBESBRIEF

Die Liebe hat mich an einen Punkt gebracht an dem ich nun schlecht lebe weil ich vor Sehnsucht sterbe deshalb kann ich mich nicht selbst bemitleiden und –

Anonym, 14. Jahrhundert, franko-provenzalisch

Thurman, New York Mittwoch, 1. Februar 1995

Lieber Dick,

ich schreibe dir vom Land, aus der Stadt Thurman in Upstate New York. Gestern bin ich hergekommen, habe unterwegs nur angehalten, um in Catskill bei Stewart's Shop zu tanken. Tad ist zurück zu Pam nach Warrensburg gezogen. Das Haus ist leer, und es ist das erste Mal, dass ich hier oben allein bin. Wie komisch, dass ich mich trotzdem nicht einsam fühle. Vielleicht wegen des Geistes von der alten Frau Gideon. Oder vielleicht weil ich das ganze Ensemble hier in Thurman vom Holzkaufen und vom Hausrenovieren und von meiner Arbeit an der Schule her kenne. Die Adirondack Times berichtet von regionalen Ereignissen wie beispielsweise Evie Cox' Besuch beim Podologen in Glens Falls. Irgendwie scheint diese Redneck-Stadt sehr viel großzügiger zu sein als Woodstock oder East Hampton, wenn es darum geht, einer mittelalten Frau aus New York City zu gestatten, alleine in einem Haus herumzuspringen. Sowieso handelt es sich hier um eine Gemein-

de von Exilanten. Niemand stellt mir irgendwelche Fragen, weil es nämlich keinerlei Bezugsrahmen gibt, in dem sich meine Antworten verorten ließen.

Schon seit Tagen will ich dir von einer Installation berichten, die ich letzte Woche in der Galerie Ronald Feldman auf der Mercer Street in New York gesehen habe. Sie hieß Minetta Lane – A Ghost Story von Eleanor Antin, einer Künstlerin/Filmemacherin, über die ich zuvor nicht sehr viel wusste. Die Installation war reine Magie. Ich verbrachte eine ganze Stunde darin, und ich hätte den ganzen Tag bleiben können. Man tritt durch einen engen Korridor ein, der plötzlich scharf abbiegt – Felsen aus weißen Laken verwandelten sich urplötzlich in bröselnden Gipsputz, in verrottende Holzleisten und Bretter. Maschendraht und anderen Schutt aus den Mietskasernen der Vorkriegszeit. Man stolperte über diesen ganzen Kram, so wie man vielleicht auf dem Weg zu einer Party oder zu Freunden die Treppen hinaufstolperte, wenn man denn das Glück hatte, in den 50ern in NYC zu leben, als man dort so nämlich noch lebte. Und als man um die letzte Ecke bog, kam man in eine Art Foyer, eine halbkreisförmige Mauer mit zwei großen Fenstern auf der einen Seite und einem einzelnen, etwas höher gelegenen Fenster auf der anderen

Vor den beiden Fenstern stand ein einzelner Holzstuhl, und man setzte sich sehr vorsichtig hin, weil man nicht die ganzen Füße voller Gipsstaub bekommen wollte (ich weiß nicht mehr, ob der Staub neben dem Stuhl echt war oder nicht). In jedem der drei Fenster lief gleichzeitig jeweils ein Film, von hinten auf die Fensterscheiben projiziert. Durch den Korridor hindurch war man hergeführt worden, damit man hier an einer Art Séance teilnehmen und zum Voyeur werden konnte.

Durch das Fenster ganz links war eine mittelalte Frau zu sehen, die eine große Leinwand bemalte. Wir sahen sie von hinten, zerknittertes T-Shirt und zerknitterter Körper, lockiges, zerzaus-

tes Haar, sie malt, sie schaut vor sich hin, sie denkt nach, sie zieht an ihrer Zigarette, sie bückt sich, gelegentlich nimmt sie einige Schlucke aus einer Flasche Jim Beam. Eine ganz gewöhnliche Szene (obwohl sie gerade aufgrund ihrer vermeintlichen Gewöhnlichkeit auf subversive Weise vollkommen utopisch wurde: Denn wie viele Bilder aus den 50ern besitzen wir von namenlosen Frauen, die bis spät abends malen und ein wirkliches Leben leben?). Und diese Gewöhnlichkeit setzte eine Flut historischer Nostalgie frei, eine Wärme und Nähe zu einer Vergangenheit, die mir unbekannt war. – Dieselbe Nostalgie, die ich verspürte hatte, als ich vor ein paar Jahren eine Fotoausstellung in der St. Mark's Church besuchte. Dort waren etwa einhundert Fotos aus der Sammlung des Photographic/Oral History Project of the Lower East Side ausgestellt, auf denen Künstler zu sehen waren, die zwischen 1948 und 1972 ganz in ihrem Milieu lebten, tranken, arbeiteten. Akribisch waren die Aufnahmen mit Untertiteln und mit den Namen der Künstler. und ihren Disziplinen versehen worden, doch 98% der Namen waren mir vollkommen unbekannt. Diese Fotos, ebenso wie Antins Show, knüpften an einen ganz bestimmten unbeschriebenen Moment an – an den Moment, in dem es dank der Fördermittel, die durch die sogenannte »G. I. Bill« bereitgestellt wurden, zum ersten Mal in der amerikanischen Kunstgeschichte auch für Amerikaner aus der unteren Mittelschicht möglich geworden war, als Künstler zu leben und als Künstler Zeit totzuschlagen. Antin erinnert sich: »Dank der ›G.I. Bill‹ gab es plötzlich überall genug Geld, mit dem man in billigen Vierteln gut leben und arbeiten konnte. [...] Ateliers waren billig, genauso wie Farben und Leinwände, Schnaps und Zigaretten. Überall im Village gab es junge Leute, die schrieben, malten, zur Psychoanalyse gingen und die Bourgeoisie fickten.« Wo sind sie heute? Die Ausstellung des *Photographic/Oral History* Project verwandelte die Straßen des East Village in Stammesgebiet. Ich verspürte eine rauschhaft empathische Neugier auf das Leben

derjenigen, die nicht berühmt waren, auf die Sehnsüchte und Ambitionen von Künstlern, die zwar ebenfalls da gewesen waren, deren Sehnsüchte und Ambitionen jedoch niemand aufgezeichnet hatte. Wie verhalten sich arbeitende Künstler und die Gesamtzahl von Kunststars mengenmäßig zueinander? Einhundert zu eins oder tausend zu eins? Das erste Fenster zeigte schamanische Kunst, indem es Hunderte von disparaten Gedanken, Assoziationen (Ausstellungsfotos, verschiedene Leben, die Tatsche, dass sich unter ihnen auch einige weibliche Leben befanden) in ein einziges Bild zusammenzog. Eine zerknitterte Frau malt und raucht eine Zigarette. Und denkst du nicht auch, dass ein »heiliger Raum« allein aufgrund der Kollektivität heilig ist, die er destilliert?

Und dann war in diesem Fenster noch eine eigenartige Form von Magie zu sehen: eine Magie, die dieses Fenster mit den zwei sehr verschiedenen Zuständen verknüpfte, die in den anderen beiden gezeigt wurden. Nach mehreren Minuten tritt ein kleines Mädchen, das ein samtenes Kleid und eine große Schleife trägt, ins Bild, in den »Raum« der Malerin. Ist dieses Mädchen die Tochter der Frau? Ist sie die Tochter einer Freundin? Sofort ist klar, dass das kleine Mädchen in einem vollkommen anderen metabolischen und perzeptiven Universum lebt als ihre Mutter/Erziehungsbeauftragte/ältere Freundin. An der Leinwand selbst zeigt sie kein sonderliches Interesse, obwohl sie auch nicht ausdrücklich desinteressiert ist. Sie sieht kurz hin, dann treibt sie schon weiter, um etwas anderes (uns?) draußen vor dem Fenster zu betrachten. Dann wird ihr auch dies langweilig (sie hat einfach so viel Energie!). Also beginnt sie, auf- und abzuspringen. Bis zu diesem Augenblick war sich die Malerin nur peripher der Anwesenheit des kleinen Mädchens bewusst. Doch jetzt legt sie ihren Pinsel hin, lässt sich auf das Spiel ein. Die Frau und das kleine Mädchen springen gemeinsam auf und ab. Dann geht auch dieser Moment vorüber, und die Frau wird zurück in ihre Arbeit gezogen.

(Antins Installation gründet die strukturalistische Faszination für die winzigen Details so verschiedener Zustände wie der Konzentriertheit und der Flüchtigkeit des Moments auf dem Einzigen, das diesen Augenblicken irgendeine Bedeutung verleiht: auf der Geschichte und Zeit, die geradewegs durch das Leben anderer Menschen hindurchgehen …)

Durch das zweite Fenster rechts von der Malerin lässt sich ein junges Paar erkennen, das in der Badewanne einer Mietskasernenküche herumtollt. Das Mädchen hat hellblonde Haare, ist vielleicht 16, sie lacht, bespritzt ihren Partner, einen großen dunkelhäutigen Mann in seinen 20ern, mit Wasser. Sie rutschen über den nassen Boden, ringen sich in feuchte Umarmungen hinein und wieder hinaus. Es ist nicht ganz klar, wer von den beiden hier lebt (vielleicht auch beide, oder vielleicht handelt es sich um eine Wohnung, die sie sich nur geborgt haben?). An einer Stelle kommt das Mädchen aus dem Fenster mit der Malerin in das zweite Fenster hinübergelaufen und beißt herzhaft in ein Sandwich. Sie sitzt und isst, beobachtet die beiden von einem Absatz oberhalb der Wanne.

Dieser Auftritt stellt eine eigenartige voyeuristische Wendung dar: Wir beobachten sie, wie sie die beiden beobachtet. Aber natürlich handelt es sich hier nicht um Pornografie in Echtzeit. Es gibt hier auch keine *Story*. Wir beobachten diese Menschen nicht deshalb, weil wir wissen wollen, wer sie sind oder wo sie herkommen. Dies sind Einzelheiten, auf die zwar angespielt wird, die vielleicht oder vielleicht auch nicht enthüllt werden. Wir sind Außenstehende, die sich aussuchen können, wie lange wir diesem abwechselnd nur schwer zu ertragenden und dann wieder cineastischen Stück Leben zusehen, bevor wir unseren Blick zu einem anderen Fenster verlagern. Das Paar ist sich unserer nicht bewusst und macht einfach weiter. Sie existieren auf sehr viel bestimmtere Weise als wir.

Nach einer Weile geht das kleine Mädchen wieder, und die jun-

ge Frau steigt aus der Badewanne, verlässt den Bildausschnitt und kehrt mit einem großen Wollkleid und einem Baumwollleibchen bekleidet zurück. Sie zieht eine weiße Bluse über (die Uniform einer katholischen Schule oder das standardmäßige Outfit der Bohème? Wie auch immer, die Intimität der Szene ist sehr lässig und nicht transgressiv), während ihr Partner sich ein Handtuch schnappt und aus dem Bad klettert.

In dem dritten Fenster, zu dem man sich umdrehen oder den Stuhl verrücken muss, um es zu sehen, betrachtet ein älterer weißer Mann still, wie gelähmt einen leeren Ziervogelkäfig, der im Vordergrund seiner aufwendig dekorierten Vorkriegswohnung steht. Die Wände hinter ihm sind tiefgrün. Offenkundig wohnt er in ihnen schon seit vielen Jahren. Über dem Vogelkäfig hängt ein kristallener Kronleuchter, und warmes Licht strömt über das Gesicht des Mannes. Die Szene ist zeitlos, konzentriert, und sie existiert irgendwo weit außerhalb aller Ambivalenz oder Emotion. Wir sehen nichts von dem, was der Mann sieht oder vorgibt zu sehen, doch wir sehen die Schatten dessen über sein Gesicht huschen, was er sieht. Dieses Fenster ist das zwingendste, das am wenigsten definierbare der drei. Wir sehen durch das Fenster hindurch und beobachten jemanden, der vollkommen absorbiert von etwas ist, das wir nicht sehen können: ein abwesender Vogel, die Vergangenheit eines Fremden, die Mysterien des Alterns.

Später (vielleicht als Übergang von einem erotischen Höhepunkt in Fenster Nr. 2 und der Ankunft des kleinen Mädchens im Zimmer der Malerin) lehnt sich das Gesicht einer Frau mit goldenen Jean-Harlow-Haaren, das von einem Kronleuchter im Stil der 30er Jahre erleuchtet wird, über den Vogelkäfig, den der Mann so aufmerksam betrachtet. Die Frau ist ein Engel oder ein Geschenk, auf das der Mann nicht zu reagieren scheint. War sie dort schon die ganze Zeit? Die Reglosigkeit seiner Miene, ist das Seligkeit? Der Mann betrachtet weiter den Vogelkäfig.

»Die Form einer Stadt verändert sich schneller als das menschliche Herz«, zitiert Eleanor Antin Baudelaire. Die Installation war eine magische Cornell-Box, ein winziger Epos: Durch das Schlüsselloch dieser verlorenen Zeit existieren alle Altersgruppen, alle Lebensarten gleichberechtigt nebeneinander. Diese Installation war verstörend und ekstatisch.

Dick, es ist halb elf am Abend, heute Morgen musste ich abbrechen, nachdem ich dir das erste Fenster beschrieben hatte, und jetzt bin ich zu müde, um noch weiterzuschreiben. Heute Nachmittag ging ich raus auf einen Spaziergang und fühlte mich sehr leicht und klar. – »Helle Tage«, dachte ich, und ich erinnerte mich an eine alte Filmidee von mir, bei der es um den Selbstmord von Lew Welch ging, dem Dichter aus San Francisco, einem weiteren Nutznießer der »G.I. Bill«, der irgendwann gegen Mitte der 70er in die Berge der Sierra Madre hinausging und nie wieder gesehen wurde ... Wie perfekt diese Winterlandschaft von Upstate New York zu einer solchen Szene passt. Ich überlegte sogar hin und her, welche Art von Kamera ich verwenden würde, welche Art Film, wo ich den Film und das Stativ herbekommen würde, und würde es noch einen weiteren Handlungsstrang geben, andere Schauspieler? ... als sich die Holzfällerstraße mit einem Mal verlor.

Doch ich ging weiter, daran denkend, dass mir der Winter doch am besten gefiel. Ich folgte einem Wildpfad, ging über Eis, über eine Biberburg, bis ich mich verlaufen hatte. Der Boden ist gefroren, doch es liegt so gut wie kein Schnee, weshalb es unmöglich war, Spuren zu folgen. Ich gelangte an einen alten Maschendrahtzaun, ging von dort aus dann in eine Richtung, die sich nach Süden anfühlte, über einen Bach und dann auf eine Lichtung, und ich dachte, dass die High Street ganz in der Nähe sein musste. Doch das war sie nicht – überall um mich herum immer noch mehr Wald, gezackte Bäume, die auf einem Boden standen,

der in den vergangenen 150 Jahren ein Dutzend Mal gerodet und geschändet worden war. Wildspuren, die sich im Brombeergesträuch verloren, und mir wurde klar, dass ich vollkommen ziellos und wie besoffen im Kreis lief.

Auf und ab. ich sah ein Rebhuhn von unter einem Baumstamm herausstolzieren. Das raubte mir den Atem, bis mir wieder einfiel, dass ich mich ja verlaufen hatte. Ich ging zurück und fand den Zaun. Es war später Nachmittag, ein wolkiger Tag, der jedoch nicht allzu kalt war. Den Zaun zu finden, hatte fast eine halbe Stunde gedauert, und jetzt war es halb vier. Ich wusste nicht, wohin mich der Zaun führen würde, doch vielleicht sollte ich ihm folgen? Vielleicht besser nicht. Ich versuchte noch einmal, dem Weg in diejenige Richtung zurückzufolgen, aus der ich gekommen war, doch nichts sah vertraut aus. Wald-Wald und gefrorener Boden. Ich sah keinen Ausweg, keinerlei Tierspuren, die ich sowieso nicht zu lesen gewusst hätte. Vorsichtig folgte ich also meinem Weg zurück zum Maschendrahtzaun. Mir war, als hätten meine Augen meinen Körper verlassen. Inzwischen hatte ich so viele Stiefelspuren im wenigen, verstreut liegenden Schnee hinterlassen, dass ich nicht mehr wusste, welchen Spuren ich nach Hause folgen sollte.

Ich sah mich im Wald um und fühlte mich allein und panisch. Alles war möglich. In anderthalb Stunden würde es stockdunkel sein. Was, wenn ich die Straße bis dahin nicht finde? Ich dachte an Geschichten über Leute, die sich in Winterwäldern verlaufen, und mir wurde klar, dass ich nicht genug aufgepasst hatte. War bei fast minus 10 Grad in einer sturmlosen Winternacht der Erfrierungstod nicht beschlossene Sache? War es besser, unter einem Brombeerstrauch zu rasten oder weiterzulaufen?

In exakt diesem Moment hörte ich das weit entfernte Geräusch einer Kettensäge aus einer Richtung, die mir die Nordseite des Waldes zu sein schien: Sollte ich dem Klang folgen? Der Wald war dicht, der Klang war gedämpft und nur sporadisch wahrnehmbar.

Sollte ich versuchen, den Strom zu finden und ihm zu folgen, in der Hoffnung, dass er mich zurück zu dem Bachbett hinter meinem Haus führt? Doch die Abholzungsarbeiten des letzten Jahres hatten so viele Spurrillen hinterlassen, dass sich unmöglich feststellen ließ, welche der Eisflächen nun das Flussbett war und welche nur ein gefrorener Abwassergraben. Und was ist dann mit dem Zaun? Ich wusste nicht, wie weit oder wohin er führte, doch meine Nachbarn hatte ich sagen hören, dass der Zaun das Grundstück des North Country Beagle Club markiere, der mehrere Hundert Hektar dieses Bodens besitzt, den niemand will.

Im Frühling vor drei Jahren standen mein Freund George Mosher und der Typ vom Energieministerium des Staates New York hinter meinem Haus und tauschten Geschichten über Trottel aus, die in den Wäldern hier so vollkommen durcheinandergeraten waren, dass sie sich verliefen. (Keine dieser Geschichten, wenn ich mich recht erinnerte, hatte sich im Winter ereignet.) George, der seine gesamten achtzig Lebensjahre hier verbracht hat, sagt: »Um aus dem Wald herauszufinden, musst du zu den Spitzen der Hemlocktannen hinaufsehen, weil sie nach Norden weisen«. Aber ich konnte doch keine Hemlock- von einer Balsamtanne unterscheiden, und ich wusste nicht einmal, in welcher Richtung die Straße lag, und sowieso war der Wald voller Baumspitzen, die in alle möglichen Richtungen wiesen: Norden? Osten? Westen?

Mir kam nun der Gedanke, dass es gerade noch hell genug war, um eine einzige letzte Entscheidung zu treffen. Wenn ich mich falsch entschied und nach Anbruch der Dunkelheit noch immer hier wäre, würde Sylvère dann die Polizei informieren, wenn sein Anruf aus New York mich zuhause nicht erreichte? Wohl kaum! Weil nämlich Sylvère sagt, dass er sich fest vorgenommen habe, meine Unabhängigkeit, mein neues Leben zu unterstützen. Wenn mich also bis Mitternacht oder gar bis morgen früh niemand vermisst, was dann? Ich hatte einen Wollschal, meinen langen

schwarzen Mantel und ein Paar Vinylhandschuhe, jedoch keine Streichhölzer oder warme Socken. Werde ich von Anbruch der Dunkelheit bis acht Uhr morgens auf der Stelle laufen können, um warm zu bleiben?

Ich entschied mich für den Zaun. Ich ging nach links, weil ich wusste, dass sich der Beagle Club über mehrere Meilen nach rechts und den Lanfear Road hinauf bis nach Stony Creek erstreckte. Ich brach einen gabelartigen Zweig von einem Baum ab, um die Stelle zu markieren. Der Zaun verlief nicht gerade. Um ihn nicht zu verlieren, sprang ich über umgefallene Bäume, kroch durch Stapel von Zweigen, durch dorniges gefrorenes Gebüsch.

Ich begann durch den Wald zu laufen, außerordentlich dankbar dafür, dass ich neuerdings zu einem Aerobic-Kurs ging. Das Geräusch der Kettensäge wurde schwächer, entfernte sich immer mehr. Ich rannte zehn oder 20 Minuten, dachte dabei nicht allzu sehr an den Tod oder irgendwelche Arrangements mit Gott, als vielmehr daran, über wie viele Stunden sich die Nacht erstreckt, und wie ich eine ganze Nacht hier draußen würde überleben können. Schließlich sah ich jenseits der Bäume einen offenen, schneebedeckten Hang und dann, etwas weiter, einen Wohnwagen.

Ich kam am Elmer Wood Road raus, einem Weg mit nur einem Haus, der von der Mud Street abzweigt, und ich lief ein paar Kilometer die Mud Street hinunter bis zum Smith Road. Kein Auto war unterwegs. Ich dachte an eine Geschichte, die mir der neunjährige Josh Baker über seine Mutter erzählt hat, mit der er hier in einem Wohnwagen lebt. In einer Winternacht sei sie einmal ganz alleine die Straße entlanggelaufen, als ihr der Dämonengeist an die Kehle gesprungen sei. Diese immer wieder farbenfrohe Geschichte kam mir nun alles andere als unglaubwürdig vor.

xxo Chris PS: Dick, jetzt ist es Mittwochabend, und die ganze Woche schon denke ich darüber nach, ob ich dich anrufen soll: Ich weiß, dass ich es bald tun muss, wenn ich es denn überhaupt tue. Inzwischen wirst du meine Nachricht erhalten haben, die ich am Dienstag per Express verschickt habe, und du fährst - Wann? Morgen? Freitag? – für zehn Tage nach Europa. Ich kann mich nicht erinnern, was ich geschrieben habe, doch als ich es ihr am Telefon vorlas, versicherte Ann Rower mir, dass es nicht allzu gefühlsduselig sei. Ich glaube, ich sagte, dass ich mich für die 90 einzeilig beschriebenen Briefseiten ein wenig schäme. Dann so etwas wie: »Die Vorstellung, mich mit dir allein zu treffen, ist eine Vision reinen Glücks und reiner Freude.« Mein lieber Gott, jetzt schaudert es mir wirklich. Wie auch immer, ich weiß, dass ich log, als ich sagte, dass ich am 23. Februar allein in L. A. am Art Center sein »müsse«. Sylvère und ich werden morgen dort sein, um die Atelierbesuche am Freitag zu erledigen. Und ich will, dass es möglichst zwanglos ist, doch am Telefon ist es so brutal. Was ist, wenn ich dich zwar erreiche, du jedoch im Kopf gerade Millionen Kilometer weit entfernt bist? Könnte ich damit genauso gut umgehen, wie wenn ich mich im Dunkeln in einem Wald verlaufe? Nein. Na ja, vielleicht. Ich bin ganz hin- und hergerissen, ob ich dich mir als eine Instanz erhalten soll, der ich schreiben oder mit der ich als Person sprechen kann. Vielleicht lasse ich es einfach sein.

> In Liebe Chris

LD,

ich sitze hier in der West End Bar am Broadway und trinke Kaffee & rauche, bevor ich rübergehen werde, um Sylvère zu treffen. Fahre heute schon den ganzen Tag nur durch die Gegend: um 10.15 Uhr aus dem Haus gegangen, runter nach Albany durch Schneesturmböen und dann die endlose Zugfahrt.

Nach unserem Gespräch gestern Abend konnte ich bis drei nicht einschlafen. Mit schlagenden Herz- & Sex-Chakras, die sich miteinander vermischen, bis die Sex-Gefühle vom Herzen überwältigt werden. Oder vielleicht ist es eher so, als pumpten die Sex-Gefühle vom Herzen aus. Wie auch immer. Es handelte sich um eine Art aufregender Seligkeit, & ich habe mich seit zehn Jahren nicht so gefühlt – seitdem ich mich in Sylvère verliebt habe. Damals ging es ganz schlecht – diese Gefühle wurden kaum ausgedrückt und nie erwidert. Ich musste auf andere Kniffe zurückgreifen, beispielsweise indem ich das intelligenteste und nützlichste Mädchen spielte.

Mein persönliches Ziel hier – abgesehen von allem anderen, das noch passieren könnte – besteht darin, mich so klar und aufrichtig wie nur irgend möglich auszudrücken. Auf eine Art ist also die Liebe genau wie das Schreiben: in einem dermaßen erhöhten Zustand zu leben, dass Genauigkeit und Bewusstsein unverzichtbar werden. Und natürlich lässt sich das auch auf alles Mögliche andere ausweiten. Das Risiko besteht darin, dass solche Gefühle veralbert oder zurückgewiesen werden könnten, & ich glaube, dass ich das Risiko jetzt gerade zum allerersten Mal überhaupt verstehe: bestens auf eine Niederlage vorbereitet und sich der Folgen solcher Zockereien bewusst zu sein.

Ich glaube, unser Telefonat gestern Abend lief ganz gut, trotz

der uneindeutigen Durchtriebenheit deiner Frage: »Und du willst nur reden, oder?« Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, irgendwie kam meine Antwort einfach nur heraus, doch ich glaube, dass wir begriffen, dass wir über dasselbe sprachen.

Chris

Fillmore, Kalifornien (Kondor-Schutzgebiet Sespe – später Nachmittag, 35 Grad) Freitag, 3. Februar 1995

LD,

Kunst, genau wie Gott oder die Menschheit an sich, ist ganz in Ordnung, solange man an sie glauben kann.

Was man mit einem Menschen so alles anstellen kann, mit dem man eine Affäre hat:

 Schnappschüsse in einem Fotoautomaten machen (Anmerkung: diese Liste später fertigstellen.)

Worüber ich im Auto nachgedacht habe:

Dass ich einfach nicht mehr die sein will, die immer Bescheid weiß, die eine Vision für beide hat und die sämtliche Pläne macht. Früher habe ich Leute einfach nicht verstanden, die das taten (d.h., die ihr ganzes Leben umkrempelten) – so etwas kam mir einfach nur faul vor, sich selbst gegenüber viel zu nachsichtig, und es schien keinem anderen Zweck zu dienen, als in der Welt bloß nichts tun zu müssen. Doch der Wille, der Glaube fällt in sich zusammen ... & das tue auch ich jetzt. Dies ist die Rezeptur: Ich kam mit Sylvère zusammen, weil mir klar geworden war, wie ich ihm

dabei helfen konnte, sein Leben in den Griff zu kriegen. Ich fühle mich zu dir hingezogen, weil ich sehe, wie du mir dabei helfen kannst, mein Leben auseinanderzunehmen ...

Pasadena, Kalifornien Samstag, 4. Februar 1995

Das arabische Wort maktub bedeutet »es steht geschrieben«.

Schreibe eine Erzählung, deren Sprecher zu verstehen beginnt, dass sich die Ereignisse ihres/seines Lebens nicht etwa als Überraschungen betrachten lassen, sondern als Enthüllungen – als systematische Offenbarungen des Schicksals.

LD,

ich sitze in der Bibliothek des Art Centers und mache mich daran, deinen Essay über *The Media and Magic Time* im Katalog des Zürcher Kunstmuseums systematisch zu lesen, über den ich während meines letzten Besuchs hier gestolpert bin. Ich glaube, dass ich deine ideale Leserschaft verkörpere – oder dass ein idealer Leser verliebt in den Autor ist & den Text nach Hinweisen auf die Person des Autors durchkämmt & nach Hinweisen darauf, wie sie oder er denkt –

(Durch die Liebe bringe ich mir selbst zu denken bei) – der Text dient mir als der Weg hinein. Mit dieser Einstellung ist mir kein einziger Text zu schwierig oder unklar, und alles wird zu einem Forschungsobjekt. (Solche Forschungen sind deshalb gut, weil sie schlicht alles in Mikrokosmen verwandeln. – Wenn man alles innerhalb der Grenzen dessen begreift, womit man sich auseinandersetzt, so lassen sich auch andere Grenzen ausmachen, andere Bereiche, die sich noch erforschen lassen. Alles ist voneinander unterschieden und separat, und eigentlich gibt es keinen richti-

gen Makrokosmos. Wenn es keine Grenzen gibt, gibt es keinerlei Forschungen, nur Chaos.)

Ich denke, dass du dich in deinem Essay (genau wie vielleicht auch viele andere Leute, doch weil ich verliebt in dich bin, werde ich so tun, als seist du einzigartig) auf der Schwelle zu einer sehr wichtigen Entdeckung befandst: wie man das Politische auf die visionäre Ekstase von Lévi-Strauss einwirken lassen kann, auf den ekstatischen Nihilismus von Baudrillard, ohne dass man sich in einen alten Griesgram verwandelt. Das Politische bedeutet zu akzeptieren, dass alles aus einem Grund geschieht. Jenseits des Stroms verbirgt sich eine Kausalität, und wenn wir nur angestrengt genug forschen, so lässt sich diese Kausalität begreifen. Lässt sich das Politische auf eine Weise artikulieren, die strukturell, elektrisch ist, anstatt dass es einfach nur wiederausgegraben wird, dieser langweilige Rest am Boden des Fasses? Ich denke, den nötigen Anhaltspunkt hier liefert die Gleichzeitigkeit und ein Gefühl des Erstaunens über sie: dass das Politische eine PARALLELE IN-FORMATIONSQUELLE sein kann. & mehr ist mehr: Wenn wir noch ein politisches Bewusstsein dafür hinzugäben, wie alles funktioniert, so ließe sich unser Gespür dafür verbessern, wie die Gegenwart explosionsartig zum Jetzt wird. Ich denke da an ein Zitat von Lévi-Strauss, das du anführst: »eine [...] Welt der Information, in der von Neuem die Gesetze des wilden Denkens herrschen«. Als könne die unmittelbare Übertragung von Information uns zu der zeitlichen, endlichen und bewussten Magie der mittelalterlichen Welt zurückführen. »Das Mittelalter gründete auf sieben Jahrhunderten voller Ekstase, die sich von den Engelshierarchien bis hinunter in den Schmutz erstreckte.« (Hugo Ball) Wenn du also politische Information in deine Texte einbringst, so sollte es keine Frage von »Und dennoch -« oder »Und trotzdem -« sein, als könnte die Politik je das letzte versöhnliche Wort haben. (Ich denke hier an den Essay über postmodernes Retrocamp in deinem Buch The Ministry

of Fear.) Politik sollte auf die folgende Weise eingebracht werden: »Und und.« Atemlos, sie über Wasser haltend – wie viel Information über ein einziges Thema kann man mit beiden Händen jonglieren?

Du schreibst so gut über Kunst.

Was jedoch den Rahmen betrifft, stimme ich dir natürlich nicht zu. Du behauptest, dass der Rahmen einzig und allein durch Verdrängung und Ausschluss einen gewissen Zusammenhang schafft. Dabei ist der Trick doch gerade der, *alles* zu entdecken, was sich innerhalb des Rahmens befindet.

»Denk schärfer nach!«, wie Richard Foreman in seinen frühen Stücken immer über die PA-Anlage gedröhnt hat. Oder sieh genauer hin.

> New York City Dienstag, 7. Februar 1995

Die süßeste Zunge hat die schärfsten Zähne.

LD,

nachdem ich vielleicht 20 Minuten jenen verkrampften Flugzeugschlaf geschlafen und sehr lebendig geträumt hatte, wachte ich mit einem Ruck auf.

Ich war abends mit Laura Paddock ausgegangen, meiner besten (im Grunde einzigen) Freundin unter den Art-Center-Studenten. Wir waren bei irgendwem zuhause (bei anderen Studenten?). Ein Haufen Leute beim Dinner, & Laura & ich hatten vor, früh aufzubrechen, damit ich mich mit dir treffen konnte. Wir hatten verabredet, dass ich dich anrufe, um noch einmal zu bestätigen, & das tat ich dann auch von der Party aus & als ich dich erreichte, sagtest du die ganze Sache sehr kryptisch ab. Und ich legte auf & stieß

vor einem ganzen Raum voller Kunststudenten in ihren 20ern einen enormen & unkontrollierbaren Schluchzer aus. Niemand sah mich an – außer Laura, die augenblicklich verstand, & ich kollabierte in ihre Arme.

Laura und ich trafen uns am Samstagvormittag in Pasadena auf einen Kaffee, saßen in einem Hinterhof an der Colorado Avenue und taten so, als seien wir in Mexiko oder auf Ibiza, führten ein Gespräch fort, das wir Monate zuvor begonnen hatten, in dem es um Mystizismus, Liebe, Obsessionen ging. Unsere Unterhaltungen drehten sich weniger um die Theorien der Liebe & des Begehrens als um deren Manifestationen in unseren Lieblingsbüchern & -gedichten. Forschen als Fanclub-Treffen – nur so geht's.

Zwischen uns gibt es eine unausgesprochene Übereinkunft, dass wir es (die Liebe, das Extreme, das Begehren) akzeptieren & persönliche Informationen/Visionen am besten miteinander teilen können, wenn wir auch unsere Lieblingsepigramme und -gedichte austauschen. Es war Laura, die mir von diesem Sprichwort über Zahn & Zunge erzählte: »Es bedeutet, glaube ich«, sagte sie und sah mich mit großen und eisblauen Augen unverwandt an, »dass der, den du am meisten liebst, dich sehr viel mehr verletzen kann als irgendwer sonst.« Und wir nickten beide, lächelten leicht, als wüssten wir Bescheid. Doch weil wir hier in der Schule sind und nicht beim Mädchenkaffeeklatsch, sind wir beide äußerst bemüht, unsere Unterhaltungen auf einer zwar referenziellen, doch immer etwas suggestiven Ebene zu führen. Jedes Treffen mit Laura ist für mich so, als inhalierte ich Äther. Wie die Damen am Hof von Heian sind wir uns jederzeit »der Form« bewusst.

Als ich Laura Paddock erstmals traf, war ich beeindruckt von ihren dicken Notizbüchern voller Lieblingszitate & Zeichnungen & eigener Zeilen. Mir fiel wieder ein, dass ich es viele Jahre zuvor ganz genauso gemacht hatte. Und jetzt –

- Gestern den ganzen Tag im Zug, und heute las ich dein jüngstes Buch The Ministry of Fear, das ich mir aus der Bibliothek des Art Center ausgeliehen hatte. Es ist so großartig, dass das Buch 1988 erschienen ist, denn obwohl der Titel von Orwell stammt, sollte es doch noch vier weitere Jahre dauern, bis die Angst uns alle zurück in die Herde trieb. 1988 war das Jahr, in dem das Immobilien- und Restaurant-Magazin 7 Days New York überschwemmte, sodass es nicht mehr unmöglich schien, dass ich früher oder später im Park leben würde. Zu dem üblichen Dinner-Party-mit-berühmten-Künstlern-Geschwätz gehörten Geschichten über frühere Kollegen, die beim Durchsuchen von Müllcontainern gesehen worden waren. Geld schrieb alle Mythologie ganz neu, und die Leben der Menschen, die ich bewunderte, schienen nun abschreckende Beispiele zu sein. Paul Thek starb 1986 an Aids, und David Wojnarowicz lag im Sterben, und dann gab es da noch diese ganze akademische Scheiße über den Körper, als handele es sich um ein ganz eigenständiges Ding. Und mittendrin schriebst du die wunderbarsten Zeilen über die Notwendigkeit, all dies zu ÜBERWINDEN. »Das Biologische«, schriebst du, Emmanuel Levinas zitierend, »und alles, was an Unvermeidlichem damit zusammenhängt, wird [...] zu mehr als nur einem *Objekt* des geistigen Lebens; es wird dessen eigentliches Herzstück. Die mysteriösen Stimmen des Blutes [...] treten nun nicht mehr in Gestalt von Rätseln auf, deren Lösung von einem uneingeschränkt freien Ich abhängig ist. Denn auch das Ich kann bei der Lösung dieser Rätsel nur wieder die Unbekannten ins Feld führen, aus denen es ja selbst zusammengesetzt ist. Das Wesen des Menschen liegt nicht mehr in der Freiheit, sondern in einer Art des Gefesseltseins. Wirklich selbst zu sein [...] bedeutet [...], sich das ursprüngliche, unabweisbare und stets einzigartige

Gefesseltsein an unseren Leib bewußt zu machen und es vor allem auch zu akzeptieren.«

Und dann, in *Aliens & Anorexia*, schriebst du über deine eigene physische Erfahrung, ein wenig magersüchtig zu sein – dass die Magersucht nicht aus dem Narzissmus heraus entsteht, nicht aus einer Fixierung auf den eigenen Körper, sondern aus einem Gespür für dessen Alleinsein:

»Solange ich nicht berührt werde, ist es unmöglich für mich zu essen. Die Intersubjektivität entsteht im Moment des Orgasmus: wenn alles in sich zusammenfällt. Wenn ich nicht berührt werde, wird meine Haut zur Rückseite eines Magneten. Allein nach dem Sex kann ich ein wenig essen.«

Und dass es, indem du das Alleinsein deines Körpers anerkennst, möglich wird, nach außen zu greifen, ein Außerirdischer zu werden und der vorbestimmten Welt zu entkommen:

»Anorexie ist eine aktive Haltung. Die Schöpfung eines voll und ganz in sich selbst verwickelten Körpers. Wie kann man sich selbst von den Essensströmen und von dem mechanischen Zeichen des Mahls abstrahieren? Die Synchronizität flattert schneller als die Lichtgeschwindigkeit rund um die Erde. Entfernte Erinnerungen an Mahlzeiten: an Erdbeerkuchen aus Mürbeteig, Kartoffelpüree ...«

Eine der unglaublichsten Passagen, die ich seit Jahren gelesen habe.

Es ist jetzt zwei Uhr nachmittags, und während ich diese Zeilen aus deinem Buch mit der Hand abschrieb, verspürte ich schaudernd eine Verbindung mit meinem früheren, 24- oder 25-jährigen Selbst. Es war, als sei ich geradewegs in jenes Zimmer auf der East 11th Street zurückgekehrt: all die vielen Seiten voller Notizen auf zerknittertem Papier in winzigen Kugelschreiberbuchstaben über George Eliot, Diagramme der molekularen Bewegung und

Anziehungskraft, Ulrike Meinhof und Merleau-Ponty. Ich glaubte, dass ich ein neues Genre erfand, und das war ein Geheimnis, weil ich niemanden hatte, dem ich es hätte erzählen können. Die Phänomenologie des einsamen Mädchens. Zum ersten Mal lebte ich ganz alleine, und alles, was ich zuvor gewesen war (Journalistin, Neuseeländerin, Marxistin), fiel in sich zusammen. Und letzten Endes fand all das, was ich bis dahin geschrieben hatte, in *Disparate Action/Desperate Action*, meinem ersten richtigen Stück, zu einer Einheit bzw. wurde zu einer solchen Einheit verarbeitet (die Rache des Geistes wegen der dämlichen Emotion!).

Die Arterien der schreibenden Hand & des schreibenden Arms führen direkt in das Herz, so dachte ich letzte Woche in Kalifornien, damals sah ich noch nicht, dass das Schreiben mir außerdem ermöglicht, zum Geist meines früheren Selbst zurückzukehren, als könne nun immerhin das Äußere dessen umbenannt, erinnert, zurückgeholt werden, wer oder was ich vor fünfzehn Jahren war.

Als ich hier gestern ankam, war das Haus von ein Meter hohen Schneewehen eingedeicht. Die Rohre sind gefroren, weshalb ich im Hof scheiße und Kaffee mit Schnee koche. Während ich dies schrieb, hielten Tom Clayfield und seine Frau Renee mit einer Ladung Feuerholz vorm Haus. Rascher Schnitt: Wintermantel und Handschuhe, eisiger Atem, wir schleudern Scheite auf den Boden. Und plötzlich ist es *Survival-*Zeit in den Großen Nordwäldern – das Unausweichliche am Leben hier, weder gut noch schlecht, führt dich halt ganz woanders hin ... Doch obwohl dieser Winter echt ist, kommt er mir nicht so echt vor wie das hier ... zumindest noch nicht.

Was ich gerade hatte schreiben wollen, bevor dieser arme Tom Clayfield (32 Jahre alt, völlig zerrissenes Gesicht und die wenigen verbliebenen Zähne vollkommen verrottet) vorbeikam, war *Die 1.Person*. Der Unterschied zwischen heute und vor 15 Jahren ist, dass ich nicht glaube, dass ich meine Notizbücher damals in der

1. Person hätte vollschreiben können. Ich musste diese Chiffren für mich finden, weil es, wann immer ich in der 1. Person zu schreiben versuchte, sich nach jemand anderem anhörte oder nach den abgedroschensten, neurotischsten Teilen meiner selbst, über die ich doch so sehr hinausgelangen wollte. Heute kann ich gar nicht mehr aufhören, in der 1. Person zu schreiben, es fühlt sich an, als sei dies meine allerletzte Chance, überhaupt noch irgendwas von diesem Kram zu begreifen.

Sylvère lebt nach wie vor öffentlich aus, was ich mit dir durchmache. Um es mit den Augen anderer zu benennen – Fremdgehen in der Akademie, John Updike trifft Marivaux ... Ehefrau eines Professors macht sich an Kollegen ihres Mannes ran. Das setzt voraus, dass Weiblichkeit und Begehren etwas inhärent Groteskes, Unaussprechliches an sich haben. Doch was ich mit dir durchmache, ist real, und es geschieht zum allerersten Mal.

(Kann ich hier in irgendeiner Form darüber sprechen, dass ich andauernd feucht bin, seitdem ich vor acht Tagen mit dir am Telefon gesprochen habe? Sprechen, schreiben, unterrichten, Sport machen und mit diesem Haus irgendwie zurechtkommen, dieser Teil von mir schmilzt & entfaltet sich.)

Zurück zur 1. Person: Über meine Unfähigkeit, sie zu benutzen, hatte ich ganze Kunsttheorien ersonnen. Dass ich mich, weil ich niemals von der Integrität/Übermacht der 1. Person (meiner eigenen) hätte überzeugt sein können, für den Film und für das Theater entschieden hatte, für zwei Kunstformen also, die vollständig auf Konfrontationen gründeten, weil sie ihre Bedeutung einzig und allein durch die Konfrontation erlangen. Dass es eines fixierten Selbst oder einer Persona bedürfe, damit man in der 1. Person erzählen kann, und weil ich mich weigerte, daran zu glauben, wurde ich eins mit der damals fragmentierten Wirklichkeit. Heute jedoch denke ich, o. k., es stimmt, dass das Selbst in keinerlei Hinsicht ein für alle Mal fixiert ist, sondern es existiert ganz einfach, &

indem ich schreibe, kann man seine Bewegung irgendwie kartografieren. Dass alles Schreiben in der 1. Person vielleicht genauso fragmentarisch ist wie die weniger persönlichen Collagen, doch sehr viel ernsthafter: Es bringt uns allen den Wandel & die Fragmentierung näher, es bringt beides bis dort hinunter, wo wir uns wirklich befinden.

Ich weiß nicht, was ich mit all diesem Geschriebenen anfangen werde, Dick, & ich weiß nicht, was ich tun werde, wenn es sich aufgrund deiner eigenen Umstände, als unmöglich erweisen sollte, mit dir so richtig ins Gespräch zu kommen. Bevor ich heute zu schreiben begann, malte ich mir aus, wie es in zwei Wochen ablaufen könnte, wenn ich dich besuchen werde: am Morgen danach mit einer Flasche Scotch & zwei frischen Percocet-Nachfüllpackungen allein im Bett im Pearblossom Best Western. Doch wenn ich mich (was äußerst selten vorkommt) suizidal fühle, dann allein deshalb, weil ich feststecke, und im Moment fühle ich mich äußerst lebendig.

Doch alles, was ich im Moment will, ist nicht zuletzt, dass du das hier liest, sodass du immerhin einen kleinen Eindruck davon bekommst, was genau du für mich getan hast.

> In Liebe Chris

Route 126

Und dann kam alles tatsächlich fast ganz genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Die bereits im Voraus eingestellte Beleuchtung und Musik, der rauchige Kuss, das Bett. Am nächsten Morgen sonnenblindes Herumstolpern in der Einfahrt. Der Motel-Scotch, das Percocet. Doch das war nur eine *Story*. Die Wirklichkeit liegt in den Details, und sogar wenn sich die Geschehnisse erahnen lassen, so kann man sich doch nicht wirklich vorstellen, wie man sich fühlen wird.

Ich habe elf Monate seit unserem Besuch benötigt, um diesen Brief zu schreiben. Er begann so:

Pearblossom Best Western 24. Februar 1995

Lieber Dick,

gestern Nachmittag fuhr ich in Richtung Lake Caritas, von Kummer und Zorn ganz überwältigt. Ich hatte noch nicht zu weinen begonnen, nur ganz kurz kamen mir die Tränen. Doch ich zitterte, war so sehr aufgewühlt, dass ich die Straße vor mir nicht sehen konnte, geschweige denn in der richtigen Spur bleiben ...

Ann Rower sagt: »Wenn man in Echtzeit schreibt, dann muss man viel redigieren.« Damit meint sie, glaube ich, dass sich die Wahrheit unablässig verändert, während man sie niederzuschreiben versucht. Es geschieht immer mehr. Alle verfügbaren Informationen weiten sich immer mehr aus.

Eagle Rock, Los Angeles 17. Januar 1996

Lieber Dick,

drei Wochen, bevor ich dich traf, flog ich alleine mit Sun Charter Jet Vacations über Cancún in Mexiko nach Guatemala. Ich hatte Laryngitis und war in Decken gewickelt und hatte 38,8 Fieber. Als das Flugzeug landete, weinte ich: flache Formen aus Beton, durch einen Tränenschleier nur verschwommen sichtbar. Im Grunde gegen meinen Willen hatte ich den ganzen Herbst mit Sylvère, meinem Mann, in Crestline in Kalifornien verbracht. Ich dachte, dass ich den September in Wellington verbringen und Gravity & Grace durch das Labor kriegen, dann zu den Festivals in Rotterdam, Berlin und Frankreich reisen würde. Doch im August rief mich Jan Bieringa, meine Ansprechpartnerin in Neuseeland, mit einem Mal nicht mehr zurück. Erst im Oktober meldete sie sich von einem Flughafen aus, um mir mitzuteilen, dass der Stecker gezogen worden sei. Die Financiers hassten den Film. Die großen europäischen Festivals hassten den Film. Pleite saß ich oben in Crestline, und mir fehlten 14.000 Dollar, um den Film fertigzustellen. Michelle von Fine Cut faxte mir aus Auckland, um mir mitzuteilen, dass 10.000 Stellen auf der kanadischen Schnittliste total im Arsch waren. Ob es mir lieber sei, dass sie den Film einfach wegwarfen?

Drei Wochen lang war ich so oft in Tränen ausgebrochen, dass es zu einer phänomenologischen Frage wurde: Bis wann sollten wir noch von »Weinen« sprechen, bevor wir dazu übergehen, die wenigen Momente des »Nicht-Weinens« als Satzzeichen eines andauernden Tränenzustands festzuhalten? Meine Stimme war weg und meine Augen waren fast zugeschwollen. Der Doktor im Krankenhaus von Crestline sah mich an, als sei ich verrückt, als ich ihn um eine »Schlafkur« bat.

Ich war auf dem Weg nach Guatemala, weil ich Jennifer Harbury auf NPR über ihren Hungerstreik hatte sprechen hören. Jennifer Harbury, die seit Kurzem mit Efraín Bámaca verheiratet war, dem verhafteten Anführer der Maya-Rebellion, sagte: »Das ist meine letzte Chance, sein Leben zu retten.« Wahrscheinlich machte sich die lebenslange Aktivistin Harbury zu diesem Zeitpunkt – drei Jahre nach Bámacas Verschwinden und 17 Tage nach Beginn ihres Hungerstreiks – keine großen Illusionen mehr, dass Bámaca noch am Leben sei. Doch diese »Geschichte aus dem Leben«, die sie geschaffen hatte, ermöglichte es ihr, sich in den amerikanischen Magazinen Time und People gegen die Armee Guatemalas zu Wort zu melden. »An diesem Fall ist allein die Tatsache ungewöhnlich«, berichtete Harbury der Presse, »dass ein Guatemalteke sofort tot wäre, wenn er sich so wie ich äußerte. Er wäre sofort tot.« Harburys Stimme war schnell und leicht, doch beeindruckend gut informiert. Ihr heldenhaft kluger Marxismus evozierte eine Welt von Frauen, die ich liebe – Kommunistinnen mit Köpfen wie Teerosen und Tellereisen. Als ich sie in jenem November im Auto hörte, begann ich darüber nachzudenken, wenn auch nur ganz kurz, dass der Völkermord an den guatemaltekischen Ureinwohnern (in einem Land mit sechs Millionen Einwohnern wurden innerhalb von zehn Jahren 150.000 Menschen verschleppt und gefoltert) eine Ungerechtigkeit darstellte, die von sehr viel größerer Bedeutung war als meine Kunstkarriere.

Ich nahm ein Taxi zum Busbahnhof, der sich außerhalb der Touristenzone befand, und kaufte eine einfache Fahrt nach Chetumal. Krachende Radios und Böen von Dieselabgasen. Im Bus gefielen mir die federnden orangenen Sitze sehr, die zerbrochenen Fenster. Es konnte gut sein, dass der Bus zuvor irgendwo in Amerika unterwegs gewesen war, vielleicht vor dreißig Jahren. Tulsa, Cincinnati, irgendwann lange vor der Sektorisierung der Städte, zu einer Zeit, als nicht nur Ausgestoßene mit dem Bus fuhren, und

als die Menschen in den Bars und auf den Straßen noch mit allen denkbaren Lebenswandeln und sozialen Schichten in Berührung kamen. Sex und Gewerbe, Vergänglichkeit und Mysterien. Die etwa zwölf anderen Menschen im Bus nach Chetumal schienen alle irgendwo beschäftigt zu sein. Sechs Wochen, bis der Peso zusammenbrechen sollte, und Mexiko schien noch ein richtiges Land zu sein, nicht nur ein Satellit der freien Welt. Als der Dieselmotor endlich ansprang, weinte ich nicht mehr. Radiomusik dudelte. Eine Bleidecke hob sich von meiner Brust, als wir durch Städte und Dörfer nach Süden fuhren. Bananenbäume und Palmen, Menschen, die Essen und Geld durch die Fenster reichten, wann immer wir in eine neue Stadt kamen. Es war ganz egal, wer ich war. Zypressen wichen Bambus, während die Amperezahl der Sonne langsam schwächer wurde.

Im selben Moment (am 9. November 1994) erlebte Jennifer Harbury den 29. Tag ihres Hungerstreiks im Parque Central vor den Regierungsgebäuden von Guatemala-Stadt. Sie schlief in einem Müllsack, weil keine Zelte erlaubt waren.

»Ich lernte, dass man sich, wenn man Sterne sieht«, so berichtete sie der Journalistin Jane Slaughter später, »was nach dem 20. Tag alle zehn Minuten der Fall war, vornüberbeugen soll, so als schnüre man sich die Schuhe. Nach einer Weile weiß man, dass man sterben wird. Ich wollte mich nicht hinlegen. Sie würden mich in ein Krankenhaus schleppen, mich festschnüren und intravenös ernähren, deshalb wollte ich nicht, dass irgendwer den Eindruck bekommt, ich sei ohnmächtig geworden.«

Schon drei Jahre zuvor hatte die Armee Guatemalas gemeldet, dass Bámaca »im Einsatz getötet« worden sei. Doch als Harbury mit legalen Mitteln die Exhumierung seiner Leiche erzwang, erwies sie sich als die eines anderen Mannes. 1992 war Bámacas Freund Cabrero López aus einem Militärgefängnis geflohen und wollte gesehen haben, dass Bámaca von einigen auf US-amerika-

nischen Militärbasen ausgebildeten Soldaten gefoltert worden sei. Gab es zwei Jahre später noch Hoffnung, dass er lebte?

Auf einem Foto, das unmittelbar vor dem Hungerstreik aufgenommen worden war, sah Jennifer Harbury aus wie eine zur Sparsamkeit gezwungene Hillary Clinton: ein wohlproportioniertes Gesicht mit den guten Knochen weißer, angelsächsischer Protestanten. Sie trug eine Art blonder verwuschelter Dauerwelle, eine billige Tweed-Jacke, ihr Blick war klar und ihre Augen schwer und wissend. Doch vier Wochen später ähnelt die verhungernde Jennifer eher Sandy Dennis aus Wer hat Angst vor Virginia Woolf? nach fünf Martinis. Alle Entschlossenheit ist aus ihrem Gesicht gewichen, sie lebt nun von etwas, das wir jenseits aller Offenheit, Verwirrung nicht sehen können. Jennifer Harbury war eine Eifererin mit Jura-Abschluss aus Harvard, die in einem Park in Guatemala-Stadt in einem Müllsack campte. Passanten betrachteten sie voller Angst und Verwunderung, ein merkwürdiges Tier – ganz wie damals, als Coco Fusco sich in ihrer Performance Two Undiscovered AmerIndians Visit ... gemeinsam mit Guillermo Gómez-Peña als Ureinwohner ausstellte. Doch weil sie ihre Intelligenz nie verliert, ist Jennifer keine Heilige.

Ich habe fast ein Jahr gebraucht, um diesen Brief zu schreiben, und deshalb ist er zu einer Geschichte geraten. Du kannst sie »Route 126« nennen. Am Donnerstagabend flog ich von JFK nach LAX. Ich fuhr zu deinem Haus, wenn schon nicht auf Einladung, so immerhin mit deiner Zustimmung. »Ich fühle mich nicht gerade sonnig oder großartig oder fähig genug, um irgendetwas hinzubekommen«, schrieb ich irgendwo über Kansas. »Ich bin zerlumpt, müde und unsicher. Doch ekwek. Auf der anderen Seite des Schlafs könnte es sein, dass ich mich wieder ganz anders fühle – « Und dann döste ich und tat es doch nicht.

Bei diesem Besuch würde ich dich zum überhaupt ersten Mal

ganz allein treffen. Vor elf Wochen verliebte ich mich dich und begann dir Briefe zu schreiben, die sich in – ja, in was eigentlich verwandelten? Ich hatte dir noch nicht erzählt, dass ich vor drei Wochen meinen Ehemann verlassen hatte und allein nach Upstate New York gezogen war. Doch zwei Tage vorher hatte ich *Jeder Brief ist ein Liebesbrief* per FedEx geschickt, jenes an dich gerichtete Manifest über verschneite Wälder, über Kunst von Frauen und über das Finden der 1. Person, also ging ich davon aus, dass du Bescheid wusstest. Du hast es nie gelesen. Du warst ein Rock 'n' Roller aus den englischen Midlands. Wie konnte ich nur glauben, dass dich solche Themen interessieren?

Meine Liebe für dich war vollkommen gegenstandslos, wie du an jenem Januarabend in Gegenwart meines Mannes ja klargestellt hattest. Das war wohl das einzige Mal, dass du all deiner sexy-kryptischen Verschwiegenheit zum Trotz eine Meinung zu äußern wagtest – jener Verschwiegenheit zum Trotz, auf der ich dir geschrieben hatte. Doch was heißt das eigentlich – »gegenstandslos«? Meine Liebe für dich gründete auf einem einzigen Treffen im Dezember, das du in einem entnervten Brief an meinen Mann als zwar »angenehm[...], jedoch nicht sonderlich intim[...] oder gar bemerkenswert[...]« beschreiben solltest. Und dennoch hatte mich dieses Treffen dazu gebracht, viel mehr Worte an dich zu richten, als es Stellen auf jener Schnittliste gab, 250 Seiten, und es werden immer mehr.

Was wiederum zu dem Mietwagen führte, zu jener verregneten Fahrt auf der Route 126 und zu der Absicht, dich zu besuchen.

Zu jenem Zeitpunkt in deinem Leben, so sagtest du, experimentiertest du damit, niemals mehr Nein zu sagen.

Ich landete um sieben, ganz aufgedreht von der warmen Luft, den Palmen und dem Jetlag-Serotonin, holte meinen Mietwagen ab und begab mich auf den Highway 405 Richtung Norden. Doch ich war auch nervös, als folgte ich einem Skript, von dem man weiß, dass es bereits geschrieben worden ist – nur dass einem das Resultat verschwiegen wird. Nicht albern-nervös. Nervös, als fürchtete ich mich im Dunkeln. Mein Outfit ist grauenhaft. Ich sehe auf die Straße, rauche und fummele am Radio herum. Ich trage schwarze Guess-Jeans, schwarze Stiefel, ein schillernd-silbernes Hemd, die schwarze Bolero-Lederjacke, die ich in Frankreich gekauft habe. Genau so hatte ich alles geplant, doch jetzt fühle ich mich ausgemergelt und irgendwie alt.

Vor elf Wochen war ich deinem prachtvollen Auto auf dem Highway 5 nach Norden zu jener »angenehmen, jedoch nicht sonderlich intimen oder gar bemerkenswerten« Zusammenkunft zwischen meinem Mann, dir und mir in deinem Haus gefolgt. Und alles danach schien vollkommen verändert: köstlich, aufgeladen. Wir drei betranken uns sehr, und dann waren da noch all diese merkwürdigen Zufälle. Es gab nur drei Bücher in deinem Wohnzimmer. Eines war Gravity & Grace, der Titel meines Films. Ich trug den Schlangen-Anhänger, den ich in Echo Park gekauft hatte. Du erzähltest eine Geschichte über eine Videoaufnahme vor deinem Haus, als urplötzlich eine Schlange erschienen sei, wie magisch. Den ganzen Abend spielte ich die Akademische Ehefrau, half dir und Sylvère Lotringer Ideen miteinander auszutauschen, und dann erwähntest du David Rattrays Buch, und das war nun wirklich sehr merkwürdig. Weil ich nämlich den ganzen Abend seinen Geist gleich neben mir gespürt hatte, und David war bereits seit beinahe zwei Jahren tot gewesen. Die sahst mich an und sagtest: »Du scheinst verändert seit dem letzten Mal, als wir uns sahen. Als seist du bereit, reinen Tisch zu machen.« Und das tat ich dann auch.

Was mir an jenem Abend besonders naheging, war, wie freimütig du zugabst, einsam zu sein. Das schien mir so mutig. Als hättest du die Einsamkeit als Preis dafür akzeptiert, dein Leben entrümpelt zu haben. Du erzähltest uns, dass du die meisten Nächte allein verbringst, trinkend, nachdenkend, Bänder anhörend. Wenn

du sowieso darauf vorbereitet bist, etwas zu tun, dann ist es ganz egal, ob du nun Angst hast oder auch nicht. Du warst der großartigste Cowboy. Und Sylvère und ich, mit unseren zweitklassigen Kunstbetriebsschwindeleien, -projekten und -kommunikationsfähigkeiten – nun, wir waren Itzige. Du hast mir ermöglicht, jenen 15 Jahren abzuschwören, die ich in New York damit verbracht hatte, den Witz und die Schwierigkeiten des Lebens zu erkunden. Ich war zu einem hässlichen alten Weib geworden. Und du warst schön. Lass die Wüste es ausbrennen.

Und nun fahre ich auf der Route 126 aus der Stadt, um dich noch einmal allein zu treffen, doch irgendetwas stimmt nicht. An meinem Körper komme ich nicht vorbei, auch an meinem schlichten Gesicht nicht, dünn und ernsthaft, in diesen Mietwagen gequetscht. Ich bin eine Schullehrerin in schrillen Klamotten. Die Jeans sind eng. Ich muss pinkeln. Mir wird klar, dass Angst und Grauen den am weitesten entfernten Punkt der Synchronizität markieren.

Es war fast dunkel, als der Bus Chetumal erreichte. Freitagabend – ein Einkaufsabend in dieser Stadt, die aus fünf Blocks mit Elektrogerätegeschäften bestand. Eine Stadt, die gegründet worden war, damit Belizer und Guatemalteken, die nicht reich genug waren, um in Dallas oder Miami einkaufen zu gehen, trotzdem zollfreie Fernseher erwerben konnten. Die Vorteile des Bürgerkriegs? Ich nahm ein Taxi zur Botschaft Guatemalas, doch sie war geschlossen. Passenderweise gibt es seit Kurzem am Rande von Chetumal ein riesiges, doch fast leeres Glas-und-Stahl-Museum zur Geschichte der eingeborenen Maya. Im Bus hatte ich den Nachmittag über in der Autobiografie der guatemaltekischen Rebellenführerin Rigoberta Menchú gelesen und über Jane Bowles nachgedacht. Zwei verschiedene Arten von Elend, Wachsamkeit. Danach checkte ich in ein 20-Dollar-pro-Nacht-Hotel ein.

Am nächsten Morgen stand ich früh auf, um einen Spaziergang durch Chetumal zu machen. Der Karte zufolge handelte es sich um eine Küstenstadt. Der Bus nach Guatemala fuhr erst am späten Nachmittag. Ich nahm einen Bus durch die Innenstadt, und die Zeit wurde langsamer. Stuckbungalows und kleine Gärten: Das suburbane Chetumal sah irgendwie aus wie Mar Vista, außer dass es keine Bushaltestellen gab. Der Bus hielt für alle, die ihn vom Straßenrand aus heranwinkten. Und dann, elf Kilometer und 60 Minuten später, wurden die Bungalows weniger, und die Bucht tauchte aus dem Nichts auf, als die Straße eine Kurve schlug. Schläfrige Langeweile öffnete sich erstaunlich blauem Wasser, um das herum sich sämtliche Luftpartikel zu einem funkelnden Rahmen zusammenfügten. Das Küstenland war wie ein Dschungel. Ich stieg aus und folgte einem dschungelartigen Pfad bis zu einem Ufer-Café am Ende einer runden Halbinsel, doch es war geschlossen. Ich erschrak, als ich einen wilden Affen bemerkte, der an einen Pfosten gebunden war. Schließlich kam ein Mann heraus und erklärte auf Englisch, er habe das Café und den Strandabschnitt und den Affen erworben, nachdem er in Amerika in einer Autowerkstatt gearbeitet hatte. Den Affen schien das nicht zu stören. Ich beobachtete ihn, wie er sich hinsetzte, Kreise in den Boden lief. Sein Fell war staubig, cremefarben, mit Asche verschmutzt. Er hatte zehn perfekt gegliederte Finger, gekrümmte Zehen.

Jennifer Harbury war 39 Jahre alt, als sie Efraín Bámaca in einem Rebellentrainingscamp im Hochlandurwald Guatemalas kennenlernte. Bis dahin war ihr Leben eine einzige trockene und staubige Straße gewesen. Von Baltimore nach Cornell. Von Cornell nach Nordafrika, dann nach Afghanistan, als Rucksacktouristin bis an die äußersten Grenzen dieser Länder ohne irgendwelche spezifischen Absichten. Sie traf exilierte Palästinenser. Sie sah sehr viel Armut, und sie begann sich zu fragen: Müssen andere Menschen

erst sterben, damit wir so leben können, wie wir leben? Das ist eine Frage, die einen in den Wahnsinn treiben kann. Sie trieb Jennifer an die Harvard Law School zu einer Zeit, als Feministin zu sein, bedeutete, eine koabhängige Versagerin zu sein. Viele Frauen fanden Möglichkeiten der Selbstermächtigung in ihren Körperschaftsrechtskarrieren. Doch Jennifer-die-schlechte-Feministin begann für eine Organisation zu arbeiten, die sich von einem Ladenlokal in Ost-Texas aus für Immigranten einsetzte, indem sie ihnen juristische Hilfe zukommen ließ. Viele ihrer Klienten waren von der Abschiebung bedrohte guatemaltekische Maya. Menschen aus einer ganz anderen zeitlichen Landschaft, die geduldig auf Plastikstühlen saßen und dickes und fremdes Charisma ausstrahlten. Jennifer wollte mehr wissen. Anders vielleicht als ihre Kollegen oder als der texanische Anwalt, mit dem sie nur kurz verheiratet gewesen war, »besitzen die Maya die Fähigkeit, vollkommen gemeinschaftlich zu leben. Sie sind sehr bescheiden, sehr warmherzig, sehr großzügig«. Ihre Arbeit führte sie nach Guatemala, um dort den Kleinbauern, die in den USA politisches Asyl beantragt hatten, bei dem Nachweis dafür zu helfen, dass die Militärregierung Guatemalas ihnen ihr Land und somit ihre Lebensgrundlage gestohlen hatte. In Guatemala-Stadt traf sie Mitglieder des Untergrunds, und sie begann sich zu engagieren. Im Jahr 1989 strich sie ihre Belohnung für eine 20-jährige Karriere als passionierte, brillante Aktivistin während der Bush- und Reagan-Jahre ein: ein ramponierter Pickup-Truck, ein billiges Apartment, für das sie mit Krediten und Zuwendungen von Freunden aufkam, ein Vertrag mit einem obskuren kleinen Verlag in Maine für ein Buch mit Interviews, die sie mit guatemaltekischen Aktivisten und Kleinbauern geführt hatte. Weil Jennifer ein Mädchen ist, können wir nicht anders, wenn wir über ihr Leben nachdenken, als die Distanz zu ermessen zwischen ihrer glühenden Vision und ihren traurigen und unvollkommenen Tagen. Sogar der sie vergötternde Artikel in der

New York Times bezeichnet sie als »schrullig«. »In Wahrheit«, so berichtete eine alte Schulfreundin der Times in derselben Woche, in der Ted Turner die Rechte an Jennifers Lebensgeschichte erwarb, »war sie ein Panzer.«

Die Geschichte der Route 126 liest sich wie eine geheime Geschichte Südkaliforniens. Von Valencia aus, einer alten indianischen Begräbnisstätte, führt sie nach Westen bis in den Bezirk Ventura. In den 40ern waren Val Verde und Stevenson Ranch Ferienorte für die schwarze obere Mittelklasse. Bevor man hier in den 80ern geschlossene Wohnanlagen als »nördlichen« Teil des Bezirks Los Angeles errichtete, wurden in der Wüste rund um Valencia häufig Leichen verscharrt. Davon ließen sich die Macher des Horrorfilms *Poltergeist* inspirieren. Natürlich ist Valencia auch die Stadt, in der sich CalArts befindet, jene Disney-finanzierte Hochschule für Kunst und Animation. »Valencia lächelt, ist nicht weit entfernt«, prahlt eine Werbetafel im Stadtzentrum mit einem glücklichen Löwen drauf. Die Anwohner bezeichnen die Route 126 gern als »Blutallee« aufgrund ihrer irrsinnig hohen Zahl tödlicher Autounfälle.

Auf dem Weg nach Westen verschwimmen die Geografie und verschiedenen Landnutzungsformen: Orangenhaine, Zwiebelfelder, Blumenfelder. Doch wer hier die Arbeit erledigt, ist eindeutig: Längs der Straße reihen sich die kleinen Obst- und Gemüsestände von Chicanos der zweiten Einwanderergeneration aneinander, die nach wie vor »auf Amerika bauen«. Mexikaner und Zentralamerikaner ohne Papiere arbeiten noch immer sechs oder sieben Tage die Woche in den Feldern. Sie leben in propanbeheizten Mietverschlägen. Vor einigen Jahren wurde hier ein faktischer Sklavenhandel aufgedeckt, der von Camarillo aus betrieben wurde. Die Schatten von Rigoberta Menchús Kindheit auf den Plantagen längs der Küste Guatemalas: verzweifelte Menschen, die in Dörfern zusammengetrieben, auf die Ladeflächen von Lastwagen

verfrachtet werden, wo sie kaum atmen konnten – dies war nur der Anfang der Schrecken, die ihnen noch bevorstanden.

Die Route 126 ist eine Umgehungsstraße für Trucker auf dem Weg nach Ventura, auf der sich die Wiegestation auf dem Highway 101 vermeiden lässt. Hier kann man gut Speed kaufen. Auf der Straße hinter der Stadt Fillmore, die zum ehemaligen Nationalen Kondor-Schutzgebiet führt, finden illegale Dragsterrennen statt. Als die Zahl der Kondore auf drei zurückgegangen war, trieb man sie zusammen und brachte sie woanders hin. Die Künstlerin Nancy Barton erinnert sich an ein Projekt, das Nan Border 1982 durchgeführt hatte: Sie ermittelte, wo genau längs der Route 126 acht Tramperinnen und Prostituierte ermordet worden waren, und stellte Schilder neben ihren Flachgräbern auf.

1972 richtete die Künstlerin Miriam Shapiro an CalArts einen Studiengang für Feministische Kunst ein. Der Studiengang kam vor allem deshalb zustande, weil ihr Mann der Präsident von CalArts war. Doch CalArts war eine Jeffersonsche Demokratie, weshalb Shapiro sechs Monate lang damit verbringen musste, Scheherazade zu spielen, indem sie alle männlichen Institutsvorstände jeweils einzeln zum Abendessen einlud, um sie zu beschwatzen, ihnen zu schmeicheln und sich ihre Stimmen zu sichern.

Künstlerinnen in diesem Studiengang wollten, Faith Wilding zufolge, »unsere Sexualität auf andere, selbstbewusstere Weise darstellen. [...] Der Begriff ›Fotze‹ repräsentierte für uns ein neu erwachtes Bewusstsein für unsere Körper [...]. [Wir fertigten] Zeichnungen und Installationen blutender Klitorides, Löcher und Mösen [...] an.« Der Studiengang existierte ein Jahr. »Unsere Kunst [...], die formalistische Standards in Frage stellen sollte«, fährt Wilding fort, »wurde von vielen an der CalArts mit vernichtender Kritik überzogen.«

In jenem Frühjahr kollaborierten alle Studierenden in Judy

Chicagos Klasse an einer 24-stündigen Performance mit dem Titel Route 126. Die Kuratorin Moira Roth erinnert sich: »Die Gruppe ersann eine Abfolge verschiedenster Events, die über den Tag hinweg verteilt am Highway stattfinden sollte. Der Tag begann mit Suzanne Lacys Car Renovation, in der die Gruppe ein verlassenes Autowrack dekorierte [...], und endete mit den Frauen am Strand, von wo aus sie Nancy Youdelman beobachteten, wie sie, in mehrere Meter Marienseide gehüllt, langsam ins Meer hinauswatete, bis sie unterzugehen schien [...]«. Es gibt ein wunderbares, von Faith Wilding geschossenes Foto des Autos – eine abgewrackte Schrottkarre, pink wie eine Tamponschachtel, mitten in der felsigen Wüste. Die Kofferraumhaube ist aufgeworfen worden, ihre Unterseite ist fotzenblutig bemalt. Strähniges Wüstengras dringt aus der verbeulten Motorhaube wie Rapunzels verhunzte Haare. Dem Band Performance Anthology – Source Book For A Decade Of California Art zufolge, erfuhr dieses bemerkenswerte Event keinerlei zeitgenössische kritische Berichterstattung, während zur gleichen Zeit entandene Arbeiten von Baldessari, Burden, Terry Fox seitenlange Bibliografien aufweisen. Lieber Dick, ich frage mich, warum bislang noch jedes einzelne Werk, das in den 70ern von einer weiblichen gelebten Erfahrung berichtete, ausschließlich als »kollaborativ« und »feministisch« gelesen worden ist. Die Zürcher Dadaisten arbeiteten ebenfalls zusammen, doch sie waren Genies, und sie hatten Namen.

Als ich von der Route 126 in die Antelope Valley Road abfuhr, musste ich wirklich pissen. Du erwartetest mich um acht, und es war bereits fünf nach, und so plötzlich einfach irgendwo pissen zu müssen, wurde zu einem ziemlichen Problem. Ich wollte es nicht gleich im Moment meiner Ankunft tun – wie tölpelhaft, ein vielsagender Hinweis auf weibliche Nervosität. Und dennoch, in Anbetracht all dessen, was ich über die Route 126 wusste, hatte ich

Angst, draußen irgendwohin zu pinkeln. Alle 20 Sekunden zischten die Scheinwerfer eines Autos vorüber: marodierende Rednecks, Cops, wütende Wanderarbeiter? An der Ausfahrt »Antelope Valley« fuhr ich an den Straßenrand, hielt an. Das Gras war regennass. Wer war es noch gleich, Marx oder Wittgenstein, der gesagt hatte, dass »jede Frage, jedes Problem, den Samen seiner eigenen Antwort oder Lösung in Form der Negation enthält«? Ich hatte einen halb-ausgetrunkenen Styroporbecher Kaffee im Auto. Ich rollte das Fenster runter, schüttete den Kaffee aus, zog meine Jeans bis unter die Knie und pisste in den leeren Becher. Der Becher war voll, bevor meine Blase leer war, doch was soll's, ich würde den Rest einfach bei mir behalten. Mit zitternden Händen schüttete ich den randvollen Becher Urin ins Gras.

Es blieb der Beweis. Mehrere große Tropfen hingen am Styropor. Was ist, wenn es riecht? Ich wollte keinen Abfall auf die Straße werfen. Lieber Dick, manchmal gibt es einfach keine richtige Antwort. Ich zerknüllte den Becher, warf ihn unter den Rücksitz und wischte meine Hände ab. Ich war bereits ziemlich fertig mit den Nerven.

Es war nach Mitternacht, als unser Bus endlich die Grenze zu Guatemala überquerte. Jupiterlampen, ein Wachhäuschen, Barrikaden, und mit dem Ende von Belizes Fernverkehrsstraße der Beginn einer über 100 Kilometer langen, unasphaltierten Straße mit tiefen Spurrillen. Wir wurden nach Nationalität in Gruppen aufgeteilt und befragt, während Soldaten das Gepäck im Bus durchsuchten. Der Grenzbeamte, ein äußerst höflicher, mittelalter Mestize mit Zwirbelbart sah sich meinen Pass ganz genau an, tief in Gedanken versunken tat er so, als erkenne er mich auf dem Foto nicht. Schließlich lächelte er und sagte: »Willkommen in Guatemala, Christina.« Als ich zurück im Bus war, war das Buch über Rigoberta Menchú verschwunden.

Die Kakteen vor deinem Haus waren mit Hunderten kleinen bunten Weihnachtslichtern behangen. Und da warst du: Am Panoramafenster im Wohnzimmer sitzend, du korrigiertest Hausarbeiten oder tatst zumindest so, tief in Gedanken. Du standst auf, und an der Tür gaben wir uns einen irgendwie brüsken Begrüßungskuss, wandten uns dann aber sofort voneinander ab. Beim letzten Mal, als ich im Januar bei dir zum Essen gewesen war, hattest du mir einen Kuss gegeben, während mein Mann, Mick und Rachel sowie die beiden Männer vom Getty zwei Meter entfernt standen. Damals strahlte dein Kuss eine solche Intensität aus, dass ich an dir vorbei durch die offene Tür stolperte.

Etwas später an jenem Abend im Januar, als all die anderen Gäste gegangen waren und wir drei noch Wodka tranken, mussten Sylvère und ich gestehen, dass wir einander seit zwölf Jahren treu gewesen waren. Und mit einem Mal schien dieses Konzept so dermaßen gymnasialschülerhaft und absurd, dass wir zu lachen begannen. »Ah, aber was«, sagte Sylvère, »ist schon Treue?« An jenem Abend stand das Cover des Some Girls-Albums mit den Bräuten in spitzen BHs noch an die Wand gelehnt. Ich hatte elf Wochen lang eingehend darüber nachgedacht, ob die Tatsache, dass du die Platte als Kunst ausgestellt hattest, nun Camp war oder real, und ich beschloss, Kierkegaards Ansicht zuzustimmen, dass das Zeichen jederzeit triumphieren wird, und zwar durch den Filter eines ironischen Signifikanten.

Doch heute Abend hast du mich allein erwartet. Ich sah mich im Wohnzimmer um und stellte fest, dass das Cover der *Some Girls-*Platte fehlte. War das eine Antwort auf meinen zweiten Brief, der an deinem Geschmack zweifelte?

Nach dem Kuss fordertest du mich auf, im Wohnzimmer Platz zu nehmen. Sofort begannen wir, Wein zu trinken. Nach einem halben Glas erzählte ich dir, dass ich meinen Mann verlassen hatte.

»Hmmmm«, sagtest du mitfühlend. »Ich hab's geahnt.«

Und dann wollte ich, dass du die Gründe für die Trennung verstehst. »Gestern Abend beispielsweise«, sagte ich. »Ich traf Sylvère in New York bei einem Dinner des französischen Instituts. Régis Debray, der Ehrengast, tauchte einfach nicht auf, und alle waren irgendwie angespannt und unruhig. Ich langweilte mich und war in Gedanken ganz woanders, doch Sylvère dachte, dass ich an irgendeiner linguistischen Unfähigkeit litt. Er nahm meine Hand und sagte auf Englisch zu dem Beckett-Spezialisten Tom Bishop: »Chris ist eine begeisterte Leserin. (Ich mein – WIRKLICH? Sagt Denis Hollier so etwas über Rosalind Krauss? Ich habe vielleicht keine großen Qualifikationen oder gar eine Karriere, doch ich bin viel zu alt, um noch ein akademisches Groupie zu sein.«

Das konntest du nachempfinden, und du sagtest: »Nun, ich nehme an, das Spiel ist nun aus.«

Wie konnte ich dir nur begreiflich machen, dass meine Briefe an dich das Echteste waren, das ich je getan hatte? Wenn du sie als Spiel bezeichnest, negierst du all meine Gefühle. Sogar wenn du meine Liebe nie erwidern solltest, so würde ich doch so etwas wie Anerkennung verlangen. Also begann ich über Guatemala zu schimpfen. Mein *Femme*-Verführungstrip schien so vollkommen korrumpiert, und ich hatte sowieso keinerlei Ahnung, wie ich ihn überhaupt durchziehen sollte. Ich könnte dich ficken, ansonsten warst du für mich allein mit Gedanken und Worten erreichbar.

Also begann ich dieses »Spiel« zu legitimieren, indem ich dir von meinen Gedanken zum Genre der Fallstudie berichtete. Ich verwies auf Henry Frundts Buch über den Coca-Cola-Streik in Guatemala als Modell.

»Weil, ist doch klar«, sagte ich. »Es handelt sich viel mehr um ein Projekt als um ein Spiel. In meinen Briefen meinte ich jedes Wort ernst. Doch zugleich begann ich die Briefe als Gelegenheit zu betrachten, endlich einmal etwas über Romantik und Schwärmerei zu lernen. Weil du mich an so viele Menschen erinnertest, die ich damals in Neuseeland geliebt hatte. Glaubst du nicht auch, dass es durchaus möglich ist, etwas zu tun und es zugleich zu erforschen? Wenn das Projekt einen Namen hätte, so würde er lauten: I Love Dick: Eine Fallstudie.«

»Oh«, sagtest du, nicht allzu enthusiastisch.

»Schau«, sagte ich. »Ich kam auf diese Idee, als ich nach meiner Rückkehr aus Guatemala Frundts Buch las. Frundt ist Soziologe, der sich mit der Agrarindustrie der Dritten Welt auseinandersetzt. Frundt ist struktureller Marxist – statt immer weiter nur über den Imperialismus und die Ungerechtigkeit zu zetern, forscht er nach den Ursachen. Und die Ursachen sind nicht immer und überall grundsätzlich dieselben. Also untersuchte Frundt jeden einzelnen Aspekt des Coca-Cola-Streiks in Guatemala in den 70ern und 80ern.

Er hielt alles fest. Der einzige Weg, das Große zu begreifen, führt durch das Kleine. Das ist so wie amerikanische Literatur in der ersten Person.«

Du hörtest zu, deine Augen bewegten sich hin und her zwischen mir und deinem Weinglas auf dem Tisch. Ich sah in deinem Gesicht, wie das, was ich sagte, bei dir ankam ... kryptisch, uneindeutig, zwischen Neugier und Ungläubigkeit schwankend. Dein Gesicht ähnelte den Anwaltsgesichtern in den Oben-ohne-Bars, wenn ich mit weit über dem Tisch hinweg gespreizten Beinen begann, buddhistische Märchen zu erzählen. Ziemlich komische Szene. Fanden die das wohl lustig? Dachten sie darüber nach, zu welchen Grausamkeiten sie so in der Lage waren? Deine Augen waren leicht faltig, deine Finger umklammerten das Glas. All dies spornte mich an, fortzufahren.

(Lieber Dick, ich hatte immer gedacht, dass wir beide uns aus denselben Gründen politisiert hätten. Unablässig zu lesen und etwas so unbedingt zu wollen, dass man es auch für die ganze Welt will. Mein lieber Gott, ich bin eine so dermaßen unverbesserliche

Optimistin. Vielleicht ist mein Enthusiasmus das Einzige, was ich dir bieten kann.)

»Je spezifischer die Information, desto wahrscheinlicher ist sie ein Paradigma. Der Coca-Cola-Streik ist ein Paradigma für die Beziehung zwischen multinationalen Konzernen und ihren jeweiligen Gastregierungen. Und weil Guatemala so klein ist und sich sämtliche Facetten seiner Geschichte erforschen lassen, dient es als Paradigma für viele andere Länder der Dritten Welt. Wenn wir begreifen, was dort geschehen ist, so können wir ein Gespür für einfach alles entwickeln. Und glaubst du nicht auch, dass die wichtigste Frage ist: Wie kommt es zum Bösen?

Auf dem Höhepunkt des Coca-Cola-Streiks im Jahr 1982 ermordete die Armee sämtliche Streikführer sowie ihre Familien. Sie ermordeten auch die involvierten Anwälte, sowohl guatemaltekische als auch amerikanische. Die Einzige, die ihnen entging – ihr Name war Martha Torres: Dafür fanden sie ihre Teenager-Tochter, verschleppten sie am helllichten Tag und blendeten sie.«

Kam es mir je in den Sinn, dass Folter kein sonderlich sexy Gesprächsthema war für dieses, für unser erstes, unser einziges Date? Nein, niemals. »Weil, ist doch klar: Indem er jedes einzelne Memo, jeden Telefonanruf und Brief, jedes Treffen festhielt, das rund um den Streik herum stattfand, beschreibt Frundt, wie beiläufig es zum Terror kommt. Wenn Mary Fleming nicht ihre Coca-Cola-Franchise-Lizenz an John Trotter verkauft hätte, an einen ultrarechten Bush-Freund, wäre es zu dem Streik womöglich gar nicht gekommen. Sämtliche genozidalen Schreckenstaten mögen einander auf abscheuliche Weise ähneln, doch sie entstehen überhaupt erst durch Singularität.«

Ich hatte noch immer keine Gelegenheit gehabt, zu erklären, was der Völkermord in Guatemala mit meinem 180-seitigen Liebesbrief zu tun hatte, den ich mit meinem Mann geschrieben und dir dann wie eine Zeitbombe überreicht hatte oder wie eine Jau-

chegrube oder wie ein Manuskript. Doch ich komme schon noch dazu, jawohl. Ich habe das Gefühl, dass wir einander auf dem Rand eines sehr dunklen und beängstigenden Kraters gegenüberstehen. Wahrheit und Schwierigkeit. Wahrheit und Sex. Ich redete, du hörtest zu. Du wurdest Zeuge, wie ich mich in dieses verrückte und verkopfte Mädchen verwandelte, in jene Art Mädchen, das du und deine gesamte Generation so sehr verteufelt hast. Doch ist Komplizenschaft nicht Teil der Zeugenschaft? »Du denkst zu viel« – das sagten sie immer, sobald ihnen die Neugier ausging.

»Ich will von nun an alles besitzen, was mir widerfährt«, sagte ich zu dir. »Weil, wenn das einzige Material, mit dem wir in Amerika arbeiten können, unser eigenes Leben ist, sollten wir dann nicht Fallstudien betreiben?«

OH ÄGYPTEN, ICH WASCHE MEIN HAAR, UM DIR NAHEZUKOMMEN, und inzwischen essen wir schon. Es gab frische Linguini aus der Tüte, Sauce aus der Tüte und Salat. Ich bekam keinen Bissen hinunter. »Das ist o.k.«, sagtest du. »Solange du mich nicht mit in den Abgrund reißt.«

»Er nahm mich bei den Schultern und schüttelte mich.« So beschrieb Jennifer Harbury ihre erste Begegnung mit Efraín Bámaca.

Im Jahr 1990 führte Jennifer Interviews mit Rebellenkämpfern im Kampfgebiet von Tajamulco. Sie fühlte sich so blass und groß. »Im Vergleich zu allen anderen bin ich riesig. Ich bin ein Meter sechzig groß. Eine Riesin.« Bámaca war ein Maya-Kleinbauer, der von der Rebellenarmee ausgebildet worden war. Mit 35 Jahren war er berühmt-berüchtigt, ein Anführer.« Als sie ihn traf, war sie überrascht. »Er sah fast wie ein Rehkitz aus«, sagte sie. »Er war so still und besonnen. Er gab niemals Befehle, doch irgendwie wurde trotzdem alles erledigt.« Und als sie ihn für ihr Oral-History-Buch interviewte, für jenes so selbstzerstörerisch linke Genre, stellte er ihr ihre eigenen Fragen zurück und hörte zu.

Sie verliebten sich ineinander. Als Jennifer Tajamulco verließ, versprach Bámaca, dass er nicht schreiben werde. »So etwas wie eine Fantasiebeziehung gibt es nicht.« Aber dann tat er es doch, Nachrichten wurden aus dem Hochland in ein Lagerhaus geschmuggelt, von Mexiko aus abgeschickt. Ein Jahr später trafen sie einander wieder und heirateten. »Das war eine Seite an Jennifer, die ich so noch nie gesehen hatte«, berichtete eine andere Freundin der *New York Times*. »Sie schien so glücklich.«

Dann, nach dem Dinner, lehntest du dich in deinem Sessel zurück und fixiertest mich mit deinem Blick und fragtest: »Was willst du?« Eine direkte Frage mit ironischem Unterton. Dein Mund war verzogen, verzerrt, als wüsstest du die Antwort bereits. »Was hast du erwartet, als du hergekommen bist?«

Nun, ich war schon so weit gekommen, und ich war auf alle möglichen Prüfungen vorbereitet. Also sprach ich das Offenkundige aus: »Ich will die Nacht hier mit dir verbringen.« Und du starrtest mich einfach nur an, spöttisch, du wolltest mehr hören. (Obwohl ich in den vergangenen zwölf Jahren mit niemand anderem als meinem Mann geschlafen hatte, konnte ich mich nicht erinnern, dass die sexuellen Verhandlungen früher dermaßen demütigend explizit gewesen waren. Aber vielleicht war das ja auch gut so? Ein Jump Cut vom Kryptischen hin zum Wörtlichen?) Also sagte ich schließlich: »Ich will mit dir schlafen.« Und dann: »Ich will, dass wir Sex miteinander haben.«

Du fragtest mich: »Warum?«

(Der Psychiater H.F. Searles benennt in *Die Ätiologie der Schizophrenie* sechs Wege, auf die man andere in den Wahnsinn treiben kann. Methode Nummer vier: die Unterhaltung kontrollieren, dann abrupt ihre Bedingungen verändern.)

In der Nacht, die Sylvère und ich bei dir zuhause verbracht hatten, träumte ich lebhaft von den verschiedensten Weisen, auf die ich mit dir schlafen wollte. Während Sylvère und ich auf der Schlafcouch lagen, träumte ich, dass ich mich durch die Wand hindurch in dein Schlafzimmer schlich. Was mir an unserem Sex besonders auffiel, war, dass er so bewusst und so bedacht war. Der Traum spielte in zwei verschiedenen Szenen. In der ersten Szene lagen wir nackt auf deinem Bett, von vorn gesehen, frontal-horizontal, perspektivisch dargestellt wie ägyptische Hieroglyphen. Ich hocke, Hals und Schultern gekrümmt, um an deinen Schwanz zu gelangen. Strähnen meines Haares streichen vor und zurück über deine Leiste und Schenkel. Es war der subtilste, psychowissenschaftlichste Blowjob überhaupt. Die Perspektive verlagert sich in der zweiten Szene in die Horizontale. Ich sitze auf dir, du liegst flach auf dem Rücken, den Kopf leicht geneigt, ich bewege mich auf deinem Schwanz auf und ab, bei jedem Mal lerne ich etwas Neues, und wir stöhnen abwechselnd.

»Was willst du?«, fragtest du noch einmal. »Ich will mit dir schlafen.« Zwei Wochen zuvor hatte ich dir jene Nachricht geschrieben, in der stand, dass mir die Vorstellung, Zeit mit dir allein zu verbringen, eine Aussicht auf das reine Glück und auf die reine Freude bedeutete. Am Telefon hattest du gesagt: »Ich werde nicht Nein sagen«, als ich dich nach deiner Meinung fragte, doch alle Gründe und Faktoren und alles Begehren zerbarsten mit einem dumpfen Aufschlag, wie das Sonnenlicht durch ein psychedelisches Prisma in hundert verschiedene Schattierungen zersplittert, als du mich fragtest: »Warum?«

Ich sagte nur: »Ich glaube, wir hätten eine gute Zeit.«

»Wie waren verliebt«, berichtete Jennifer Harbury der *New York Times* über ihr Leben mit Efraín Bámaca.

»Wir haben uns kaum je gestritten -«

Und dann sagtest du: »Aber du kennst mich doch gar nicht.«

Route 126 verläuft Richtung Westen am Fuß des hügeligen Nationalparks von Los Padres. Wo die Straße ins Antelope Valley mündet, geht die Landschaft von gerundeten Hügeln in etwas Zerklüfteteres über, in etwas Biblischeres. In jener Nacht (3. Dezember), die Sylvère und ich in deinem Haus verbrachten, weil, wie du später in einem Brief an ihn formulieren solltest, »der Wetterbericht angedeutet hatte, dass ihr es wohl nicht bis nach San Bernardino zurückschaffen würdet«, waren wir ganz verzaubert von dem Ort, an dem du lebst. Es war ein existenzieller Traum, eine Zen-Metapher für alles, was du von dir erzählt hattest ... Du, der du »ganz allein« lebtest, wie du immer wieder wiederholtest, am Ende einer Sackgasse am Rand einer Stadt, gegenüber von einem Friedhof. Auf einem Stra-Renschild vor deinem Haus stand: »Keine Durchfahrt« Und den ganzen Abend, während wir drei immer betrunkener wurden, fandest du so viele verschiedene Wege, über dich selbst zu sprechen, so viele Wege, deine Einsamkeit so darzustellen, als sei sie unmittelbar mit aller Traurigkeit in der Welt verknüpft. Wenn die Verführung ein Cocktail ist, so muss die Traurigkeit der Schnaps sein.

Du sagtest: »So was wie eine ›gute Zeit‹ gibt es einfach nicht. Alles endet immer in Tränen und Enttäuschung.« Und als ich völlig blind einfach weiterschwadronierte über die Liebe, über die Schwärmerei, sagtest du: »Das ist aber doch alles nicht so einfach.« Wir waren völlig entgegengesetzter Ansicht. Ich war der Cowboy, du warst der Itzig. Und ich ritt immer weiter.

»Kann denn aber nicht alles einfach mal wunderbar sein?«, sagte ich und starrte aus dem Fenster. Alles wurde träumerisch, in die Länge gezogen, metaphysisch. Augenblicke vergingen. »Nun gut«, sagtest du. »Hast du irgendwelche Drogen?«

Darauf war ich vorbereitet. Ich hatte eine Ampulle flüssiges Opium dabei, zwei Hits Acid, 30 Percocet und fast vier Gramm superkrasses Gras. »Entspann dich, du hast ein Date gekriegt!«, hatte Ann Rower gesagt, während sie die burmesischen Blüten abzählte, die sie mir schenken wollte. Irgendwie verlief das alles nicht ganz so, wie wir es uns vorgestellt hatten. Doch ich rollte einen Joint, und wir stießen auf Ann an.

Die Platte war zu Ende, und du standst auf und machtest Kaffee. In der Küche standen wir nebeneinander, unsere Hände streiften sich aus Versehen, aber absichtlich, doch das alles war so peinlich und plump, dass wir beide uns zurückzogen. Dann sprachen wir noch etwas mehr über die Wüste, über Bücher und Filme. Schließlich sagte ich: »Schau, es wird spät. Was willst du machen?«

»Ich bin ein Gentleman«, antwortetest du verschämt. »Ich wäre nur ungern nicht gastfreundlich. Wenn du nicht das Gefühl hat, dass du noch fahren kannst ...«

»Darum geht es ja gar nicht«, sagte ich brüsk.

»Ah, dann ... Willst du zu mir ins Bett kommen? Ich würde nicht Nein sagen.«

Oh, wirklich? Hatten sich die Gepflogenheiten so sehr verändert, während ich verheiratet gewesen war?

»Möchtest du mit mir schlafen oder nicht?«

Du sagtest: »Der Gedanke ist mir nicht unangenehm.«

Diese Neutralität war nicht erotisch. Ich bat dich um Enthusiasmus, doch du sagtest, du könntest mir keinen bieten. Ich versuchte es auf dieser Ebene weiter: »Schau, wenn du keine Lust drauf hast, dann wäre es sehr viel ... gentlemanmäßiger, es einfach zu sagen, und ich werde verschwinden.«

Doch du wiederholtest: »Der Gedanke ... ist mir ... nicht unangenehm.«

Nun. Wir waren Elektronen, die innerhalb eines geschlossenen Stromkreises im Kreis schwammen, immer wieder im Kreis. Kein Ausgang. *Huis Clos*. Ich hatte seit letztem Dezember jeden Tag an dich gedacht und von dir geträumt. Dich zu lieben, hatte es mir ermöglicht, mir das Scheitern meines Filmes, meiner Ehe und meiner Ambitionen einzugestehen. Route 126, der Highway nach

Damaskus. Wie der heilige Paul und Buddha, die ihre großen Konversionen kurz vor dem 40. Lebensjahr erlebten, war auch ich wiedergeboren worden und zwar in Dick. Doch war das gut für dich?

Ich hatte die Regeln so verstanden:

Wenn man etwas sehr will, dann ist es o.k., es so lange zu verfolgen, bis die andere Person Nein zu einem sagt.

Du hattest gesagt: Ich werde nicht Nein sagen.

Als du also aufstandst, um die Platte umzudrehen, beugte ich mich vor und begann, meine Stiefel aufzuschnüren. Und dann wurde alles anders. Der Raum stand still.

Die kamst zurück, setztest dich auf den Boden und zogst mir die Stiefel aus. Ich griff nach dir, wir begannen zu der Platte zu tanzen. Du hobst mich auf, und nun standen wir im Wohnzimmer, meine Beine um deine Hüfte geschlungen. Du sagst zu mir: »Du bist so leicht«, und jetzt wiegen wir uns hin und her, Haare und Gesichter streifen einander. Wer wird den anderen zuerst küssen? Und dann tun wir es ...

Hier einige Anwendungsmöglichkeiten der Ellipse:

- ... allmähliches Ausblenden nach den ersten zehn Sekunden eines Kusses in einem von der Hays-Kommission zensierten Film.
- ... in *Reise ans Ende der Nacht* zerlegt Céline seine Phrasen, um die Metapher aus der Sprache herauszujagen. Ellipsen schießen quer über die Seiten hinweg wie Kugeln. Automatische Sprache als Waffe, totaler Krieg. Wenn der Kojote das letzte überlebende Tier ist, so muss der Hass die letzte Emotion auf der Welt sein.

Du setzt mich ab und weist zum Schlafzimmer. Und dann geht die Platte zu *Pat Garrett and Billy the Kid* von Bob Dylan über. Wie perfekt. Wie oft haben wir beide schon zu dieser Platte Sex gehabt? Sechs oder sieben Songs mit Banjogeklimper und Gejammer, das rund um Minute 25 seinen Höhepunkt erreicht (nationaler Durchschnitt auf der Kinsey-Skala), und zwar bei *Knocking on Heaven's Door*. Eine heterosexuelle Hymne.

Und dann liegst du auf dem Bett, den Kopf an Kissen gelehnt, und wir ziehen unsere Hemden aus. Die blaue Lampe neben dem Bett ist an. Ich habe meine schwarzen Guess-Jeans noch an, einen BH. Ich sehe dir zu, wie du meine Titten berührst, und wir beide sehen meinen Nippeln dabei zu, wie sie hart werden. Später lässt du deinen Zeigefinger außen an meiner Fotze vorbeilaufen, steckst ihn nicht hinein. Sie ist sehr feucht, keine Frage, und später denke ich über den Akt der Zeugenschaft und über die kierkegaardianische »Zweite Entfernung« nach. Sex mit dir ist so phänomenal ... sexuell, und ich habe seit ungefähr zwei Jahren keinen Sex mit überhaupt *irgendwem* gehabt. Und ich habe Angst zu sprechen, und ich will so sehr auf dich herniedersinken, und dann kommen die Worte heraus, wie auch immer sie wollen.

»Ich will dein Schoßhündchen sein.«

Du hältst inne, so als hättest du nicht recht verstanden, also wiederhole ich: »Lässt du mich dein Schoßhündchen sein?«

»Okay«, sagtest du. »Komm her.«

Und dann beruhigst du mich, klein und Pekinese, bis meine Hände um deine Schultern liegen. Mein Haar ist überall.

»Wenn du mein Schoßhündchen sein willst, dann lass mich dir sagen, was du zu tun hast. Beweg dich nicht«, sagst du. »Sei ganz still.«

Ich nicke und wimmere vielleicht, und dann kommt dein Schwanz mit einem Mal hoch, der bis dahin sehr ruhig gewesen war, Wellen pulsieren durch meine Fingerspitzen hindurch hinaus. Töne dringen hinaus. Du legst deine Finger auf meine Lippen.

»Komm schon, kleines Schoßhündchen. Du musst ganz still sein. Bleib hier.«

Und das tue ich, und so geht es vielleicht noch stundenlang. Wir haben Sex, bis sich Atmen wie Ficken anfühlt. Und ich schlafe äußerst unruhig in deinem türkisfarbenen Zimmer.

Ich wache gegen sechs Uhr auf, und du schläfst noch.

Das Unkraut vor deinem Fenster ist ganz grün vom Regen. Ich finde ein Buch und lasse mich auf dem Sofa im Wohnzimmer nieder. Ich habe Angst vor dem Morgen danach, will jedoch meine Anwesenheit nicht allzu aufdringlich oder fordernd gestalten. Doch schon bald lehnst du im Türrahmen.

»Was machst du hier draußen?«

»Mich ausruhen.«

»Nun, ruh dich hier drinnen aus.«

Also hatten wir unsteten Morgensex, die Laken, helles Tageslicht, alles sehr viel realer, doch noch immer jene Flut, das Rauschen der Endorphine, und noch lange nachdem es vorüber war, sagte keiner von uns beiden auch nur ein Wort.

Und dann wird alles ziemlich komisch.

»Wird komisch?«, sagte Scott B. am Telefon heute Abend, als ich ihm die Geschichte erzählte. »Was hast du denn erwartet? Die *ganze Sache* war von Anfang an vollkommen komisch.«

Nun, klar, das sehe ich ein. Und dennoch -

»Also«, sagte ich, als wir irgendwie aus dem Sex herausfanden, »was steht als Nächstes auf dem Programm?«

»Auf dem Programm? The Brady Bunch vielleicht?«

»Neeeeeinnn ... Nicht im Fernsehen. Ich meine, ich bin bis Dienstag in der Stadt, und ich dachte, dass wir uns ja noch einmal sehen könnten, wenn du Lust hast.«

Du drehtest dich um und sagtest: »Willst du das?«

»Ja«, sagte ich. »Definitiv. Absolut.«

»Definitiv ... absolut«, wiederholtest du mit ironischem Rollen.

»Ja, auf jeden Fall.«

»Nun, es ist so, dass jemand (irgendwie feminisiertest du das Wort) übers Wochenende zu Besuch kommt.«

»Oh«, sagte ich, als diese Auskunft wie eine Bombe einschlug.

»Was ist los?«, fragtest du, plötzlich begreifend. »Habe ich deinen Luftballon platzen lassen, deine Fantasie zerstört?«

Unbekleidet versuchte ich verzweifelt, darauf eine Antwort zu finden.

»Ich denke, du hast recht, was die Enttäuschung angeht. Ich wäre wohl erst gar nicht geblieben, hätte ich das gewusst.«

»Was?«, lachtest du. »Du denkst, dass ich dir fremdgehe?«

Nun, das war wirklich sehr grausam, doch dich zu lieben war zu einem Vollzeitjob geworden, und ich war noch nicht bereit, arbeitslos zu werden. »Nein«, sagte ich. »Das denke ich nicht. Du musst mir einfach dabei helfen, einen Weg zu finden, wie ich damit umgehen kann.«

»Damit umgehen?«, äfftest du mich nach. »Ich muss *überhaupt* gar nichts für dich tun.«

Du warfst dich in Positur, der Hohn vergrößerte dein Gesicht, es wurde zu einer Maske. Pure Gewalt. Angreifen und töten.

»Ich schulde dir überhaupt gar nichts. Du bist hier hereingeplatzt, das hier war dein Spiel, deine Agenda, und jetzt musst du selbst damit umgehen.«

Ich war in diesem Moment nichts anderes als geschockt und vollkommen enttäuscht.

Einen anderen Gang einlegend, fügtest du neckisch hinzu: »Ich vermute, jetzt wirst du wohl dazu übergehen, mir Hassbriefe zu schicken. Du wirst mich deiner Dämonologie der Männer hinzufügen.«

»Nein«, sagte ich. »Keine Briefe mehr.«

Ich hatte keinerlei Recht, wütend zu sein, und ich wollte nicht weinen. »Du musst ja nicht gleich so militant gefühllos sein.«

Du zucktest mit den Schultern und machtest es dir zur Aufgabe, deine Hände zu betrachten.

»So militant gemein?« Und dann, auf deine marxistische Vergangenheit anspielend: »So militant gegen Mystifizierung?«

Damit rangst du dir immerhin ein Lächeln ab.

»Schau«, sagte ich, »ich gebe ja zu, dass 80 Prozent all dessen

hier reine Fantasie war, Projektion. Doch es hat doch mit etwas Wirklichem anfangen müssen. Glaubst du denn nicht an Empathie, an Intuition?«

»Was?«, sagtest du. »Willst du mir erzählen, dass ich schizophren bin?«

»Nein ..., ich habe einfach –«, und dann stolperte ich ins Erbärmliche hinein. »Ich habe einfach – etwas für dich empfunden. Diese merkwürdige Verbundenheit. Ich habe sie in deiner Arbeit empfunden, doch auch schon davor. Jenes Dinner vor drei Jahren mit dir und Jane. Du hast mit mir geflirtet, du musst es gespürt haben –«

»Aber du kennst mich doch gar nicht! Wir haben zwei oder drei Abende miteinander verbracht! Ein- oder zweimal telefoniert! Und du projizierst diese ganze Scheiße auf mich, du kidnappst mich, du stalkst mich, fällst hier ein mit deinen Spielchen, und ich will doch gar nichts von all dem! Ich habe nie darum gebeten! Ich halte dich für bösartig und psychotisch!«

»Aber was ist mit meinem Brief? Als ich Sylvère verließ, schrieb ich dir, um auf diese Weise irgendwie zu einem Durchbruch zu kommen. Ganz egal, was ich tue, du hältst es nur für ein Spiel, aber ich habe doch nur versucht, ehrlich zu sein.«

(»Solcherlei Ehrlichkeit bedroht die Ordnung«, hatte David Rattray einmal über René Crevel geschrieben, und ebendiesen Punkt versuchte auch ich jetzt anzusteuern.)

Ich fuhr fort: »Hast du auch nur den Hauch einer Ahnung, wie schwer es für mich war, dich anzurufen? Das war das Schwerste, was ich jemals getan habe. Schwerer, als William Morris anzurufen. Du sagtest, ich solle vorbeikommen. Du musstest also wissen, was ich wollte.«

»Ich habe den Sex nicht gebraucht«, belltest du. Und dann ein Nachtrag, ganz Gentleman: »Obwohl es wirklich sehr schön war.«

Inzwischen schien die Sonne sehr hell. Wir saßen beide noch immer nackt auf dem Bett.

Ich sagte: »Es tut mir leid.«

Doch wie sollte ich es erklären? »Es ist nur –?« Ich setzte an, durchwühlte meine 15 Jahre, die ich in New York gelebt hatte, die Beliebigkeit von Kunstkarrieren, oder waren sie denn wirklich allesamt beliebig? Wer darf sprechen und warum? David Rattrays Buch hat sich allenfalls fünfhundertmal verkauft, und jetzt ist er tot. Penny Arcade ist originell und echt, und Karen Finley ist falsch, und wer ist berühmter? Ted Berrigan starb in Armut, und Jim Brodeys Wohnung wurde zwangsgeräumt, er begann im Park zu leben, bevor er an Aids starb. Künstler ohne jede Gesundheitsvorsorge, die sich das Leben nahmen, bevor die Krankheit ausbrechen konnte, damit sie ihren Freunden nicht zur Last fielen ... Die, die mich am meisten berührten, lebten und starben wie die Hunde, es sei denn, sie gingen Kompromisse ein so wie ich.

»Ich hasse 90 Prozent von allem um mich herum!«, sagte ich zu dir. »Den Rest wiederum liebe ich wirklich sehr. Vielleicht zu sehr.«

»Darüber würde ich noch einmal nachdenken, wenn ich du wäre«, sagtest du. Du richtetest dich auf und lehntest dich an die Wand. »Ich *mag* 90 Prozent all dessen, was ich sehe, und der Rest interessiert mich nicht.« Und ich hörte zu. Du schienst so weise und hellstrahlend, und alle Systeme, auf die ich zurückgegriffen hatte, um die Welt nur irgendwie zu begreifen, lösten sich in Luft auf.

Natürlich war die Wahrheit sehr viel schmutziger. Es war erst Freitagmorgen. Die Fahrt nach Lake Caritas, das Motelzimmer, das Percocet, der Scotch, all das sollte erst noch kommen. Ich verlor mein Portemonnaie, fuhr 80 Kilometer zurück, bis ich es schließlich fand, als mein Tank nur noch zu einem Achtel voll war. Dann stand mir noch der Telefonanruf am Sonntag bevor, meine Verabredung mit dir zum Abendessen, und dann der gemeinsame Drink

in einer Bar am Montagabend. Ein Gala-Medley sämtlicher Höhepunkte der Show. Erst als ich Ann Rower am Samstag endlich telefonisch erreichte, hörte ich lange genug zu weinen auf, um die Sache noch mal herumzureißen. Ann sagte: »Vielleicht hatte Dick recht.« Das schien so radikal grundsätzlich. Könnte ich deine Grausamkeit als Geschenk der Wahrheit akzeptieren? Könnte ich sogar lernen, dir dafür irgendwie zu danken? (Als ich Ann einen Entwurf dieser Geschichte zeigte, behauptete sie jedoch, dass sie das nie gesagt habe. Nicht einmal annähernd.)

Am Samstag verbrachte ich die Nacht auf Daniel Marlos' Couch. José machte Bohnen und Carne Asada. Daniel hatte drei verschiedene Jobs an sieben Tagen die Woche, damit er genug verdiente, um seine experimentellen Filme drehen zu können und sich nicht beklagen zu müssen. Am Sonntagmorgen ging ich durch Eagle Rock die Lincoln Avenue hinunter bis zum Occidental College. »Sogar hier«, schrieb ich im Sitzen in mein Notizbuch, »in diesem bunt zusammengewürfelten Viertel, gehen die Leute sonntagmorgens spazieren. Die Luft riecht nach Blumen.«

In der Bibliothek suchte ich nach *Schwerkraft & Gnade* von Simone Weil:

»Unmöglich«, schrieb sie, »jemandem, der uns Böses zugefügt hat, zu verzeihen, wenn dieses Böse uns erniedrigt. Man muß den Gedanken wagen, daß es uns nicht erniedrigt, sondern unseren wahren Rang offenbar gemacht hat.«

Im Regenwald von Guatemala sah ich wilde Affen und Tukane. Ich wohnte in einem Hotel, das zur Villa des Umweltschützers Oscar Pallermo gehörte. Oscar war das schwarze Schaf einer der führenden Oligarchien Guatemalas ... Er war jedoch nicht so schwarz, dass er diese Villa nicht besäße, außerdem ein Haus in Guatemala-Stadt und eine Wohnung in New York. Oscar lud mich zu einem mehrtägigen Programm mit seiner erweiterten Familie ein, die geradewegs aus Bertoluccis Film *Gefühl und Verführung* entsprun-

gen war – zweistündige Mittagessen, Ausflüge am Fluss entlang. Drei Jahre zuvor hatten Maya-Rebellen ein Bauernhaus auf seinem Grundstück in Brand gesetzt.

Am 29. Tag ihres Hungerstreiks brachte *60 Minutes* einen kurzen Beitrag über Jennifer Harburys schlimmen Zustand. Am 32. Tag flog ihr Anwalt aus Washington mit der Nachricht ein: »Die Leute im Weißen Haus werden jetzt mit Ihnen sprechen.« Am 22. März enthüllte Robert Torricelli, Kongressabgeordneter aus New Jersey, was der Geheimdienstausschuss in seinen Untersuchungen über die Aktivitäten des CIA in Guatemala herausgefunden hatte. Nach drei Jahren und zehn Tagen, die Harbury damit verbracht hatte, die Wahrheit über Bámacas Verschwinden ans Licht zu bringen, deckte sie nun auf – oder vielmehr deckten die Medien und die Regierung nun auf –, was sie sicherlich schon längst gewusst hatte: Die Killer ihres Mannes waren von der CIA angeheuert worden. Oberst Julio Roberto Alpirez, Guatemalas Antwort auf Josef Mengele, kidnappte, folterte, tötete außerdem Michael DeVine, einen amerikanischen Gastwirt.

Hat Alexander Cockburn nicht mal gesagt, dass für jeden toten Amerikaner, von dem wir lesen, 30.000 namenlose Kleinbauern sterben? Alpirez' vom CIA finanzierte Truppe, die *Archivo*, tötete und folterte zahllose guatemaltekische Priester, Krankenschwestern, Gewerkschafter, Journalisten und Bauern. Ihre Mitglieder vergewaltigten und folterten die amerikanische Nonne Dianna Ortiz und erstachen die Anthropologin Myrna Mack auf offener Straße um drei Uhr nachmittags. Am 24. März zog die amerikanische Regierung sämtliche militärische Hilfe aus Guatemala ab. Mehrere CIA-Abteilungsleiter wurden gefeuert. Jennifer Harbury verließ ihren Müllsack und sagte vorm Kongress aus. (Obwohl, erst letzten Monat, am Abend vor den ersten freien Wahlen Guatemalas, explodierte in Washington eine Bombe im Auto ihres Anwalts.)

Monatelang war ich überzeugt davon, dass diese Geschichte von einer Liebe handele, die die Welt verändern könnte. Doch das ist vermutlich viel zu kitschig.

Fassbinder sagte einmal: »Ich verabscheue die Vorstellung, dass eine Liebe zwischen zwei Menschen zur Erlösung führen könne. Mein ganzes Leben lang habe ich gegen diese repressive Beziehungsform angekämpft. Vielmehr glaube ich an die Suche nach einer Art Liebe, die auf irgendeine Art und Weise die gesamte Menschheit miteinbezieht.«

Einige Tage nachdem ich Guatemala verlassen hatte, erhielt ich meine Stimme zurück.

In Liebe Chris

Die Exegese

»Eintrag 52 verrät, daß Fat an diesem Punkt seines Lebens nach jedem Strohhalm griff, um seine Hoffnung auf die Existenz des Guten bestätigt zu finden.«

Philip K. Dick, Valis

Thurman, New York 4. März 1995

Lieber Dick,

1. Einige Ereignisse im Leben eines Sklavenmädchens

Wie soll man nur weitermachen, wenn die Verbindung zu dem anderen Menschen abgebrochen ist? In jemanden verliebt zu sein, bedeutet, zu glauben, dass man nur dann vollkommen man selbst sein kann, wenn man sich in der Gegenwart von jemand anderem befindet.

Und jetzt ist es Samstagmorgen, und morgen werde ich 40 – der letzte *Samstagmorgen in ihren 30ern*, um den Titel eines Gedichtes von Eileen Myles und Alice Notley zu zitieren, an das ich in den vergangenen zehn Jahren ungefähr 60 Mal mit einem Lächeln denken musste, während ich telefonierte oder Besorgungen machte.

Gestern Nachmittag bin ich aus New York heraufgekommen. Ich fand mich irgendwie nicht zurecht, war verwirrt (und bin mir noch immer nicht im Klaren darüber, ob ich dich nun im Indikativ oder im Irrealis ansprechen soll; d. h., mit wem spreche ich eigent-

lich?). Dienstagabend bin ich im Anschluss an jene fünf Tage in L.A. »mit« dir nach New York zurückgekehrt. Und dann verbrachten Sylvère und ich den Mittwoch, den Donnerstag damit, unser ganzes Zeug von der Second Avenue in die Seventh Street zu räumen. Während des Umzugs war ich voller Reue, und ich bemühe mich nun wirklich sehr, nicht mehr ganz so reuevoll zu sein.

In den späten 70ern, als ich in den Oben-ohne-Bars von New York City arbeitete, gab es da diesen Disco-Song namens *Shame* von Evelyn Champagne King, der einfach nicht totzukriegen war. Er passte perfekt zur Zeit damals, weil er eine bestimmte Emotion evozierte, ohne sie zu verinnerlichen –

Shame!

What you do to me is a shame

I'm only tryna ease the pain...

Deep in your arms

Is where I want to be

Weil nämlich Scham und Schande genau das waren, was meine Freundinnen und ich unablässig empfanden – gewissermaßen zur Strafe für unsere Erwartung, dass Sex tatsächlich je zu einer gewissen Komplizität führen könnte. (»Komplizität hört sich nach einem Mädchennamen an«, schreibt Dodie Bellamy.)

»Ist es das, was du wolltest?«, fragtest du mich am Freitagmorgen. Es war fast zehn. Stundenlang hatten wir unbekleidet im Bett gestritten. Und nachsichtig, geradezu großzügig hattest du mir eine traurige Geschichte aus deinem Leben erzählt, um wiedergutzumachen, dass du mich als psychotisch bezeichnet hattest. Um alles immerhin ein bisschen wieder einzurenken. »Ist es das, was du wolltest? Eine dermaßen dilettantische Intimität?«

Nun, ja und nein. »Ich versuche einfach nur, ehrlich zu sein«, gestand ich dir an jenem Morgen, und das klang so unglaublich bescheuert. »Immer wenn es einem gelingt, zu einer gewissen Ehrlichkeit durchzudringen«, hatte David Rattray in einem Interview

mit dem Journalisten Ken Jordan gesagt, das ich für ihn eingefädelt hatte, »so bedeutet dies nicht nur Selbsterkenntnis, sondern auch, dass man ein Wissen von all dem entwickelt, was andere nicht sehen können. Absolute Ehrlichkeit bedeutet, beinahe prophetisch zu sein, einfach allen einen gehörigen Strich durch die Rechnung zu machen.« Eigentlich hatte ich doch nur seinem Buch zu etwas mehr Aufmerksamkeit verhelfen wollen, und jetzt schämte ich mich ganz schrecklich für die Art und Weise, auf die er sich in einer Tour über seinen Hass auf all diejenigen ausließ, die ihn angeblich unterdrückt und es darauf abgesehen hatten, »jeden einzelnen klugen jungen Menschen« zum Schweigen zu bringen, »der kommt und etwas wirklich Originelles zu sagen hat«. Drei Tage nach dem Interview brach er auf der Avenue A mit einem riesigen, inoperablen Hirntumor zusammen.

»Weil, letzten Endes«, so tippte ich, während ich seiner tiefen und unverwechselbaren Patrizierstimme folgte, »ist die durchgestrichene Rechnung doch nichts anderes als eine endlose Reihe unverdaulicher Mahlzeiten und sozialer Verpflichtungen, die vollkommen nutzlos sind, vermutlich nicht einmal hätten wahrgenommen werden sollen. Diese Rechnung steht für nichts anderes als für all die zwecklosen, gegenstandslosen Unterhaltungen, Gesten, bis man dann irgendwann einsam stirbt, von Leuten in weißen Mänteln wie ein Stück Abfall behandelt wird, die kein bisschen zivilisierter sind als Müllmänner ... Das ist es, wofür meiner Meinung nach diese Rechnung steht.«

Scham empfindet man, nachdem man sich auf Quaaludes von irgendeinem Kunstweltschleimscheißer hat ficken lassen, der im Anschluss so tun wird, als sei es niemals geschehen. Scham empfindet man, wenn man in den Toiletten von Max's Kansas City Blowjobs austeilt, weil Liza Martin ihr Koks umsonst haben will. Scham empfindet man, wenn man jemandem gestattet hat, einen an einen Ort zu führen, der sich jenseits der eigenen Kontrolle be-

findet – bevor man sich drei Tage später dann hin- und hergerissen fühlt zwischen Begehren, Paranoia, Etikette und der Frage, ob er nicht vielleicht doch noch anrufen wird. Lieber Dick, letztes Wochenende hast du zweimal gesagt, wie sehr du John Rechys Bücher liebst, und dass du wünschtest, du könntest häufiger über Sex schreiben. Weil ich dich liebe und weil du mich jedoch nicht lieben kannst oder zu verlegen dazu bist – vielleicht ist das ja etwas, was ich für dich tun könnte?

Wie auch immer, um solche Hoffnungslosigkeit, solches Bedauern nicht empfinden zu müssen, habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, das Problem der Heterosexualität zu lösen (d.h. dieses Schreibprojekt zu beenden), bevor ich 40 werde. Und das wird morgen sein.

Nachdem ich mit Jetlag aus L. A. angekommen war und etliche Kisten zwischen verschiedenen Apartments hin- und hergeschoben hatte, schien es nämlich plötzlich so, als gäbe es da noch so viel mehr zu verstehen und zu sagen. War dies der Boden der Schlangengrube? Im Restaurant am Montagabend sprachen wir über unseren Lieblings-Fassbinder-Film, *Die bitteren Tränen der Petra von Kant.* Ich trug ein weißes, langärmliges Hemd, das demonstrativ züchtig aussah – die Hure und ihre große Überraschung –, und mit einem Mal schien es mir so, als hätte ich soeben wirklich etwas verstanden. »Fassbinder war ein dermaßen hässlicher Mann«, sagte ich. »Das ist das eigentliche Thema seiner Filme: ein hässlicher Mann, der geliebt werden wollte und nach Liebe suchte.«

Die unterschwellige Botschaft ruhte zwischen uns auf dem Tisch, gleich neben dem Sushi. Weil ich natürlich ebenfalls hässlich war. Und die Art, wie du diese Erkenntnis aufnahmst und ohne jede Erklärung verstandst, ließ mich begreifen, dass sich alles, das zwischen uns bislang kommuniziert worden war, auf Sex und Hässlichkeit und Identität zurückführen ließ.

»Du warst so feucht«, hatte Dick _____ in der Bar an jenem

Montagabend gesagt, als wir über den Sex sprachen, den wir am Donnerstag gehabt hatten. Mein Herz öffnete sich, und ich fiel der höflichen Détente zum Opfer, auf die wir uns im Restaurant stillschweigend geeinigt hatten, dein schwarzes italienisches Jackett, meine langärmlige Bluse. Verführtest du mich erneut oder spieltest du lediglich auf Einzelheiten an, die in meinem Manifest Jeder Brief ist ein Liebesbrief vorkamen, das du an jenem Nachmittag nun endlich gelesen hattest? Ich wusste nicht recht, was ich von alldem halten sollte. Doch dann sah Dick auf seine Uhr, zwar nur flüchtig, aber brüsk, und sah an mir vorbei zu jemand anderem. Und dann wusste ich, dass du niemals wieder mit mir schlafen würdest.

Von diesem Wochenende kehrte ich völlig am Boden zerstört zurück und bettelte Sylvère an, er möge mir einen Ratschlag geben. Doch obwohl seine theoretische Seite fasziniert davon ist, wie diese Korrespondenz, diese Liebesaffäre mich sexualisiert und verändert hat, sind all seine anderen Seiten wütend und vollkommen durcheinander. Kann ich es ihm also verübeln, dass er wie ein Billigtherapeut antwortete? »Du lernst es einfach nicht!«, sagte er. »Du suchst einfach immer weiter nach Zurückweisung! Es ist immer dasselbe Problem mit dir und den Männern!« Doch ich bin überzeugt, dass dieses Problem viel größer ist und vor allem kultureller.

Am Montagabend sahen wir großartig aus zusammen, als wir die Bar Ace of Diamonds betraten. Beide waren wir groß und magersüchtig, und unsere Jacken passten zueinander. »Hier kommt die Mod-Gang«, sagte der Barkeeper. Alle Stammgäste sahen von ihrem Bier auf. Wahnsinnig komisch. Du bist ein Mod, und ich bin eine Modernistin. »Kann ich dir einen ausgeben?« – »Klar.« Und dann befand ich mich plötzlich wieder im Jahr 1978 im Nightbirds, trinkend-rauchend-flirtend, mit meinem damaligen Freund Ray Johannson Pool spielend, ohne überhaupt wirklich hinzusehen.

Hahaha. »Du kannst nicht auf dem Billardtisch sitzen! Beide Füße müssen auf dem Boden sein!« Innerhalb von Minuten hatten wir die ganze Übereinkunft einer erwachsenen Neutralität über Bord geworfen, die wir uns in der Sushibar erarbeitet hatten. Du flirtetest mit mir, alles schien möglich. Zurück zur britischen Höflichkeit.

Später, mit fest geschlossenen Beinen unter einem dieser winzigen Bartische, sprachen wir wieder einmal über unseren Lieblingsgeist, David Rattray. Und ich wollte erklären, wie viele Male ich mich in all den Jahren, in denen er auf Alkohol und Heroin war, nachsichtig gegenüber seinem schlechten Benehmen gezeigt hatte; wie er immer größer und größer wurde, während seine Frau immerzu zur Stelle war und schrumpfte, bis sie beinahe verschwunden war. »Er war ein Teil der Generation, die Frauenleben zerstörte«, sagte ich zu dir. »Aber das war doch nicht nur seine Generation«, entgegnetest du. »Männer ruinieren nach wie vor Frauenleben.« Und damals antwortete ich nicht, hatte keine Meinung, nahm es einfach hin.

Doch letzten Mittwoch, um drei Uhr morgens, schrak ich mit einem Mal aus dem Schlaf hoch, griff nach meinem Laptop. Mir war klar geworden, dass du recht gehabt hattest.

»J'ACCUSE«, (begann ich zu tippen), »Richard Schechner.«

Richard Schechner ist Professor für Performance Studies an der New York University, Autor von *Environmental Theatre* und mehreren anderen Büchern über Anthropologie und Theater sowie Herausgeber der Zeitschrift *The Drama Review*. Er war einer meiner Schauspiellehrer. Und um drei Uhr morgens letzten Mittwoch wurde mir mit einem Mal klar, dass Richard Schechner mein Leben zerstört hatte.

Und deshalb nahm ich mir nun also vor, diesen ätzenden Rundumschlag niederzuschreiben und ihn überall in Richards Nachbarschaft und rund um die NYU an die Wände zu kleistern. Ich nahm mir vor, dieses Projekt der Künstlerin Hannah Wilke zu widmen. Weil nämlich zu ihren Lebzeiten Hannahs enormer Wille, all das, was sie belastete, zu einem Thema ihrer Kunst zu machen, einerseits schrecklich peinlich schien; während mir nun andererseits um drei Uhr morgens dämmerte, dass Hannah Wilke ein Modell für alles ist, das ich zu tun erhoffte.

»J'accuse RICHARD SCHECHNER, der mit seiner amateurhaften SCHLAFENTZUG-GESTALTTHERAPIE und mit SEXUELLEN MANIPULATIO-NEN versuchte, kontrollierenden Einfluss auf das Bewusstsein einer Gruppe von zehn Studierenden in Washington, D. C. auszuüben.«

Nun, so wollte ich es machen. Und in diesem Moment glaubte ich an diesen Plan so sehr wie an den, den Sylvère und ich eines Nachts auf der 7th Street geschmiedet hatten, als ich so depressiv war, und er bereit dazu, mit mir einen Selbstmordversuch zu unternehmen. Wir tranken beide etwas Wein und nahmen zwei Percocets und beschlossen, Kapitel 73 von Julio Cortázars Buch *Rayuela. Himmel-und-Hölle* auf deinen Anrufbeantworter zu lesen. »Ja, aber wer wird uns heilen von dem tauben Feuer, dem Feuer ohne Farbe, das durch die Rue de la Huchette läuft [...].« Damals schien uns das so mutig, so angemessen und einfallsreich, doch Dick: Wie das oft bei Konzeptkunst ist, wird auch das Delirium ziemlich schnell ziemlich referenziell –

Bei Richard Schechners Aborigine-Traumzeit-Workshop in Washington, D. C. waren er und ich die einzigen in der Gruppe, die vor Tagesanbruch aufstanden. Wir tranken Kaffee, teilten uns die *Post* und die *New York Times* und sprachen über Politik und das Zeitgeschehen. So wie wir, war auch Richard irgendwie politisch, und in jener Gruppe war ich die einzige andere, die sich für die Nachrichten interessierte. Ich war eine *ernsthafte junge Frau*, bucklig und introspektiv, ich rannte zur Bibliothek, um Bücher über die Aborigines auszuleihen – war aber zu dumm, um in jener Situation zu begreifen, dass es überhaupt gar nicht um die Aborigines ging.

Richard schienen unsere Morgengespräche über Brecht und Althusser und André Gorz durchaus zu gefallen, doch später brachte er die Gruppe gegen mich auf, weil ich zu vergeistigt sei und mich wie ein Junge verhielte. Und waren all diese leidenschaftlichen Interessen und Überzeugungen nicht lediglich Ausflüchte, um einer sehr viel größeren Wahrheit zu entgehen, nämlich der Existenz meiner Fotze? Ich bin ein unschuldiger, geschlechtsloser Freak, weil ich nämlich im Gegensatz zu Liza Martin – die ein solches Schnuckelchen war, dass sie sich weigerte beim Kundalini-Yoga ihre Plateauschuhe auszuziehen – noch nicht auf den Trick gekommen war, wie man Sex möglichst geschickt zum Einsatz bringt.

Und nun also, in der Nacht der gefährlichen Reise, machte ich mich auf den Weg nach Downtown, um mich in einer Oben-ohne-Bar auszuziehen. Shake shake shake. In ebenjener Nacht beschloss die übergewichtige, spießige, schizophrene Marsha Peabody, die Richard in die Gruppe gelassen hatte, weil die Schizophrenie, genau wie die Traumzeit der Aborigines, das Kontinuum zwischen Raum und Zeit einreißt, ihre Tabletten nicht mehr zu nehmen. Richard verbrachte die Nacht der gefährlichen Reise auf dem Football-Feld hinter den Umkleidehäuschen, wo er sich von Maria Calloway einen blasen ließ. Maria gehörte nicht zu unserer Gruppe. Sie war den ganzen langen Weg von New York aus hergekommen, um bei Richard Schechner zu studieren, doch dann war sie in Leahs »Körper/Klang«-Workshop abgeschoben worden, weil sie als Performerin nicht »gut genug« war. Am nächsten Tag verschwand Marsha, und niemand fragte nach ihr oder sollte jemals wieder von ihr hören. Richard ermutigte mich und Liza Martin, in New York zusammenzuarbeiten. Ich gab mein billiges Apartment auf und zog in Lizas Loft in Tribeca, tanzte mehrmals die Woche oben ohne, um die Miete bezahlen zu können. Ich erkundete die Kluft zwischen Denken und Sex, so dachte ich jedenfalls, und ließ Anwälte an meiner Muschi riechen, während sie sich unterhielten. Dies ging

ein paar Jahre lang so, und Dick: Mittwochabend wachte ich auf, und mir wurde klar, dass du recht hattest. Männer ruinieren *noch immer* Frauenleben. Nun, da ich 40 werde – kann ich den Geist meines jüngeren Selbst noch rächen?

Sich selbst zu sehen als die, die man vor zehn Jahren war, kann in der Tat sehr merkwürdig sein.

Am Donnerstagnachmittag ging ich rüber zu Film Video Arts auf dem Broadway, um die Videoaufnahme von *Reading From The Diaries of Hugo Ball* zu kopieren, einer Performance, die ich 1983 aufgeführt hatte.

Obwohl er als der erinnert wird, der im Jahr 1916 im Zürcher Cabaret Voltaire Dada »erfand«, war Ball eigentlich nur zwei Jahre lang künstlerisch aktiv. All die anderen Jahre waren zerfasert, ruhelos. Er war Schauspielstudent, Fabrikarbeiter, Zirkusaufseher, Journalist für eine linke Wochenzeitung und Amateurtheologe, der über die »Hierarchie der Engel« schrieb, bevor er im Alter von 41 Jahren an Magenkrebs starb. Ball und seine Partnerin Emmy Hennings, eine Cabaret-Darstellerin, Puppenmacherin, Romanautorin und Dichterin, reisten 20 Jahre lang kreuz und quer durch die Schweiz und Deutschland, unablässig ihre verschiedenen Überzeugungen und Einstellungen zurücknehmend und revidierend. Sie hatten keine festen Einnahmeguellen. Sie zogen in Europa herum auf der Suche nach der perfekten Basis mit günstiger Miete, wo sie billig leben und in Ruhe arbeiten konnten. Sie brachen mit Tristan Tzara, weil sie seinen Hang zum Karrierismus einfach nicht begreifen konnten - warum sollte man sein Leben damit verbringen, nur einem einzigen Gedanken nachzugehen? -, und wären nicht Balls Tagebücher veröffentlicht worden, Die Flucht aus der Zeit, so hätten sich die Spuren ihres Lebens wohl vollends verloren

Wir warten auf ein letztes Abenteuer Was kümmert uns der Sonnenschein? Hochaufgetürmte Tage stürzen ein Unruhige Nächte – Gebet im Fegefeuer.

Wir lesen auch nicht mehr die Tagespost Nur manchmal lächeln wir still in die Kissen, Weil wir alles wissen, und gerissen Fliegen wir hin und her im Fieberfrost.

Mögen Menschen eilen und streben Heut fällt der Regen noch trüber Wir treiben haltlos durchs Leben Und schlafen, verwirrt, hinüber ...

Emmy Hennings schrieb dieses Gedicht im Jahr 1916, und Dick, als meine Freunde und ich im East Village in New York lebten, war die Entdeckung so unglaublich aufregend, dass es in der Vergangenheit solche Menschen wie Ball und Hennings gegeben hatte, die ohne jede Anerkennung oder Karrierepläne einfach nur Kunst machten.

Über die beiden zu lesen, hat mir das Leben gerettet, und um also die *Tagebücher* aufführen zu können, lud ich die neun interessantesten Menschen, die ich kannte, dazu ein, Balls und Hennings' Schriften nach Stellen zu durchkämmen, von denen sie selbst sich am besten beschrieben fühlten. Da waren die Dichter Bruce Andrews, Danny Krakauer, Steve Levine und David Rattray. Da waren die Performance-Künstlerinnen Lenora Champagne und Linda Hartinian, die Schauspielerin Karen Young, der Kunstkritiker Gert Schiff und ich.

Und weil inzwischen drei dieser Leute tot sind, und weil ich kürzlich Mick Taussigs Beschreibung von Ball in seinem Buch *The Nervous System* (in dem Taussig das Fehlen dadaistischer Frauen zwar bedauert, sich allerdings auch keine große Mühe gibt, nach welchen zu suchen – Lieber Dick, lieber Mick, ich bin nur Amateurin, doch ich habe drei gefunden: Emmy Hennings, Hannah Höch und Sophie Taeuber-Arp) gelesen habe, wollte ich mir das Stück noch einmal ganz genau ansehen.

Als Initiatorin des Stücks spielte ich die Rolle der Gastgeberin, des Tourguides, indem ich meinen Freunden Gelegenheit gab, zu sprechen und expositorische Löcher zu stopfen. Zu diesem Zweck stahl ich die Figur der Gabi Teichert, eine deutsche Geschichtslehrerin an einem Gymnasium, die Alexandra Kluge für *Die Patriotin*, den Film ihres Bruders, geschaffen hatte. Weil sie in der Gegenwart unglücklich ist, beschließt Gabi Teichert, die gesamte deutsche Geschichte auszugraben, um herauszufinden, was genau eigentlich schiefgelaufen ist. Auch ich war unglücklich. Und solange wir uns unserer Geschichte nicht stellen, so dachte sie, so dachte auch ich, kann sich ja nichts ändern.

Um in die Rolle hineinzufinden, trieb ich einen angemessenen, mit winzigem Strass besetzten Tweed-Rock auf und eine langärmelige Spitzenbluse: ein Kostüm, das mich an ein arkanes Stereotyp erinnerte, an den *intellektuellen Hippie-Highschool-Lehrer*, an sie, an mich.

Am Donnerstagnachmittag stand ich also im Kopierraum von Film Video Arts herum und sah mir selbst mit 28 Jahren als Gabi Teichert zu: eine Vogelscheuche mit schlechtem Haar, schlechter Haut, schlechten Zähnen, unter der Last all dieser Information gekrümmt, jedes einzelne Wort eine Anstrengung, die sich jedoch lohnte, weil es einfach so viel zu sagen gab.

Sich in einer Rolle selbst zu spielen, ist äußerst merkwürdig. Die Kleidung, die Worte stoßen einen in namenlose Gegenden hinein, und dann dehnt man sie vor anderen Leuten weiter aus, live.

Chris/Gabi war eine Katastrophe, persönlichkeitslos, sie versuchte, sich im Sprechen zu verlieren. Ihre Augen waren offen, doch voller Angst, starr und leer, und sie wusste nicht, ob sie nun hineinoder hinausschauen sollte. Während der Proben hatte Chris angefangen, sadomasochistischen Sex mit der Downtown-Manhattan-Lichtgestalt Sylvère Lotringer zu haben. Dazu kam es etwa zweimal die Woche zur Mittagszeit, und es war äußerst verwirrend. Chris betrat Sylvères Loft in der Front Street, nachdem sie einige Besorgungen auf der Canal Street erledigt hatte. Sie wurde in Sylvères Schlafzimmer gescheucht, Wände voller Bücher und afrikanischer Wasserbeutel und Peitschen, und er stieß sie, noch angezogen, auf das Bett hinunter. Er hielt sie fest, quetschte ihre Titten so lange, bis sie kam. Nie ließ er sich von ihr berühren, oftmals fickte er sie nicht einmal, und nach einer Weile dachte sie nicht länger darüber nach, wer dieser Mensch überhaupt war, sondern drehte sich auf seinem Bett tiefer und tiefer durch Zeittunnel in Kindheitserinnerungen hinein. Liebe und Angst und Glamour. Als sie seine Bücher durchstöberte, wurde ihr beim Lesen einiger der Widmungen klar, dass sie es mit ziemlich harter Konkurrenz zu tun hatte: »Für Sylvère, den besten Ficker der Welt (jedenfalls soweit ich weiß). Alles Liebe, Kathy Acker.« Dann aßen sie Muschelsuppe und sprachen über die Frankfurter Schule. Dann begleitete er sie zur Tür ...

Wen oder was stellte Chris nun eigentlich dar? Als Gabi Teichert war sie ein Gemälde der *ernsthaften jungen Frau*, die aus der Spur geraten und exponiert war, allein, androgyn. Sie befand sich auf der Bühne zwischen den Dichter-Männern, die das Denken darstellten, und den Schauspiel-Frauen, die sich selbst darstellten. Sie war nicht schön, so wie die Frauen. Anders als die Männer besaß sie keinerlei Autorität. Während ich Chris/Gabi zusah, hasste ich beide und wollte sie beschützen. Warum konnte der Under-

ground – die Welt also, in der ich mich seit meiner Teenagerzeit herumgetrieben hatte – diesen Menschen nicht einfach in Ruhe lassen?

»Du bist nicht schön, doch sehr intelligent«, sagt der mexikanische Gigolo in dem Film *A Winter Tan* zu der 38-jährigen jüdischen Heldin aus New York. Und natürlich weiß man in diesem Moment ganz genau, dass er sie töten wird.

Alle sexuellen Handlungen waren Formen der Degradierung. Einige wahllose Erinnerungen: East 11th Street, im Bett mit Murray Groman: »Schluck dieses Ding, bis du erstickst.« East 11th Street, im Bett mit Gary Becker: »Dein Problem ist, dass du so oberflächlich bist.« East 11th Street, im Stehen gegen die Wand gedrückt, mit Peter Baumann: »Du törnst mich nur dann an, wenn ich mir vorstelle, du seist eine Hure.« 2nd Avenue, in der Küche, Michael Wainwright: »Ehrlich gesagt verdiene ich hübschere, gebildetere Freundinnen.« Was soll man mit der ernsthaften jungen Frau (kurze Haare, flache Schuhe, der Körper leicht gebeugt, der Kopf fliegt hin und her zwischen den Büchern, die sie gelesen hat) nur anfangen? Man prügelt sie, fickt sie in den Arsch und behandelt sie wie einen Jungen. Die ernsthafte junge Frau suchte überall nach Sex, doch wenn sie welchen fand, erwies er sich als Zersetzungsübung. Was trieb diese Männer nur an? Rief sie etwa Hass in ihnen hervor? Fühlten sie sich in irgendeiner Form dazu herausgefordert. die ernsthafte junge Frau in eine Femme zu verwandeln?

2. Die Geburtstagsfeier

Inside out
Boy, you turn me
Upside down and
Inside out

– Disco-Song aus den späten 70ern

Über Joseph Kosuths Party zu seinem 50. Geburtstag im Januar berichtete die *New York Post* am nächsten Tag auf Seite 6. Und alles war ganz genau so perfekt, wie es dort beschrieben wurde: ungefähr 100 Gäste – genug, um den Saal zu füllen, aber nicht zu viele, als dass wir uns nicht alle für Eingeweihte halten konnten, für Auserwählte. Joseph und Cornelia und ihr Kind waren gerade aus Belgien eingetroffen. Marshall Blonsky, einer von Josephs engsten Freunden, hatte die Party gemeinsam mit Josephs Assistenten wochenlang geplant.

Sylvère und ich fuhren aus Thurman hinunter. Ich setzte ihn außerhalb des Lofts ab, parkte den Wagen und kam bei Joseph im exakt selben Moment an wie eine andere Frau, die ebenfalls allein hineinwollte. Wir nannten Josephs Portier unsere Namen. Wir standen beide nicht auf der Liste. »Schau mal unter Lotringer«, sagte ich. »Sylvère.« Und, na klar, ich war Sylvère Lotringers »und Begleitung«, und sie war das »und Begleitung« von irgendjemand anderem. Als wir im Fahrstuhl hinauffuhren, unterwegs unser Make-up, unsere Kragen, unser Haar überprüften, flüsterte sie: »Das Letzte, was ich will, bevor ich in so etwas hineingehe, ist das Gefühl, nicht eingeladen zu sein«, und wir lächelten und wünschten einander Glück und gingen an der Garderobe unserer Wege. Doch Glück war etwas, das ich gar nicht unbedingt zu brauchen schien, weil ich keinerlei Erwartungen hatte. Dies waren Josephs Party und Josephs Freunde, Leute (zumeist Männer, außer einigen Kunsthändlerinnern und uns, die wir als »und Begleitung« da waren) aus dem Kunstbetrieb der frühen 80er, also ging ich davon aus, dass ich gönnerhaft behandelt und ignoriert werden würde.

An dem einen Ende des Lofts gab es die Drinks, Dinner am anderen. David Byrne schlenderte durch den Raum, und unter seiner prachtvollen Pelzmütze war er so groß wie ein Maurenkönig. Ich stand neben Kenneth Broomfield an der Bar und sagte ganz unverbindlich Hallo. Er zischte und wandte sich ab. Mit noch engerem

Griff um das Scotch-Glas, so stand ich da in meinem dunkelgrünen japanischen Wollkleid, High Heels und Make-up ... Sieh an! Da ist ja Marshall Blonsky. Marshall grüßt mich an der Bar und sagt, dass er sich nun, wo er mich hier trifft, an die Party erinnert fühlt, auf die wir etwa acht Jahre zuvor gegangen waren, als Marshall und ich noch ein Paar waren. Und natürlich erinnerte er sich, weil es nämlich Xavier Fourcade gewesen war, der die Party in seinem Haus in Sutton Place geschmissen hatte, um die Veröffentlichung von Marshalls erstem Buch zu feiern. Es war später Winter gewesen, Frühlingsanfang, Wassermann oder Fische, und ich erinnere mich an Gäste, die an den Caterern und anderen Angestellten vorüberstolperten, um auf der weiten grünen Rasenfläche voller Narzissen herumzuspazieren, die uns vom Fluss trennte. David Salle war da, Umberto Eco war da, außerdem ein ganzer Stall von Fourcades Models und einem Kritiker der New York Times.

Damals wohnte ich in einer Mietskaserne auf der 2nd Avenue und brachte mir als Notfallplan Zaubersprüche bei. Würde ich Marshall Blonskys perfektes Date sein können? Ich hatte es aufgegeben, so sexualisiert wie Liza Martin aufzutreten, doch ich war zierlich, dünn, mit einem neuseeländischen Akzent, der sich in etwas verlor, das vage nach dem der gehobenen Mittelklasse aus dem Nordosten der USA klang. Vielleicht ließ sich damit ja etwas anstellen? Ich hatte längst genug gelesen, dass niemandem auffiel, dass ich nie studiert hatte. Marshall und ich waren einander von unserer gemeinsamen Freundin Louise Bourgeois vorgestellt worden. Ich liebte sie, und er war fasziniert von ihrem eisernen Willen und stetig wachsenden Ruhm. »Es ist die Sublimierungsfähigkeit, die einen zum Künstler macht«, erklärte sie mir einmal. Und: »Du kannst eigentlich nur hoffen, einen Kritiker oder Akademiker zu heiraten. Andernfalls wirst du verhungern.« Und um mich vor der Armut zu bewahren, hatte Louise mir zu diesem Anlass das perfekte Kleid geschenkt: ein gerade geschnittenes Woll-Bouclé, ein kürbisfarbenes Hemdkleid von historischer Bedeutung. Es war das Kleid, das sie getragen hatte, als sie Robert Rauschenberg zu seiner allerersten Vernissage auf der East 10th Street begleitet hatte ... Die meisten von Marshalls Freunden waren Männer – Kritiker, Psychoanalytiker, Semiotiker. Es gefiel ihm, dass er mit mir im Raum herumlaufen konnte und ich für sie performte, indem ich zuhörte, in ihren jeweils eigenen Fachsprachen Witze riss, die Unterhaltung immer wieder zurück auf Marshalls Buch brachte. So *Nouvelle Vague* ... Nichts zu wiegen, knabenhaft zu sein, auf äußerst hübsche Weise einen Scheißdreck auf alle Regeln und Institutionen zu geben – ich war ein sprechender Hund, ohne die Trostlosigkeit, eine Haltung verteidigen zu müssen.

Lieber Dick, es verletzt mich, dass du mich für »unaufrichtig« hältst. Nick Zedd und ich wurden gemeinsam vom englischen Fernsehen zu unseren Filmen interviewt. Alle in Neuseeland, die die Sendung gesehen hatten, erzählten mir, dass Nick ihnen besser gefallen habe, weil er aufrichtiger gewesen sei. Nick stand für nur eine einzige Sache, für eine gerade, eindeutige Linie: Whoregasm, East Village Blut-und-Porno, und ich stand für viel mehr. Und-und-und. Und bedeutet Aufrichtigkeit letztlich nichts anderes als die Verweigerung der Komplexität? Du als Johnny Cash, der mit seinem Thunderbird ins Heart of Light hineinfährt. Was mir die Lust am Feminismus der Experimentalfilmwelt verdorben hat, ganz abgesehen von all den sterbenslangweiligen Jacques-Lacan-Lesegruppen, war seine so aufrichtige Auseinandersetzung mit dem Dilemma des hübschen Mädchens. Als hässliches Mädchen betraf mich das nicht sonderlich. Und hatte Donna Haraway dieses Problem nicht ein für alle Mal gelöst, indem sie erklärte, dass alle gelebte weibliche Erfahrung nichts anderes als eine einzige Improvisation sei und vollkommen unecht, sodass wir uns selbst als Cyborgs begreifen sollten? Die Tatsache bleibt: Du bist ganz allein in die Wüste hinausgezogen, um dein Leben zu entrümpeln. Du

stehst der Ironie skeptisch gegenüber. Du suchst nach einer Art, dein Leben zu leben, von der du überzeugt sein kannst. Ich beneide dich dafür.

Jane Bowles beschrieb die Frage der Aufrichtigkeit in einem Brief an ihren Mann Paul, den »besseren« Autor:

August, 1947:

Liebster Bupple,

je länger ich mich damit beschäftige, [...] desto isolierter fühle ich mich im Vergleich zu anderen Autoren, die ich für ernsthaft und aufrichtig halte. [...] Ich füge diesen Artikel mit dem Titel »Anciens et nouveaux héros« von Simone de Beauvoir an. Lies die Seiten 121 und 123. Hier geht es um das, was ich im Grunde schon die ganze Zeit gedacht habe, und es ist weiß Gott schwierig genug, so zu schreiben, wie ich schreibe, und dennoch so zu denken wie alle anderen. Mit diesem Problem wirst du dich niemals auseinanderzusetzen haben, weil du immer schon ein wahrhaft isolierter Mensch gewesen bist, weshalb alles, was du jemals schreiben wirst, gut sein wird, weil es wahr sein wird, was bei mir nicht der Fall ist [...]. Du erhältst immer sofort sämtliche Anerkennung, weil das, was du schreibst, in einer wahrhaftigen Verbindung zu dir selbst steht, und das ist für die äußere Welt jederzeit erkennbar. [...] Bei mir, wer weiß das schon? Wenn man, so wie ich, nur zu einer aufrichtigen Herangehensweise ans Schreiben fähig ist, so ist das fast schon mehr, als sich ertragen lässt, ohne unablässig die eigene Aufrichtigkeit anzuzweifeln [...].

Die Lektüre von Jane Bowles Briefen machte mich nur noch wütender und trauriger als alles, was mit dir zu tun hatte. Weil sie ganz einfach so brillant war, und sie war bereit, es einfach einmal anzugehen – und die Wahrheit über ihr schwieriges und widersprüch-

liches Leben zu berichten. Und weil sie es richtig anging. Obwohl sie, ähnlich der Künstlerin Hannah Wilke, zu Lebzeiten kaum jemanden fand, der ihrer Meinung gewesen wäre. Du bist der Cowboy, ich bin der Itzig. Unerschütterlich und wahr, schwer zu fassen und verschlagen. Wir sind nichts anderes als unsere Lebensumstände. Warum ist es so, dass Männer zu Essentialisten werden, insbesondere im mittleren Lebensalter?

Und auf Josephs Party steht die Zeit still, und wir können alles noch einmal tun. Marshall geht zu zwei Männern in Anzügen hinüber, einem Lacanianer und einem Weltbanker von der UNO. Wir sprechen über Microsoft und Bill Gates und über Timothy Learys Brunches in L. A., bis eine große und makellos bezaubernde WASP-Frau zu uns stößt, woraufhin das Gespräch von den Witzen über Zins- und Übertragungsraten ablässt, um Platz für sie zu machen ...

(Während ich das hier schreibe, komme ich mir sehr hoffnungslos vor und habe große Angst.)

Später hält Marshall eine akademische Geburtstagsrede auf Joseph, an der er den ganzen Abend über herumgekritzelt hatte. Und Glenn O'Brien, der wie Steve Allen am Klavier aussieht, trug einen witzigen, gescatteten Sprechgesang über Josephs legendäre Frauengeschichten vor und über Wohlstand und Kunst. Alle klatschen, lachen, *Camp* und dennoch ernsthaft und versoffen wie in dem Film *The Girl Can't Help It.* – Männer in Anzügen, die Fernseh-Beatniks spielen, doch wo ist hier Jayne Mansfield als das Bauernopfer? Dann spielten David Byrne und John Cale Klavier und Gitarre, und die Leute tanzten.

Sylvère betrank sich und stichelte gegen Diego, es ging um irgendetwas Politisches, und Diego regte sich auf und schüttete Sylvère seinen Drink ins Gesicht. Und Warren Niesłuchowski war da und John und Anya. Später marschallte Marshall einen Haufen kleiner Männer – den Banker, den Lacanianer und Sylvère – ins Kartenspielzimmer, um dort Scotch zu trinken und über den Ho-

locaust zu sprechen. Die vier sahen aus wie das berühmte Samtgemälde mit kartenspielenden Hunden.

Und es wurde spät, und irgendwer legte irgendeine alte Discomusik auf, und alle, die jung genug waren, um diese Songs damals noch nicht gehört zu haben, standen auf und tanzten. Funky Town, The Freak ist Chic und Upside Down ... – die Songs, die in Oben-ohne-Bars in den späten 70ern liefen, während all diese Männer sich gerade anschickten, berühmt zu werden. Während ich und meine Freundinnen für unsere Mieten aufkamen und für unsere Ausstellungen bezahlten und uns mit den »Problemen unserer Sexualität« auseinandersetzten, indem wir ihnen nächtelang in Oben-ohne-Bars unsere Brüste vor die Nase hielten.

Gabi Teicherts Leben war sehr schwer.

Sie schlief und aß kaum, sie vergaß, sich die Haare zu kämmen. Je mehr sie lernte, desto schwerer wurde es, zu sprechen oder sich nur irgendeiner Tatsache wirklich sicher zu sein. Die Leute hatten Angst vor ihr. Sie verlernte, wie sie ihre Klassen zu unterrichten hatte. Sie wurde zu der Verkörperung jenes Wortes, das die Leute benutzen, um schwierigen und getriebenen Frauen alles Schwere und alle Bedeutung zu nehmen: Gabi Teichert war »schrullig«.

An Silvester 1977 schneite es in Deutschland sehr stark. Gabi Teichert lud mehrere ihrer Freundinnen ein, um den Anlass zu begehen. Die Kamera hält Abstand, kreist um den Tisch mit trinkenden, rauchenden, lachenden, redenden Frauen. Das hier ist das Glück. Eine leuchtende Insel in der verschneiten Nacht. Eine richtige Kabale.

Heute habe ich Geburtstag, und ich bin nach Garnet Lake rausgefahren. So weit im Norden des Staates New York ist der März die launischste, trübsinnigste Jahreszeit. Die funkelnde Kälte des Februars wird unbeständig. Das Wasser in den Flüssen und Bächen beginnt, sich unter dem schmelzenden Eis zu bewegen: Steht man

draußen, kann man es rauschen hören. Die Sturmfluten des Frühlings. Doch der Himmel ist vollkommen grau, und alle wissen, dass der Schnee mindestens bis Ende April liegen bleiben wird. Das Wetter ist trostlos, leicht reizbar. Ich fuhr hinaus durch Thurman, Kenyontown, an dem »abgebrannten Laden« (einem regionalen Wahrzeichen und epistemologischen Witz - wollte man ihn witzig finden, hätte man vor 20 Jahren hier sein müssen, als der Laden noch stand) vorbei, und an der Methodistenkirche und dem Schulhaus, wo die einheimischen Kinder zwischen fünf und 17 noch bis vor gar nicht allzu langer Zeit zu Fuß und mit dem Pferd aus einem Umkreis von bis zu 13 Kilometern zusammenkamen. »Was ist für Sie die größte Leistung Ihres Lebens?«, fragte ein Teenager aus der Thurman Youth Group George Mosher, einen 72-jährigen Trapper, Bauern, Handwerker und Baumfäller. »Hier geblieben zu sein«, sagte George. »Kaum dreieinhalb Kilometer entfernt von meinem Geburtsort.« Lieber Dick, die südlichen Adirondacks lassen einen das mittlere Lebensalter begreifen.

Auf dem Garnet Lake draußen saßen zwei Eisfischer, die dünnen, gefleckten Fisch angelten, Hecht oder Makrele. Mit offenem, langem, schwarzem Mantel, der durch den Schnee schliff, ging ich einmal um den See herum. Als ich zwölf war, begriff ich erstmals, dass es durchaus möglich war, ein interessantes Leben zu leben. Gestern, als ich Renee drüben in ihrem Wohnwagen anrief, um herauszufinden, ob ihr Bruder Chet womöglich vorbeikommen und meine Küchenrohre entfrosten könne, sagte sie: »Klar doch. Aber ich kann jetzt grade noch nichts ausmachen, weil ich high bin.«

In allen Büchern über Margaret Fuller, einer neuenglischen Transzendentalistin aus dem 19. Jahrhundert, wird uns diese Geschichte über sie und den schottischen Schriftsteller Thomas Carlyle erzählt. Mit 35 rannte sie weg, schloss sich der liberalen Revolutionsbewegung in Italien an und verliebte sich in Giovanni Ossoli. »Ich akzeptiere das Universum«, schrieb Margaret Fuller in

einem Brief, der mit italienischem Poststempel versehen ist. »Nun, das sollte sie auch«, kommentierte Carlyle, als er davon hörte. Auf ihrem Floß trieb sie immer weiter und weiter hinaus auf das Kaspische Meer. Heute fahre ich nach New York.

In Liebe Chris

14. 3. 95 East Village

LD,

heute Nachmittag habe ich mir die R.-B.-Kitaj-Ausstellung im Met angesehen. Kitaj ist ein Maler, der dir vielleicht vertraut ist, weil er so viele Jahre in London gelebt hat.

Ich bin hingegangen, weil meine Freundin Romy Ashby es mir empfohlen hatte. Ihr hatte die Kohlezeichnung von zwei fickenden schwarzen Katzen (My Cat and Her Husband, 1977) besonders gut gefallen. Die Ausstellung wurde letztes Jahr, als sie in London eröffnet wurde, von sämtlichen Kritikern mit ziemlich schwachen Argumenten niedergemacht. Kitaj folgte Arnold Schönberg, als er erklärte: »Ich habe schon vor langer Zeit beschlossen, Jude zu sein. [...] Ich halte das für sehr viel wichtiger als meine Kunst.« Und sein Werk wurde mit allen möglichen Begriffen belegt, die auch auf Juden angewandt werden: »abstrus, prätentiös«; »oberflächlich, falsch und narzisstisch«; »hermetisch, trocken und lebensfern«; »schwierig, obskur, aalglatt, unterste Schublade«. Viel zu sehr im Dialog mit der Literatur und dem Denken, um nur Maler zu sein, wurde Kitaj als »schrulliger Bibliophiler« bezeichnet, der »insgesamt zu poetisch und anspielungsreich [...], ein wenig zu literarisch für sein eigenes Wohl« arbeite.

Eigentlich kann man sich ja kaum wirklich vorstellen, warum Kitaj auf diese Weise kritisiert wurde. Seine Gemälde haben ein bisschen was von Francis Bacon, ein bisschen was von Degas, sie sind ein bisschen Pop-Art, doch vor allem handelt es sich bei ihnen um Studien. Ein Gedanke wird bis auf eine bestimmte Tonhö-

he beschleunigt, wo er sich in reines Gefühl verwandelt. Anders als die Abstrakten Expressionisten oder die Pop-Künstler, mit denen er zu seinem Nachteil verglichen worden ist, sind Kitajs Gemälde niemals nur ein einzelnes Statement oder etwas Transzendentales. Es scheint so, als sei er sich dessen bewusst, dass er der *letzte überlebende Humanist* ist, der die Malerei als Feld verwendet, auf dem er Ideen jonglieren kann, die nicht wirklich aufgehen. Anders als die Maler der 50er, deren Arbeiten die Disjunktion zelebrieren, sind sich Kitajs Gemälde solcher Disjunktionen zwar durchaus bewusst, beklagen sie jedoch zugleich. Melodien schweben über einer Café-Terrasse, die eine ganz andere Welt evoziert. Walter Benjamin, Haschisch rauchend in Marseille, um die subtilen Freuden seiner eigenen Gesellschaft zu genießen. Eine intellektuelle Strenge, die die Möglichkeit der Nostalgie gestattet.

Im Paris der späten 50er durchlitten gesellschaftlich aufstrebende Ghettojuden wie Sylvère Lotringer ein schreckliches Dinner-Party-Dilemma: Sollten sie nun die Tatsache verkünden, dass sie Juden sind, nur um auf diese Weise antisemitische Beleidigungen und Witze zu provozieren und auch noch beschuldigt zu werden, »es« auf arrogante Weise »zur Schau zu stellen«? Oder sollten sie nichts sagen und deshalb beschuldigt werden, »es« auf verschlagene Weise »zu verheimlichen«? Kitaj, der aalglatte Itzig, ist niemals nur eine einzige Sache, und deshalb sind die Leute überzeugt davon, dass er sie täuscht.

Es amüsierte mich, dass Kitaj sich dazu hat verleiten lassen, eine »Exegese« seiner Kunst zu schaffen und jedem seiner Gemälde einen Text gegenüberzustellen. Die »Exegese«: die Suche der Verrückten nach dem Beweis, dass sie nicht verrückt sind. »Exegese« ist das Wort, das ich benutzt habe, um zu versuchen, mich dir zu erklären. Habe ich dir eigentlich gesagt, Dick, dass ich darüber nachdenke, all diese Briefe *Der Cowboy und der Itzig* zu nennen? Wie auch immer, ich hatte das Gefühl, die Ausstellung sehen zu

müssen. Die Ausstellung wurde vom Met mit einer Unmenge von Erläuterungen versehen, die wohl dazu dienen sollten, Kitaj noch weiter von seinen Betrachtern und Zeitgenossen zu distanzieren. Kuratorische Aufregung gepaart mit antizipatorischem Unbehagen: Wie soll man dieses »schwierige« Werk zugänglich machen? Indem man uns den Künstler als liebenswürdigen Freak vorstellt.

Wenn man die Ausstellung betritt, begegnet man sogleich der ersten einer ganzen Reihe von riesigen Tafeln, die Kitajs merkwürdige Karriere erläutern. Ein rührseliges Tuschportrait des noch nicht verstorbenen Künstlers hängt neben einem Text, der biografische Meilensteine erläutert. Kitaj wuchs in Troy im Staat New York auf und rannte im Alter von 16 Jahren von zuhause weg, um Matrose bei der Handelsmarine zu werden. Er meldete sich zur Armee, studierte dann mit Unterstützung der »G.I. Bill« Kunst in Oxford. Nach seinem Studium zog er nach London, malte, stellte aus. Nach dem unerwarteten Tod seiner ersten Frau im Jahr 1969 malte Kitaj mehrere Jahre lang nicht mehr. Diese Tatsache wird mit unverhohlen erstaunter Überraschung präsentiert. (Warum eigentlich ist jedes einzelne Leben, das von der gesellschaftlichen Norm – von der Highschool zu einem B.A. an der Ostküste, gefolgt von einem M.F.A. an einer kalifornischen Kunsthochschule, gefolgt von einem fröhlich regelmäßigen Fluss an Kunstproduktion – abweicht, so merkwürdig singulär geworden?)

Die Tafeln im zweiten Raum unterstreichen Kitajs Sonderbarkeit noch weiter. Er ist ein »unersättlicher Leser von literarischen und philosophischen Texten«, ein »Bibliophiler«. Die Fakten seines Lebens werden so knapp skizziert, dass sie ihn exotisieren, mythisieren. Der Text verrät uns, dass wir den Künstler, obwohl es unmöglich sein mag, ihn oder sein Werk zu lieben, dennoch bewundern müssen. Obwohl sein Werk »schwierig« sei, besitze es eine gewisse Substanz und eine Präsenz, weshalb es nicht völlig abgelehnt werden könne. Es behaupte sich. Und so wird Kitaj im Al-

ter von 62 Jahren, in seiner ersten richtigen Retrospektive, verehrt/ verunglimpft. Alle Richtigkeit seines Werks wird durch Singularität unterminiert. Er ist ein sprechender Hund, der zu einem Mythos domestiziert wird.

(Bin ich zu empfindlich? Vielleicht, doch ich bin ein Itzig. Und ist es nicht wohldokumentiert, dass diese Itzige, die nicht einmal nach Macht streben oder sich der Raffgier hingeben, hoffnungslos neurotisch sind?)

Die Tafeln fahren fort, Kitajs Prosa zu entschuldigen/erklären. Nach vielen Jahren, in denen sein Werk auf die beschissensten Weisen gelesen wurde, die man sich vorstellen kann, sah er sich gezwungen, seine eigene Lesart zu verfassen. Die Tafel schlägt vor, etwas Geld auszugeben, um sich Kitajs Schriften zu widmen (den Katalog kaufen, die Audiokassette mieten), doch eigentlich muss man das gar nicht tun. Weil es nämlich in der Mitte des zweiten Raums mehrere Kopien des Katalogs gibt, die unter getönten Leselampen auf zwei langen Bibliothekstischen mit bequemen Lesesesseln ausliegen. Wie perfekt – ein winziges architektonisches Stück der New York Public Library oder von Amsterdams prachtvollem American Hotel. (Auch Sie können ein Itzig sein!) Diese Auslage war so archaisch, dass die Kataloge nicht einmal angekettet waren, und ich überlegte, ob ich einen stehlen sollte, was ich letztlich doch nicht tat. Weil ich nämlich, obwohl einige der größten Dichter der Welt zu Kitajs Freunden gehörten, seine Texte nicht sonderlich mochte. Sie sprachen zu jemandem, der nicht ganz wirklich war, zu dem »zwar verwirrten, jedoch wohlwollenden Betrachter«. Entweder mag man die Gemälde, oder man mag sie nicht. Kitajs Schriften biederten sich an, deshalb enttäuschten sie.

Doch Kitajs Gemälde biedern sich nie an, und deshalb enttäuschen sie nicht. Mein absolutes Lieblingsgemälde, gemalt im Jahr 1964, hieß *The Nice Old Man and The Pretty Girl (With Huskies)*. Wie

gern ich das besitzen würde! Wie viel es über ein Leben ungefähr im Jahr 1964 aussagte, wenn man damals in der Kunstwelt von Bedeutung war! Es ist ein Gemälde, das sich von der frenetischen Energie und von dem Glamour jener Zeit verführen lässt, während es über beides spottet.

Die Farben dieses Gemäldes - Senfgelb, ein kräftiges Rot und Waldgrün – waren damals äußerst angesagt. Der nette alte Mann sitzt uns im Dreiviertelprofil gegenüber in den Tiefen eines malvenfarbigen, von Le Corbusier inspirierten Stuhls. Der Kopf des netten alten Mannes ist durch eine Portion Schinken ersetzt worden, weshalb er wie Santa Claus aussieht. Darüber trägt er eine Gasmaske. Der Stuhl ist zweckentsprechend angemessen, Roche Bobois, fällt jedoch nicht sonderlich auf, ist auch nicht sehr schön. Wurde vielleicht von einem recht einfallslosen Innenausstatter ausgewählt. Der Körper des netten alten Mannes erstreckt sich der Länge nach fast über das gesamte Bild und endet in einem dieser nordischen Stiefel mit Pelzrand, die zwar immer mal wieder in, doch zumeist ziemlich out sind. Und dieser Stiefel zeigt auf Höhe des Knies des hübschen Mädchens (Claires Knie von Éric Rohmer?), das vollkommen kopflos ist, geradewegs nach oben. Der Mantel des Mädchens ist von Chanel, und er passt beinahe zu dem schäbigen Santa-Outfit des netten alten Mannes. Außer dass er besser geschnitten ist – oben eng, dann weiter werdend. Ihr Kleid ist senforange.

Und dann sind da noch *diese Huskys*, Besucher aus einer David-Salle-Arbeit, die zurück in die Zeit gereist sind, hechelnd, grinsend, in Bewegung, obwohl sie jeweils in einem weißen Rechteck gefangen sind; sie halten auf eine Schneewehe zu, die sich aus der unteren rechten Bildecke erhebt. Zwischen dem *alten Mann* und dem *hübschen Mädchen* befindet sich ein rotes Quadrat, auf dem einige Habseligkeiten der beiden ausgestellt sind: das Modell eines Monolithen für ihn, ein Gucci-Schal für sie. Was für ein Mod-Paar! Und was könnte Mod-mäßiger sein als Kitajs bitteres Portrait von

ihnen? Außer dass die Bitterkeit etwas zu weit zu gehen scheint, nämlich weit über den schäumenden Skeptizismus der Zeit hinaus und hin zu einer moralischen Ironie, die ihn gänzlich freilegt.

Und wie perfekt! Passend zu dem ersten Adrenalinrausch von Kunst & Kommerz, der die Kunstwelt im Jahr 1964 so sehr prägte, wird der Bedeutungskreis des Gemäldes durch seine Eigentümerschaft vervollständigt. *The Nice Old Man* wurde der Ausstellung von seinen Besitzern Susan und Alan Patricof geliehen, prominenten Mitgliedern der Kunst- und Gesellschaftsszene von New York City/East Hampton der mittleren 60er. Alan Patricof, Risikokapitalgeber, Kunstsammler und ehemaliger Besitzer des Magazins *New York*, ist ein großer Unterstützer von Kitaj. Dem Autor Erje Ayden zufolge schmissen Alan und Susan Patricof die großartigsten Partys in East Hampton, auf denen sich Autoren, Kunstwelt-Koryphäen und Gescheiterte unter berühmte Angehörige der besseren Gesellschaft mischten.

Und was für eine ausgefallene Wahl dieses Gemälde gewesen sein muss: ein Gemälde, das sich mit dem launigen Blubbern ebenjener Szene auseinandersetzt. Als ob die Patricofs sagen wollten, dass sie eine durchaus ironische Distanz zu ihren Werten und ihrem Ruhm einzunehmen vermögen und zu der Szene, die sie selbst erst geschaffen haben; mächtig und sicher genug, demjenigen Honig um den Bart zu schmieren, der die Hand beißt, die ihn füttert. Trockener Humor, im Kern zynisch. Und ist es nicht der Zynismus, der das Geld verdient, während der Enthusiasmus es verprasst? Indem er einen solchen Zynismus erwirbt, kann Patricof nachweisen, dass er kein Konsument ist, sondern ein hochgradig selbstreflektierter Schöpfer dieser Szene. The Nice Old Man bezeichnet einen äußeren Kreis rund um die entscheidende Leichtfertigkeit und den Witz der Pop-Art – einer Bewegung, die einigen als der Moment gilt, in dem die Kunstwelt einer sophistischen Utopie so nah kam wie nie zuvor oder danach. Es handelt sich hier endlich um ein Gemälde für Sieger, das uns daran erinnert, dass jedes Spiel Gewinner und Verlierer hat.

SPÄTER

Oh, D., es ist Donnerstagmorgen, neun Uhr, und ich bin so emotional, was diese ganze Schreiberei angeht. Gestern Abend habe ich dich durch eine orangene Kerze »ersetzt«, weil ich spürte, dass du nicht mehr zuhörtest. Doch ich brauche dich noch als Zuhörer. Weil nämlich – siehst du das denn nicht?! – überhaupt niemand zuhört. Ich bin vollkommen bedeutungslos.

Sylvère ist jetzt gerade an deiner Kunsthochschule und verdient sich 2500 Dollar, indem er über James Clifford spricht. Später heute Abend werdet ihr einen trinken gehen, und er wird dich zum Flughafen fahren, weil du in Europa einen Vortrag halten musst. Hat mich jetzt eigentlich irgendwer schon mal gefragt, was ich zu Kitaj zu sagen habe? Ist es überhaupt von Bedeutung? Es ist ja nicht gerade so, dass ich eingeladen und bezahlt worden wäre, über ihn zu sprechen. Ich nehme eben nicht sonderlich viel sonderlich ernst, und da ich leichtfertig und eine Frau bin, halten mich die meisten für ziemlich dämlich. Sie begreifen einfach nicht, dass ich ein Itzig bin.

WER DARF SPRECHEN UND WARUM?, schrieb ich letzte Woche, das ist DIE EINZIGE FRAGE.

Sylvère ist für eine Woche nach Kalifornien geflogen, und ich schreibe dir aus meiner Wohnung in der 7th Street Ecke Avenue C, wo ich in der unabhängigen Armut lebe, von der ich seit meinem zwölften Lebensjahr überzeugt bin, dass sie mein Geburtsrecht ist. Ich muss meine Tage nicht damit verbringen, mir über Geld Sorgen zu machen. Ich muss auch nicht davon träumen, dass es sich über Nacht womöglich vervielfältigt. Ich muss keine niede-

ren, erniedrigenden Jobs annehmen (wenn man ein Mädchen ist, erweist sich *nieder* immerzu als *erniedrigend*) oder so tun, als glaube ich wirklich an meine Karriere in der drittklassigen Welt des Experimentalfilms. Nachdem wir die akademische/kulturelle Karriere meines Mannes aufgebaut und all sein Geld investiert hatten, bleibt mir gerade noch genug zum Leben, solange ich nicht zu viel ausgebe. Und glücklicherweise ist mein Ehemann ein sehr vernünftiger Mensch.

Und ich habe großartige Freunde (Eileen, Jim und John, Carol, Ann, Yvonne), mit denen ich übers Schreiben sprechen und Ideen austauschen kann, doch ein anderes Publikum habe ich nicht (werde ich je eines haben? Diese Art zu schreiben ist so dermaßen persönlich, dass man sich das nur schwer vorstellen kann). Und doch kann ich nicht einmal nur einen Tag nicht schreiben – ich schreibe, um mein Leben zu retten. Mit diesen Briefen versuche ich nun erstmals überhaupt, einige meiner Gedanken zu diskutieren, ganz einfach, weil ich es tun muss, und nicht nur deshalb, um andere zu belustigen oder zu unterhalten.

Und jetzt ist es Frühling, und ich will dir ein wenig über dieses Viertel erzählen, über die Welt da draußen: die winzigen spanischen Gärten mit ihren baufälligen, auf leeren Grundstücken errichteten Pavillons, die zerfurchten Straßen und Adela's, ein nationalistisches puerto-ricanisches Café. Es gibt eine Panadería und eine Carnicería, Bananen kosten 15 Cent pro Stück, und die Weißen, die hier leben, tun dies ohne allzu großen Geiz und ohne ihren Wohlstand großartig zur Schau zu stellen. Die Panadería an der Ecke der 9th Street und Avenue C verkauft Kuchen in den leuchtendsten Farben. Und obwohl eine gewisse Traurigkeit diese Zeilen durchweht, bin ich hier sehr glücklich.

Ich will mit dir über zwei Gemälde sprechen, die im zweiten Raum Seite an Seite hingen: *The Autumn in Central Paris (After Walter Ben-* jamin) 1972/1973 und If Not, Not, ein Gemälde über den Holocaust, das einige Jahre später, 1975/1976, entstand. Ich habe so meine Zweifel an dem historiografischen Gespür der Kuratoren, das sich in dieser Hängung andeutet. Als gäbe es irgendeinen Zusammenhang zwischen den verschiedensten Bruchstücken der Geschichte, vergangenen Ereignissen. Als ließe sich, wenn wir nur angestrengt genug hinsehen, eine immanente Kausalität zwischen den Pariser Herbstjahren der 20er, frühen 30er und ihrer folgenden Auslöschung im Krieg ausmachen. War es denn nicht der größte Erfolg der Moderne gewesen, von der Vorstellung eines steten Fortschreitens abgelassen zu haben? Trotzdem kehrt sie immer wieder in die Geschichtsbücher zurück, in Form des dialektischen Materialismus, als recycelter Konfuzianismus des New Age - die Hoffnung, dass wir alle durch konzentrische Ringe des Wissens hindurch auf irgendeine Form von höherer Wahrheit zustreben. Und jenseits dieser Hoffnung die größte Lüge: dass alles doch immer besser wird. Dass all die Ungeheuerlichkeit ausschließlich im Blick zurück existiert.

In Walter Benjamin:

Das Gemälde ist ein Lexikon dessen, was wir über die strahlende Café-Welt im Paris und Wien der 20er wissen. Sämtliche Bilder und Tropen dieser Zeit, von denen wir gelesen haben, finden sich hier dicht an dicht, ganz eng aneinandergereiht, von oben links des Rahmens ziehen sie sich hinunter bis nach ganz unten rechts. Geschichte als Trödelmarkt. Am Fuß des Stapels malt Kitaj rote, schablonenartige Ikonen der kommunistischen Revolution: rote Hammer und rote Sicheln, die von den Händen roter Arbeiter erhoben werden. Gleich darüber sitzt Walter Benjamin, und er hält an einem Cafétisch mit einem von uns abgewandten jungen Mann und mit einer rehäugigen, hübschen, ernsthaften jungen Frau Hof. Sie ist eine der wenigen attraktiven weiblichen Figuren in Kitajs Werk, der überhaupt irgendeine Würde zugestanden wird – die

meisten der hübschen Mädchen sind nackte, sich windende, katzenartige Geschöpfe ohne irgendwelche Widerstandsgrenzen gegen den Blick des Malers, und Kitajs ernsthafte Frauen sind zumeist vollkommen asexuell und mittleren Alters. Ich glaube, er charakterisiert uns gern so, wie es männliche Itzige halt tun, und zwar als Schwestern, Mütter, Tanten oder Huren. Die junge Frau sieht hinauf zu Walter, und sie hört zu. Obwohl sein Mund für den Moment geschlossen ist, lässt er sich offenkundig gerade über irgendetwas aus, und er sieht großartig aus mit seiner getönten Brille, und wie er oberhalb seines fleischigen, ausgeformten Gesichts mit einer Zigarette wedelt, so selbstsicher. Und über diesen beiden, oben links, geht das Gemälde zu aussen bürgersteig selber tag über und zu einer kleinen Auswahl GEBILDETER JUDEN, die das ganze Spektrum jener Mittelklasse abdecken, die später von Europa nach Long Island, Skokie und Canarsie verpflanzt werden sollten: die rauchenden Frauen mittleren Alters mit großen Hüten und einfachem Make-up (die bemittelten Tanten, die Canasta-Killerinnen); ein schüchterner und schafsgesichtiger Typ mit Mütze und kurzen Hemdsärmeln (der gelernte Arbeiter, Gewerkschaftsbruder). Doch dann gibt es da noch einen fürchterlichen Bruch in diesem Bild, einen Bruch zwischen der Welt des Cafés, die von ihrer entzückenden grauen & senffarbenen, gezackten Markise nur unzureichend vor der äußeren Welt geschützt wird. An den Tischen vor dem Café und dahinter an der Straße, die zu einem Wohnvorort führt, sehen wir die Menschen anderer Ränge, ein klein wenig undeutlicher, irgendwie marginal und am Rand, sie befinden sich auf jeweils verschiedene Weise unmittelbar vor einer namenlosen Zukunft, die sich oben rechts im Rahmen abzeichnet.

An einem Tisch auf dem Bürgerstein sitzt ganz alleine ein verwegen aussehender Punk (das bin ich!) im gelben Mantel und mit schockierend hellrotem Haar. Es könnte sich bei dieser Person genauso gut um einen Mann wie um eine Frau handeln, und sein/ihr

Rücken ist uns zugewandt, sodass er/sie die Zukunft am oberen Rand des Bildes aus nächster Nähe beobachten kann. Und noch etwas näher an der Zukunft befindet sich eine junge blonde Frau in einem weiten schwarzen Kleid (eine große Schwester oder ein Kindermädchen), die ein kleines Kind gegen ihre Brust gedrückt hält. Sie ist uns zugewandt, natürlich, um das Kind zu schützen.

Und was hat es mit dieser Zukunft auf sich? Dunkelgrüne Pappeln am Rande ihrer Straßen, sie treffen auf einen vogeleiblauen, mit Wolken überzogenen Himmel. Die Zukunft ist ausschließlich europäisch: Der Himmel wurde von Magritte geborgt, die Pappeln stinken nach den Geheimnissen und nach der trüben Opazität von Alain Resnais und Robbe-Grillet. Und genau wie bei Magritte gibt es auch hier einen Mann, der geradewegs in seine Zukunft läuft, ein generischer Europäer mit schäbiger Mütze und Mantel. Und genau wie die Zukunft, und ganz anders als bei Magritte, wirkt dieses Bild sowohl befreiend als auch außerordentlich beängstigend. Der Mann ähnelt den runtergekommenen Heldinnen in Fassbinders Lola oder Bette Gordons Variety, er humpelt auf hochhackigen Schuhen auf ein Schicksal zu, das das Publikum schon längst erahnt hat, ohne dass es sich seiner bewusst gewesen wäre. Doch anders als die runtergekommenen Heldinnen, scheint dieser Mann keinerlei Erwartungen zu haben.

Ich glaube, dass die herabrauschenden Bilder im Inneren des Cafés – die Geschichte, unser kollektives, populäres Unbewusstes – auf ironische Weise etwas sabotieren, und zwar genauso wie *Huskys* die Atmosphäre der Pop-Art und der New York School zelebriert, sie zugleich aber untergräbt. Die Nostalgie berührt uns, und wir sehen Walter im Zentrum unserer erweiterten europäischen Familie, doch unser klügeres Selbst entdeckt sehr viel größere Genugtuung in dem Wissen, dass die Geschichte, so wie wir sie begreifen, letztlich nichts anderes ist als eine herabstürzende Abfalllawine.

HUHN MARENGO

Am späten Nachmittag komme ich rüber zu dir mit einem Beutel voller Lebensmittel. Das wunderschöne kalifornische Licht. Ich gehe in deine Küche und beginne Huhn Marengo zuzubereiten.

(Man schwitze etwas Knoblauch in Olivenöl an, gebe dann für 20 Minuten das Huhn hinzu, während man die Zwiebeln, Karotten und Kartoffeln schneidet. Wenn das Huhn braun ist, füge man zerkleinerte Tomaten hinzu, dann das Gemüse. Dann die Lorbeerblätter, den Pfeffer ...)

Es ist eine sehr gelöste Szene, und wiederholt trittst du auf und wieder ab. Sobald alles erledigt ist, gebe ich die Zutaten in einen Topf und lasse sie köcheln. Ich komme heraus, um dir mitzuteilen, dass das Essen nun 45 Minuten langsam garen muss. Wir gehen zu Bett. Womit sonst ließe sich die Zeit nur annähernd so gut verbringen? Hat man dafür nicht extra Schmorgerichte erfunden?

Nach dem Sex essen wir das Huhn, unterhalten uns eine Weile. Und dann gehe ich ...

WURZELLOSE KOSMOPOLITEN

In letzter Zeit habe ich mir noch andere schöne Szenen ausgemalt. Als ich gestern Abend mit meinem Truck die 2nd Avenue hinunterbretterte und auf dem Weg zur 8th Street Ecke 5th Avenue darüber nachsann, wie sich auf dem gerasterten Straßenplan Manhattans dem schlimmsten Verkehr am besten ausweichen ließe, erinnerte ich mich urplötzlich all der Partys, auf denen ich in New York und East Hampton schon gewesen war: alle total besoffen, strahlend wie im Film, und all die einzelnen Persönlichkeiten verschwimmen im Verlauf der fortschreitenden Nacht. Drogen, Ambitionen, Geld, Elektrizität ... Erinnerst du dich an diesen miserablen Film, den Oliver Stone über Jim Morrisons Leben gedreht hat? Oliver zufolge war Jim ein bodenständiger kaliforni-

scher Junge – süße blonde Freundin, Zauberpilze, Milch & Sommersprossen – bis er den *durchgeknallten Itzig-Hexen* von New York begegnete. Die Hexen ruinierten ihn mit ihren exotischen Drogen, ihren wilden Partys, ihrer Hirnfick-Dämonologie. Seine Gedichte jedoch verstanden sie. Die Hexen sind der Grund, warum Jim in der Badewanne eines Pariser Hotels an einer Überdosis gestorben ist.

Du musst dir dessen bewusst sein, D., dass ich eine dieser *durchgeknallten Itzig-Hexen* bin und deine Angst nachvollziehen kann.

Doch warum wird Janis Joplins ganzes Leben als eine einzige Abwärtsspirale gelesen, die zwangsläufig zu ihrer Selbstzerstörung führen muss? Alles, was sie im Leben je tat, wird durch ihren Tod gefiltert. Roger Gilbert-Lecomte, Kurt Cobain, Jimi Hendrix, River Phoenix haben sich ebenfalls das Leben genommen, doch ihren jeweiligen Tod sehen wir als Folge eines Lebens, das zu weit gegangen war. Sobald wir ein Mädchen ihren Tod wählen lassen -Janis Joplin, Simone Weil –, wird der Tod zu ihrer Definition, zum Resultat ihrer »Probleme«. Eine Frau zu sein, bedeutet noch immer. im rein Psychologischen gefangen zu sein. Ganz egal, wie leidenschaftslos oder groß die Vision von der Welt ist, die eine Frau ausformuliert - wann immer diese Vision ihre eigene Erfahrung und Emotion beinhaltet, wird das Teleskop auf sie selbst zurückgerichtet. Weil Emotionen so furchterregend sind, dass die Welt sich zu glauben weigert, man könne sich ihr als einer Disziplin, als einer Form widmen. Lieber Dick, ich will eine Welt gestalten, die interessanter ist als meine eigenen Probleme. Deshalb muss ich meine Probleme gesellschaftlich darstellen.

Der Briefwechsel zwischen Gustave Flaubert und Louise Colet liest sich wie eine *Punch & Judy*-Show. Louise Colet, Schriftstellerin im 19. Jahrhundert, hatte rosige Wangen und kleine Ringellöckchen. Anders als ihre Feindin George Sand, die beschlossen hatte, »wie ein Mann« zu leben, bis das Alter sie als große Matriarchin

beschützen würde, wollte Louise schreiben, und sie wollte Femme sein. Wie schwer es war, diese beiden Beschäftigungen unter einen Hut zu bringen, wurde zu einem Thema von Louises Kunst. Flaubert dachte: »Du bist ein Dichter, der an eine Frau gekettet ist! Bilde dir nicht ein, dass du das, was dich im Leben unterdrückt, exorzieren könntest, indem du ihm in der Kunst Luft verschaffst. Nein! Der Unrat des Herzens hat auf dem Papier nichts verloren.« Jahrelang trafen sie sich in Paris zu Zeiten und an Orten, die er festgelegt hatte - Sex und Dinner einmal im Monat, wann immer Flaubert eine Pause benötigte von seiner Schreibroutine in Rouen. Einmal bat Louise darum, seine Familie kennenlernen zu dürfen. Und hier schreitet Flauberts Biograf Francis Steegmuller ein: »Zweifellos wurde Flauberts Darstellung von Emma Bovarys heftiger Leidenschaft zu einem gewissen Grad von Louises gellenden Forderungen genährt.« Als Flaubert ihr schließlich das Herz brach, schrieb sie darüber ein Gedicht, und er antwortete: »Du hast die Kunst zu einem Ventil der Leidenschaften gemacht, zu einer Art Nachttopf, um den Überlauf von was auch immer aufzufangen. Das riecht nicht gut! Es riecht nach Hass!«

Im 19. Jahrhundert in Frankreich eine Frau zu sein, bedeutete, den Zugang zu allem Unpersönlichen verwehrt zu bekommen. Und dennoch –

Ich fand es sehr schwer, über das zweite Gemälde zu schreiben, das neben *Walter Benjamin* hing, von dem jeder sagt, dass es sich mit dem Holocaust auseinandersetze, also ging ich am Sonntag noch einmal hin, um es mir erneut anzusehen. Ich fuhr nach New York City hinunter, nachdem ich den Samstag mit meiner alten Freundin Suzan Cooper verbracht hatte, einer *durchgeknallten Itzig-Hexe* ersten Ranges. Suzan lebt seit vielen Jahren im Exil von ihrer New Yorker Familie in Woodstock, wo sie eine Galerie betreibt.

Suzan hat immer alle möglichen Geschäfte am Laufen. Eines

besteht zurzeit darin, ein paar von Billy Name rund um Andy Warhols Factory aufgenommene Fotos loszuwerden. Ich erwarb einen Schwarz-Weiß-Druck von John Cale, Gerard Malanga und Nico, wie sie in ihren Nehru-Jacken in einem Park, der aussieht wie der Mordschauplatz in *Blow Up*, bekifft in die Ferne starren. Ich weiß nicht, ob Suzan mit silbernem Filzstift Billy Names Namen an den unteren Rand des Fotos geschrieben hat oder Billy selbst, aber es war mir auch egal.

In *If Not, Not*, dem zweiten Gemälde, sind zwei Gruppen von jeweils drei Menschen (Männern) zu sehen. Jede der beiden Gruppen versammelt sich um eine nackte Frau, die erste unten links im Rahmen neben einem schwärzlichen Becken, in dem verschiedene Gegenstände treiben. Das Unterbewusste ist eine dunkle Oase. Die Männer sind verwundete Soldaten. Dies sind die Dinge im Becken:

- ein Schaf unter einem buschigen Olivenbaum
- zwei Bücher mit blauem Umschlag, weggeworfen
- das Gesicht eines Mädchens, das unter der Wasseroberfläche geradewegs zum Himmel hinaufsieht
 - eine zerbrochene Säule
 - ein nackter Mann, der sich im Bett aufrichtet
- eine schwarze Krähe, die auf einem beschriebenen Pergament hockt
 - ein roter, zylindrischer Mülleimer

Die zweite Gruppe von Männern ruht in einem Palmenhain oben rechts im Bild. Die Palmen bewegen und beugen sich wie die Rücken von Menschen. Zwischen den ruhenden Männern steigt ein Schatten oder eine Wolke vom Boden auf wie eine wilde Ratte oder ein Schwein. Sind diese Männer schon im Becken gewesen oder sehen sie zu ihm hinüber? Wie auch immer, sie sind erschöpft, befinden sich in einem Zustand (»wo sich der Fluss nicht krümmt«), der irgendwie an Richard Hells großartige Coverversion von Dylans *Going Going Gone* erinnert. Der Himmel über diesen Menschen

ist violett, orange, er explodiert nuklearhawaiianisch aus einem manderinefarbenen Trichter in der Mitte des Gemäldes. Doch der Himmel links vom Trichter ist sehr anders – schwarz-grüne Donnerwolken ziehen sich rund um ein scheunen- und gefängnisartiges Gebäude zusammen. Dachau, Auschwitz. Eine weit offen stehende Doppeltür: ein Mund, eine Eingangspforte. Mit den Unterschieden zwischen den beiden Seiten des Himmels können wir anfangen, was wir wollen – evozieren diese Himmel nun die Jahrhunderte oder die Geografie? Obwohl alle wissen, dass »es nichts gibt, das den Himmel verändern könnte, und nichts, das einer Falte in seiner Haut auch nur nahe käme. [...] Kein Schreckensschrei oder Verzweiflungsschrei, kein Schrei aus Hass hätte ihn je auch nur bewegt, auch die flehenden Augen von 60 Millionen Heiligen und unschuldigen Kindern nicht.« (Der Engel, David Rattray). Es liegt in der Natur des Himmels, unerbittlich zu sein.

Eine entenscheißefarbene Straße, die auf einen Bogen vor dem Himmel zuführt, trennt die beiden Seiten des Gemäldes voneinander. Doch jenseits des Bogens entdecken wir in einer Öffnung, dort, wo der manderinefarben gestreifte Himmel sich eigentlich fortsetzen sollte, die einzige Überlagerung in diesem Gemälde. Ein blauer Baum auf der Straße kurz vor dem Torbogen weist auf ihn. Es handelt sich um die Himmelstür. Und der Himmel besteht hier aus einigen dicht beieinanderstehenden, sehr buschigen Bäumen und Blüten, eine Fra-Angelico-Landschaft in Grün und Pink. Und diese winzige Szene beinhaltet in sich noch eine weitere Überlagerung: Der Himmel ienseits der Bäume ist durch eine abstrakte Nahaufnahme ersetzt worden: eine verschwommene Masse aus Pink und Grün, zusammengekleistert hinter dieser beinahe biblischen Landschaft. Ich mochte dieses Gemälde nicht sonderlich. Ich dachte, dass sein Problem dasselbe sei, das viele Juden haben, wenn sie den Holocaust »verorten« wollen, um in einer solchen Verortung irgendeine Bedeutung oder Erlösung zu

finden. Das Ende ihres wurzellosen Kosmopolitismus. Dieses Gemälde, insbesondere im Vergleich zu Autumn in Paris/Walter Benjamin, teilt uns mit, dass sich extremes Leid wiedergutmachen lässt, weil es uns nämlich zurück oder voraus in das Reich des Unterbewussten trägt. If Not, Not suggeriert, dass das Unterbewusste das ist, was sich zugleich hinter und vor uns befindet. Es ist der gesamte Stapel von Tarotkarten. Das Unterbewusste ist das, worauf die Geschichte reduziert worden ist. If Not, Not ist eines der wenigen Gemälde Kitajs, in dem eine Disjunktion dazu benutzt wird, den Rahmen zu vereinen. Die Studienwerkzeuge (Bruch) werden dieses eine Mal dazu benutzt, einen mystischen Zustand oder eine Einheit zu verfügen. Sämtliche Menschen (Männer) bevölkern den Raum ausschließlich in Relation zu jenem trüben Becken: Sie nähern sich ihm oder meiden es oder suchen den Trost einer nackten. Frau, nachdem sie es gesehen haben. Doch ist das Unterbewusste tatsächlich irreduktibel?

Ich glaube, dass Kitajs Vision des Unterbewussten sogar noch breiiger ist als ein Huhn Marengo, das man am zweiten Tag noch einmal aufwärmt, und rührseliger sogar noch als die kleine Szene, die ich für dich übers Kochen verfasst habe. Warum?

(Weil sie sämtlicher Zeit entrissen worden ist.)

Vor meinem 21. Lebensjahr, als ich zurück nach New York zog und meine Verwandten kennenlernte, hatte ich nicht wirklich gewusst, wie es war, ein Itzig zu sein. Oh, es hatte sich durchaus angedeutet: etwa dadurch, dass ich Wendy Winer, die unter den 2000 Kindern in unserer kleinen Redneck-Stadt eine von vielleicht sechs oder sieben Juden war, zu meiner besten Freundin erkoren hatte. Dass ich meine einzigen wirklich erwähnenswerten Beziehungen in Neuseeland mit Typen hatte, die Rosenberg und Meltzer hießen. Der einzige geoutete Jude in meiner Grundschule, Lee Nadel, wurde von der gesamten Schule als »Nadelnase« verspottet. Meine El-

tern gingen beide in eine christliche Kirche. Vielleicht beschützten sie mich ja auch nur.

Die einzige Person unter den wenigen Verwandten und Freunden unserer Familie, die ich verehrte, war Tante Elsie (Nachname Hayman), eine elegante, selbsterschaffene Frau mit olivfarbener Haut und langem grauen Haar, das sie zu einem Dutt zurückgebunden trug. Elsies Akzent war eine faszinierende Mischung aus Verwurzelung und Kultivierung. Sie sagte »is nich« und »κostüm« anstatt »Kostüm«, sie redete Slang, den sie geradewegs von den Arbeiterstraßen New Yorks mitgebracht hatte, auf denen sie aufgewachsen war, doch sie sprach mit einer erstaunlichen Präzision übers Ballett, über Symphonien und Bücher. Elsie hatte in eine Familie von Börsenmaklern eingeheiratet, und mit jener bescheidenen Summe, die sie nach dem Tod ihres Mannes äußerst stilvoll ausgab, hielt sie sich nicht etwa eine todschicke Wohnung am Central Park wie die anderen Mitglieder jener Familie. Elsie lebte in einer Dreizimmerwohnung irgendwo in den 70er-Straßen auf der Upper East Side und gab ihr Geld für Reisen rund um die Welt aus - Indien, Europa, Bali, Indonesien. Mit 67, als Buddhistin, bestieg sie den Himalaya.

Christen glauben an die erlösenden Kräfte des Leidens. Das ist die Grundlage ihrer ganzen Religion. Jesus war die personifizierte Zerbrechlichkeit, sein Leben der Urtext allen Leidens, allen Verrats und sämtlicher aufgegebener Träume. Jesu Leiden lehrt uns, dass Gott versteht. Ich sehe eigentlich keinen Vorteil an einer solchen Überzeugung. Itzige würden die ganze Frage nach der Erlösung viel lieber umgehen. Sie glauben, dass Leid zwar zu Wissen führt, dass Wissen jedoch nur ein Schritt hinaus in die Welt ist. Die Erlösung ist bedeutungslos, weil es keinen Ausweg gibt. Als Menschen sind wir nämlich alle gemeinsam in die Umlaufbahn des Lebens gezwungen.

»Juden mögen keine Bilder«, sagte ich, als ich dir an jenem

Abend im Restaurant Sylvères Arbeit erklärte, »weil Bilder aufgeladen sind. Sie berauben die Menschen ihrer Kraft. An die transzendentale Macht des Bildes zu glauben und an seine Schönheit, ist so, als wolle man abstrakter Expressionist sein oder Cowboy.« Und dient die Unterminierung dessen nicht etwa als Grundlage von Kitajs erfolgreichsten Arbeiten? Seine besten Gemälde untergraben die Macht von all dem, was sie darstellen, indem sie die Inhalte als kritisches, zerebrales Durcheinander umherwerfen. Diese Gemälde erlangen ihre eigentlich Wirkung durch einen Willensakt – durch Konfrontation und Gegenrede. Genau wie manche Juden den Zweiten Weltkrieg mit gefälschten Pässen überstanden haben, infiltriert Kitaj das Bild. Kitaj, der raffinierte Itzig, blufft sich seinen Weg in die Wirtskultur, in die Malerei, die er dann sich selbst gegenüberstellt. Er malt, um die Ikonografie herauszufordern.

Der Lieblingsschriftsteller meines Vaters ist William Burroughs. Heute Morgen, nachdem ich von toten Schildkröten geträumt hatte, schrieb ich das Folgende in mein Notizbuch:

Mein gesamter Daseinszustand hat sich verändert, weil ich zu meiner Sexualität geworden bin: weiblich, hetero, ich will Männer lieben, gefickt werden. Ist es irgendwie möglich, dass sich damit so leben ließe wie ein schwuler Mensch lebt, also mit Stolz?

Ein Gemälde in dieser Ausstellung bietet darauf womöglich eine Antwort. Es gibt eine Erzählung von Peter Handke, in der ein jüngeres deutsches Paar auf der Suche nach dem berühmten Hollywood-Regisseur John Ford durch Amerika und durch die Wüste fährt. Sie haben ihren Schwung verloren und die Gewissheit, warum sie nun überhaupt zusammen sind, sie haben keine Ahnung, wie es mit ihren Leben weitergehen soll. (In Idaho, letzten Sommer, ging es Sylvère und mir ganz ähnlich.) Das deutsche Paar dachte, John Ford müsse eine Antwort auf diese Fragen haben.

(Sylvère und ich hingegen haben nie irgendwen um Antworten angesucht, außer vielleicht unsere Vorstellung von dir.) John Ford hielt die beiden für verrückt. Er wollte niemandes Heiliger sein, obwohl er sich gerade in dieser gefühlsdusligen Erzählung als ein solcher Heiliger erweist.

Peter Handke und Kitaj müssen denselben John Ford gekannt haben, liebenswert redselig und hässlich, ein Typ, der überzeugt davon war, dass Leben Herrschaft bedeutet.

In diesem Gemälde, in Kitajs John Ford on his Deathbed (1983/84), präsidiert John Ford über sein eigenes Sterbebett, aufrecht sitzend, angekleidet hält er seinen Rosenkranz wie eine Stoppuhr und raucht eine Zigarre.

Es handelt sich um ein brillantes und theatralisches Gemälde, ausgestattet wie ein mexikanischer Western mit seinen tiefblauen Wänden und einem hellen Dielenboden – Farben, die so stark sind, dass sie das euro-amerikanische Skript des Gemäldes ganz neu konfigurieren.

In diesem Gemälde gibt es gleich mehrere Szenen, die jeweils für sich zwar einen dissonanten Akkord anschlagen, insgesamt jedoch nicht im Widerspruch zueinander stehen. Das Gemälde zeigt eine ganze Chronik von Lebensereignissen, ähnlich den mittelaterlichen Erzähl-Gemälden, die unsere modernen Comic-Hefte präfigurieren. Ausgebreitet jedoch werden diese Ereignisse so wie das Leben selbst, auf chaotische und abstrahierte Weise. Sämtliche Dissonanzen werden in einem einzigen Rahmen zusammengezogen, der sie nicht mit reiner Magie zusammenhalten kann, sondern allein durch Fords eindrucksvollen Willen.

Am unteren Rand des Gemäldes sehen wir eine Szene aus John Fords Vergangenheit: Ein Mann von grenzenlos mittlerem Alter spricht durch ein Megafon zu Schauspielern, die in einem Film, bei dem es sich um einen Western gehandelt haben muss, als arme Immigranten kostümiert sind – als Schuster, die an Cowboystie-

feln arbeiten. Der Mann sitzt mit überschlagenen Beinen da, sein breites Gesicht, das sich seiner Hässlichkeit nicht bewusst ist, wird zu einem guten Teil von dunklen Brillengläsern und einem flachen schwarzen Hut verdeckt. In der Mitte des Gemäldes hält ein Matador, Maître d' oder Majordomus einen leeren Rahmen, der von einer lachsrosa Stange durchstochen wird, wie man sie auf der Terrasse eines Restaurants sieht oder in einem Tanzlokal. Ein tanzendes Paar breitet seine Arme rund um den Rahmen aus. Fred Astaire und Ginger Rogers, (auf eine Art) wie von Chagall gemalt. Und es gibt verschiedene Lichter, die durch das Gemälde treiben, sich im Raum ausbreiten, fleischrosa wie die Hummer-Terrassenrestaurants in La Bufadora in Mexiko. Teilweise ist auch der schief hängende, grün-rot-gelbe Rahmen des Gemäldes über Fords Bett mexikanisch, obwohl das Dargestellte wiederum entschieden europäisch ist: ein einzelner Mann in Schwarz, der etwas durch den grauweißen Schnee schleppt. Es handelt sich um Pogrom-Land, um einen alten Fernsehfilm.

Aus diesem Gemälde ist alle Dissonanz gewichen, sie wurde als Spielerei von höherem Niveau wiedergeboren. Es ist das große Finale, die letzte Nummer der Darbietung, in der sämtliche Motive der Show noch einmal als Witz auftauchen. Und Kitaj-Ford liefert erwartungsgemäß, wie es die Aufgabe des Kinos ist, eine großartige Pointe: An Fords blauer Wand hängt oben mittig eine schwarzgerahmte Ed-Ruscha-Imitation, auf der steht:

THE

END

Und darunter öffnet sich ein winziges Gemälde, ein Fenster aus den tiefblauen Wänden in den tiefblauen Himmel. Zur Unsterblichkeit führt zwar keine Straße, aber eine Luke. Alle Gegenstände und Menschen tanzen und bewegen sich in diesem Gemälde,

und dennoch gibt es dort eine gewisse Körperlichkeit und Schwere. Transzendenz bedeutet nicht nur Leichtigkeit: Sie wird willentlich erreicht.

Und warum sehnen wir uns so sehr nach der Leichtigkeit?

Bei der Leichtigkeit handelt es sich um eine Lüge der 60er, sie ist die Pop-Art, der frühe Godard, *The Nice Old Man and The Pretty Girl (With Huskies)*. Die Leichtigkeit ist die Ekstase der ironiefreien Kommunikation, sie ist die Lüge des entkörperlichten Cyberspace.

Durch sein Medium John Ford erklärt uns Kitaj, dass sich die Materie zwar bewegt, dass sich ihrem Gewicht jedoch nicht entkommen lässt. Die Toten kommen zurück, um zu tanzen, nicht als Geister, sondern als Skelette.

LD,

am 3. Dezember 1994 begann ich dich zu lieben. Das tue ich noch immer.

Chris

Sylvère und Chris schreiben Tagebuch

BEWEISSTÜCK A:

Sylvère Lotringer

Pasadena, Kalifornien 15. März 1995

»Heute Proust-Seminar und erste Vorlesung an Dicks Kunsthochschule gehalten. Bleibt noch eine. Dick war direkt und freundlich, obwohl im Auto immer wieder Bilder wie Blitze vor meinen Augen auftauchten von seiner Hand und wie sie Chris' Fotze streichelt. Bilder. Die Situation ist so komisch. Wie auch immer, Chris hat wieder einmal alle reingelegt. Dick hat sie zwar zurückgewiesen, doch es ist ihr gelungen, sich in jeder Hinsicht abzusichern: Er muss ihr nicht einmal antworten, ihre Liebe wird trotzdem weiterexistieren. Sie kann ihre Beziehung mit mir weiterführen, sich von Dick für ihre Arbeit inspirieren lassen, und sogar ihren Film wegschließen, ohne ihn in irgendeiner Form weiterverfolgen zu müssen.

Chris hat mir ihren Text über Kitaj geschickt, den »Itzig«-Maler, mit dem sie sich identifiziert. Der Text ist sehr verkopft, kreist um sein idiosynkratisches Leben, um kritische Ablehnung, um East Hampton in den 60ern. Ich habe noch nie von ihm gehört, doch es gelingt ihr, alles Mögliche hineinzuweben, unter anderem auch ihre eigene aktuelle Zwickmühle.

Ich bin von dem Text sehr bewegt, beschwingt geradezu. Chris ist jetzt überzeugt davon, dass das Scheitern von *Gravity & Grace* ihr ›Schicksal‹ war, durch das sie etwas näher an eine Erklärung all der Emotionen in ihren Filmen herangeführt worden ist. Sie

schreibt ohne jedes Ziel und ohne jede Autorität, ganz anders als Dick, der unterwegs ist, um mal wieder einen Vortrag in Amsterdam zu halten, und der niemals schreibt, es sei denn, er wird dazu aufgefordert. Anders auch als ich, unmittelbar bevor ich meine Vorlesung über *Das Böse* halte, meinen Scheck abhole und nach Hause gehe.

Und dennoch war Chris sehr traurig, so abgeschnitten von Dick, und nachdem ich mit ihr gesprochen hatte, war ich ebenfalls traurig. Die Lage war hoffnungslos: Sie liebte ihn, brauchte ihn, ihr war die Vorstellung unerträglich, ihm nicht nahe zu sein oder nicht mit ihm zu kommunizieren. Ich beschloss, morgen Abend auf unserer Fahrt zum Flughafen mit Dick zu sprechen. Ich weiß nicht, wie er es aufnehmen wird. Immerhin hat er eindeutig klargemacht, dass er diese uneindeutige Situation beenden will. Andererseits, wenn ich nun zufällig doch von ihm erhört würde, brächte sie mich um: die Vorstellung einer dauerhaften Verbindung zwischen den beiden, an der ich nicht teilhabe. Schließlich heulte ich noch bis um zwei Uhr morgens vor mich hin, nicht in der Lage einzuschlafen. Ich fühlte mich ziemlich niedergeschlagen und verzweifelt.«

BEWEISSTÜCK B:

Chris Kraus

Los Angeles, Kalifornien 31. März 1997

»Gestern Abend habe ich Sylvères Tagebucheintrag gefunden, als ich die Dateien auf diesem Computer nach irgendeiner Verbindung zwischen *Itzig-Kunst*, jenem Text, den ich damals im März geschrieben hatte, und den letzten beiden Essays im Buch durch-

suchte. Weil ich nämlich beschlossen hatte (und alle sind meiner Meinung!), dass diese Texte nur dann zu einem Roman werden können, wenn es einen eindeutigen roten Faden gibt. Doch als ich gestern Abend seinen Tagebucheintrag las, war ich ganz einfach so überwältigt und bewegt. Wie sehr er mich liebt. Wie sehr er all meine Fragen als die seinen angenommen hat.

Am Telefon heute Morgen mit Sylvère, der in East Hampton ist, sprach ich über das Lesen. Wie gerne ich mir die Bücher anderer ansehe, um einen Eindruck vom Rhythmus ihres Denkens zu erhalten, während ich mein eigenes niederzuschreiben versuche. Rund um Philip K. Dick, Ann Rower, Marcel Proust, Eileen Myles und Alice Notley herum schreiben. Das ist viel besser als Sex. Lesen hält, was Sex zwar verspricht, doch kaum je einlösen kann – größer zu werden, weil man die Sprache einer anderen Person betritt, ihre Kadenz, ihr Herz und ihr Denken.

Am 9. April 1995 sah ich Dick zum letzten Mal allein in Los Angeles. Wir gingen hinter der Lake Avenue spazieren. Am 20. April rief ich ihn von Thurman aus an. Ich war aufgebracht und wollte eine Entscheidung. Das Gespräch war lang und unschön. Er fragte mich, warum ich mich selbst so verletzlich gemacht hatte. War ich Masochistin? Ich sagte: ›Nein. Weil, verstehst du denn nicht? Alles, was hier geschehen ist, ist einzig und allein deshalb geschehen, weil ich es unbedingt wollte. Am 23. April traf ich John Hanhardt, den damaligen Kurator des Whitney Museum, um mit ihm über meine Filme zu sprechen. Ich ging davon aus, dass John mir eine Ausstellung anbieten würde. Stattdessen wollte er mich in einen Dialog über das ›Scheitern meiner Filme hineinziehen.

Am 6. Juni 1995 zog ich ganz nach Los Angeles.

Über den Philosophen Ludwig Wittgenstein schrieb Bertrand Russell in sein Tagebuch: ›Verstehe oder stirb.‹

In jenem Sommer hoffte ich zu begreifen, inwiefern Dicks falsche Auffassung von mir als einer Masochistin und John Han-

hardts Urteil über meine Filme in einer Verbindung zueinander standen. Beide Männer gestanden ein, dass meine Arbeit intelligent(und)mutig(war, obwohl sie beide sie abscheulich fanden. Wenn es mir nur gelänge, diese Verbindung zu begreifen, so war ich überzeugt, dass ich sie auf die kritischen Fehllesungen einer ganz bestimmten Art weiblicher Kunst ausweiten könnte. Mir ist soeben klargeworden, dass ich selbst auf dem Spiel steher, schrieb Diane di Prima in Revolutionary Letters im Jahr 1973. Weil wir eine bestimmte Form von kritischer Sprache ablehnen, gingen die Leute schlicht davon aus, dass wir dämlich seien, sagte das Genie Alice Notley, als ich sie in Paris besuchte. Warum ist die weibliche Verletzlichkeit nach wie vor allein dann akzeptabel, wenn sie neurotisiert und persönlich ist, wenn sie auf sich selbst zurückverweist? Warum begreifen die Leute es immer noch nicht, wenn wir mit der Verletzlichkeit wie mit der Philosophie umgehen, nämlich mit einigem Abstand?

Heute bei Barnes & Nobles habe ich ein neues Buch von Steve Erickson gekauft. Der Klappentext verortet ihn in einem ganz neuen und rein männlichen Kanon, ich fand ihn beleidigend. Erickson ist eine Hauptfigur der zeitgenössischen amerikanischen Literatur, tönte die Washington Post, der Norman Mailer der 50er deute sich an, er steht ganz oben, gemeinsam mit seinen Zeitgenossen Richard Powers und William Vollman, den Sprechern der Chaos-Generation.

›Lieber Dick‹, schrieb ich in einem meiner vielen Briefe, ›was heutzutage unter Frauen geschieht, ist das Interessanteste auf der Welt, weil es am wenigsten beschrieben wird.‹«

Monster

El Paso Drive 21. Juni 1995

LD,

dieser Brief erreicht dich aus Eagle Rock in Los Angeles - nur etwa 65 Kilometer entfernt von dort, wo du lebst, doch es fühlt sich sehr weit weg an. Ich bin vor zwei Wochen nach L.A. gekommen, es fühlt sich an wie eine Ewigkeit. Ununterbrochenes Kreisen von der einen Stimmung zur nächsten, hin und her zwischen Einsamkeit und Optimismus, Angst und Ambitionen ... Weißt du, was diese Achterbahn-Werbetafeln bedeuten, die man sieht, wenn man in der Stadt herumfährt? Ein leicht verschwommenes Schwarz-Weiß-Foto irgendwelcher Leute auf einer Achterbahn, mittig darüber ein roter Kreis mit Strich durch, der für »Nein« steht? Keine Ahnung, ob das irgendeine Art von Kunst im öffentlichen Raum sein soll. Wenn überhaupt, handelt es sich um einen sehr schwachen Versuch einer Drohung. In New York auf der 7th Street zwischen den Avenues B und C gibt es einen Sperrholzbauzaun, der wie ein Baldachin über dem Eingang eines Crack-Hauses an irgendein Gerüst genagelt ist. Irgendwer hat ein Plakat mit zwei Männern in weiten schwarzen Klamotten an den Zaun gekleistert, die mit gezückten Waffen am Terrassengeländer eines Hochhauses gelehnt stehen. Es ist ziemlich beängstigend: die Wirklichkeit der Kriegszeit, auf ein Standbild aus einem futuristischen New-Wave-Film der 60er geklatscht. Dies ist kein Film, scheint das Plakat zu sagen. Es ist Beirut, diese Typen meinen es ernst, und genauso ernst ist das Gangster-Geschäft. Wenn du Richtung Osten und auf das Plakat zuläufst, legen deine Augen einen Doppelsalto hin – das Bild von der Terrasse scheint von dem Gebäude abzustehen, ziemlich

Trompe-Œil, doch bis man es endlich entwirrt hat, ist man bereits an der Panzertür vorbei.

Gott, es ist zum Schreien! Ich fühle mich bewogen, mit dir über Kunst zu sprechen, weil ich glaube, du könntest verstehen, und ich glaube, dass ich Kunst besser verstehe als du –

– weil ich mich beim Schreiben dazu bewogen fühle, einfach nicht zu bändigen zu sein. Dir zu schreiben, scheint einen hochheiligen Zweck zu verfolgen, weil es schlicht nicht genug niedergeschriebene weibliche Unbändigkeit gibt. Ich habe mein Schweigen und alles Verdrängte mit dem Schweigen des gesamten weiblichen Geschlechts zusammengeführt, und mit all dem, was es verdrängt. Ich glaube, dass es sich bei der bloßen Existenz von sprechenden, seienden, paradoxen, unerklärlichen, schnodderigen, selbstzerstörerischen, doch in allererster Linie öffentlichen Frauen um das überhaupt Allerrevolutionärste auf der ganzen Welt handelt. Ich könnte 20 Jahre zu spät dran sein, doch Epiphanien halten sich nicht immer an einen Stil.

Aber wirklich, Dick, ich fühle mich dazu bewogen, dir nun ganz anders zu schreiben, weil jetzt alles ganz anders ist. Nun, da es fast unvermeidbar scheint, dass sich unsere Wege gesellschaftlich kreuzen werden, denke ich häufig an dich. Wir sind beide Teil der Kunstwelt von L.A., und die ist ziemlich klein.

Das Bild, das ich von dir vor Augen habe, ist in einem einzigen Schnappschuss gefroren: 19. April, die Vernissage der Jeffrey-Vallance-, Eleanor-Antin-, Charles-Gaines-Ausstellung im Museum von Santa Monica. Du stehst in dem größten Jeffrey-Vallance-Raum, sprichst, Drink in der Hand, mit einem Haufen von jüngeren Leuten (Studenten?). Groß, schwarzes Hemd und europäisch geschnittenes schwarzes Jackett – das standardmäßige Künstleroutfit. Du stehst sehr gerade, dein Gesicht scheint auf eine Art in sich selbst hineingedrückt. Lächelnd, sprechend, umhergehend und dennoch irgendwie nach hinten gegen die Immobilität der

Bildfläche implodierend. Du bist eingeschlossen. Du bist ein Land. Ein anderer Staat. Sichtbar, unüberbrückbar. Und ich stehe in einer winzigen Traube neben der deinen, ein Trio, mit Daniel Marlos und Mike Kelley, und genau wie du bin ich zittrig – mein Körper bebt ganz leicht, während er der Länge nach den Raum durchschneidet. Und dennoch bist du sehr präsent. Der Sieg über die Angst ist wie eine Performance. Man wird sich der eigenen Angst bewusst, und dann folgt man ihr einfach.

Bislang habe ich »unsere« Geschichte zweimal erzählt, spät abends, so vollständig wie möglich, und zwar Fred Dewey und Sabina Ott. Es ist dies die Geschichte von 250 Briefen, meiner »Erniedrigung«, die Geschichte davon, wie ich mit dem Kopf voraus von einer Klippe sprang. Warum glauben eigentlich alle, dass Frauen sich erniedrigen, wenn wir die Bedingungen unserer eigenen Erniedrigung bloßstellen? Warum müssen Frauen immerzu sauber rüberkommen? Die Großartigkeit von Genets letztem großen Werk Ein verliebter Gefangener liegt in seiner Bereitschaft, falschzuliegen: Ein verwahrloster alter weißer Typ, der sich auf die muskulösen Waschbrettbäuche von Arabern und Black-Panther-Mitgliedern einen runterholt. Besteht denn nicht die größte Freiheit der Welt gerade in der Möglichkeit, unrecht zu haben? An unserer Geschichte fesselt mich so sehr, wie sehr verschieden wir beide sie lesen. Du glaubst, sie sei persönlich und privat, meine Neurose. »Das größte Geheimnis auf der Welt ist, dass es kein geheimnis gibt.« Claire Parnet und Gilles Deleuze. Ich glaube, unsere Geschichte ist performative Philosophie.

Die Künstlerin Hannah Wilke wurde als Arlene Butter im Jahr 1940 geboren und wuchs in Manhattan und Long Island auf. Sie starb im Alter von 52 an Krebs. Wilke produzierte viel und unablässig, und ihre Umtriebe bescherten ihr eine deutlich sichtbare Karriere. An einem bestimmten Punkt, vielleicht in den frühen 70ern, begann sich ihr Werk mit den folgenden Fragen zu beschäftigen:

Wenn es Frauen bislang nicht gelungen ist, »universelle« Kunst zu machen, weil wir im »Persönlichen« gefangen sind, warum universalisieren wir dann nicht das »Persönliche« und machen es zum Thema unserer Kunst?

Diese Frage überhaupt nur zu stellen, sie dann auch noch auszuleben, ist nach wie vor, auch heute noch, unglaublich wagemutig.

Im Jahr 1974, nachdem sie elf Jahre lang Zeichnungen, Keramik und skulpturale Wandarbeiten produziert hatte – von denen viele »derbe, mehrdeutige Darstellung[en] traditioneller weiblicher Symbolik« (Douglas Crimp, 1972) waren –, begann Hannah ihr eigenes Bildnis in ihre Kunst einzubringen. Ich weiß nicht, welche Erfahrungen oder Lebensumstände sie dazu veranlasst haben. Womöglich sah sie sich von Kritikerinnen wie Phyllis Derfner dazu gedrängt, die in Reaktion auf Hannahs Fotzen aus Wachmaschinenfusseln, die 1972 in der Feldman Gallery gezeigt wurden, schrieb:

»Manches hier ist durchaus gewitzt, doch es wird von aggressiver Ideologie überschwemmt. [...] Diese Ideologie ist die der Emanzipationsbewegung. Weibliche Körper werden gezeigt, doch nur auf oppressive, »sexistische Weise. Zur Überwindung all dessen soll Wilkes unverblümt repetitive Präsentation der intimsten Darstellungen weiblicher Sexualität beitragen. Mir ist jedoch nicht erkenntlich, wie das funktionieren soll. Es ist langweilig und oberflächlich.«

Anders als Judy Chicago und deren aufgeblasenen vaginalen Darstellungen der *Großen Fotzen der Geschichte* – eine Ausstellung, zu der jede Mutter der Welt ihre Tochter mitnehmen könnte – fürchtete sich Hannah nie davor, würdelos zu erscheinen, sich selbst in den Dreck zu ziehen, eine Fotze als Fotze zu bezeichnen. »Ich will das Publikum mit all dem beschmeißen, mit dem die Welt mich beschmeißt.« (Penny Arcade, 1982) Später berichtete Hannah der *Soho Weekly News*, dass sie das »Material« für die-

se Arbeit gesammelt habe, während sie mehrere Jahre lang Claes Oldenburgs Wäsche habe waschen müssen, mit dem sie damals zusammen gewesen war. Schon zu diesem Zeitpunkt war Hannah Neo-Dadaistin. Claes Oldenburg, großer männlicher Universalkünstler, geschanghait.

Im Jahr 1974 machte Wilke ihr erstes Video, *Gestures*. Nur einen Tag nach dem Tod ihres Schwagers gedreht, wurde *Gestures*, unter anderem, zu einem Ausdruck der Trauer und des Entsetzens, zu einem Versuch, den Körper nach dem Tod zu erreichen. Der Kritiker James Collins zeigte sich in *Artforum* begeistert. »Immer wenn ich ihre Arbeiten sehe, denke ich an Muschis«, erklärte er. Als früher Verfechter von Wilkes Werk beschrieb Collins *Gestures* folgendermaßen:

»Was die Erotik angeht, war Wilkes Video erfolgreicher – ›geiler‹ – als die Skulptur. Warum? Nun, zum einen tritt sie selbst im Video auf. Das Video ist wohl der Höhepunkt der Ausstellung, weil sie, indem sie an verschiedenen Stellen des Videos auftritt, nur ihren Kopf und ihre Hände benutzend, den faltenden Gesten mehr Bedeutung verleiht. Wie sie ihr Gesicht streichelt, knetet, säubert und schlägt, war äußerst interessant zu sehen, doch die Gesten des faltenden Munds waren am unanständigsten. Weil sie auf sinnliche Weise eine kulturelle Regel bricht, und das ist eine Definition von *erotisch*. Wie sie ihre Lippen drückt und dann zurückfaltet [...], ihren Mund als Ersatzvagina benutzt und ihre Zunge als Ersatzklitoris, zusammen mit ihrem Gesicht, mit dessen ganzer psychologischer Geschichte – all das war ganz schön starker Tobak!

Wilkes Position in der Kunstwelt stellt sich als merkwürdiges Paradox zwischen ihrer physischen Schönheit und ihrer sehr ernsthaften Kunst dar. Sie sehnt sich danach, ihre Sexualität zu verwirklichen. Doch ihr Versuch, sich mit diesem Dilemma im Rahmen der Frauenbewegung auseinanderzusetzen, besitzt einen rührenden Hauch von Pathos.«

Dabei ist doch eindeutig, dass die Paradoxe in Hannah Wilkes Werk eben nicht pathetisch sind, sondern politisch. (Das ist wie an jenem Abend, Dick, als du mir am Telefon sagtest, ich sei »passiv-aggressiv«. Falsch!) *Gestures* projiziert das, was am männlichen Umgang mit der weiblichen Sexualität so fragwürdig ist, auf die große Leinwand.

Unterdessen erkundete die Hannah-im-Werk sehr viel persönlichere und menschlichere Gründe.

»Ree Morton erzählte mir, dass sie, als sie das Video sah, beinahe geweint hätte«, erinnert sich Wilke mehrere Jahre später. »Ich hatte mich über die Pose hinaus geöffnet, und sie blickte hinter die Pose. Sie sah den Pathos jenseits der Pose.«

Hannah verwandelte sich aus freien Stücken in ein von ihr selbst erschaffenes Kunstwerk.

In SOS Starification Object Series (1974–1979) wendet sie sich im Dreiviertelprofil der Kamera zu, bloße Titten, die Jeans mit offenem Reißverschluss und einer Hand im Schritt. Ihre Augen sind bloß und schwer. Die langen Haare trägt sie in Lockenwicklern, die sie ganz offensichtlich selbst zuhause angelegt hat. Acht gekaute Kaugummis, so geformt, dass sie wie Vaginen aussehen, kleben ihr überall im Gesicht wie Narben oder Pickel. »Kaugummi hat eine gewisse Form, bevor man es kaut. Wenn es dann aber herauskommt, kommt es im Grunde als Abfall heraus«, sagte sie später. »In dieser Gesellschaft verbrauchen wir Menschen genauso wie wir Kaugummi verbrauchen.« In Gegenwart ihrer selbst war Hannah immer extrem schön.

Im Jahr 1977 produzierte sie ein weiteres Videoband namens *Intercourse With ...*, in dem von Liebhabern, Freunden und Familienmitgliedern hinterlassene Anrufbeantworternachrichten zu hören sind, während Hannah langsam nacheinander die mit Letraset-Buchstaben auf ihren nackten Körper geklebten Namen der verstörendsten Anrufer entfernt. »Werde dein eigener Mythos«, sagte sie.

So wie jedes andere Kunstwerk wurde auch Hannah für die Schakale der Kunstpresse zu einem am Straßenrand liegenden überfahrenen Tier. Buchstäblich auseinandergerissen. Ihr nackter Körper im Spagat zwischen den Interpretationen von Hippie-Männern, die sie als Avatar der sexuellen Befreiung betrachteten, und andererseits den Lesarten solch feindseliger Feministinnen wie Lucy Lippard, für die jede Form weiblicher Selbstzurschaustellung dem Patriarchat in die Hände spielte.

Hannah begann die Unmöglichkeit ihres Lebens, ihrer Kunst und ihrer Karriere als Material zu verwenden. Wenn die Kunst ein seismographisches Projekt ist, und wenn diesem Projekt mit Unverständnis begegnet wird, so muss auch das Scheitern zu seinem Projekt werden. Im Jahr 1976 gestaltete sie ein Plakat, das der berühmten U-Bahn-Werbung für die School of Visual Arts in Manhattan nachempfunden war, die verkündet hatte:

»Talent ist nicht viel wert, es sei denn, du weißt, was du damit anstellst.« Hannah reproduzierte diese Werbung mit einem Foto, auf dem sie übel zugerichtet war. Portrait der Künstlerin als Objekt: Sie trägt eine gehäkelte Schürze, die ihre nackten Titten kein bisschen verbirgt, und umklammert eine Micky-Maus-Puppe. Die inzwischen berühmten Kaugummi-Vaginen sind wie winzige Krusten überall auf ihrem Körper arrangiert. Auf einem späteren Plakat namens *Marxism and Art* trägt Hannah ein weit aufgeworfenes Männerhemd, das bloße Brüste frei gibt, gekaute Fotzen und einen breiten Männer-Schlips. »Hütet euch vor dem Faschistischen Feminismus«, steht auf dem Plakat.

Von Anfang an galt der Kritik Hannahs Bereitschaft, ihren Körper in ihrer Arbeit zu benutzen, als »narzisstischer« Akt (»Ein harmloser Hauch von Narzissmus durchweht diese Ausstellung [...]«, New York Times, 20. 9. 1975). Dieses merkwürdige Schlagwort folgt ihr sogar ins Grab, trotz der leidenschaftlichen Bemühungen von Autorinnen wie Amanda Jones und Laura Cottingham, es zu

entkräften. In seiner Rezension von *Intra-Venus*, Hannahs posthumer Ausstellung, beschreibt Ralph Rugoff die aufsehenerregenden Fotos der Künstlerin von ihrem vom Krebs zerstörten Körper als »außerordentlich ergreifenden Versuch über den Narzissmus.« Als könne für eine Frau der einzig mögliche Grund, sich öffentlich zu entblößen, selbsttherapeutischer Natur sein. Als ginge es eben nicht gerade darum, die Umstände der eigenen Objektivierung bloßzustellen. Als spiegele Hannah Wilke nicht auf brillante Weise die Vorurteile und Ängste ihres Publikums, indem sie es dazu einlud, mit ihr an einem *Naked Lunch* teilzunehmen.

Einige wenige kluge Männer wie beispielsweise Peter Frank und Gerrit Lansing erkannten die Strategie und den Witz in Hannahs Arbeiten, wenn auch vielleicht nicht ihre Kühnheit und den Preis, den sie zu zahlen hatte. Auch nicht die Tatsache, dass sie ein Genie war. Wie auch immer, die Kontroversen um ihr Werk sollten sich nie zu wirklichem Ruhm agglomerieren. Schon 1980 rümpfte Guy Trebay in der *Village Voice* die Nase, dass Hannahs Vagina »uns inzwischen so vertraut wie ein alter Schuh« sei. Hat man so etwas schon mal über Chris Burdens Penis gesagt?

Niemand außer Hannahs engsten Freunden und Familienmitgliedern erkannte die Anmut und den Idealismus, die ihrer Arbeit zugrunde liegen. Die Wärme. Die Menschlichkeit ihrer weiblichen Identität.

In einem großartigen Text aus dem Jahr 1976 erwies sich Hannah als die beste Kritikerin ihrer selbst:

»Das Gefühl der Sinnlichkeit mit einer übriggebliebenen Magie neu arrangieren, die aus Wäschefusseln hergestellt ist oder aus Latex, locker ausgelegt wie verletzlich exponierte Liebe [...]. Mich unablässig selbst in welcher aktuellen Situation auch immer entblößen [...]. Sowohl Herumspielen als auch Herumspringen. [...] Zu existieren anstatt Existentialistin zu sein, Objekte zu machen anstatt ein Objekt zu sein. Die Art und Weise, auf die mein Lächeln

ganz einfach leuchtet, die Art und Weise, auf die ich meinen Tee in kleinen Schlückchen trinke. Zuckerspender zu sein statt Salzstreuer, sich nicht auszuverkaufen ...«

Hannah Wilke Wittgenstein war reiner weiblicher Intellekt, ihr gesamtes entzückendes Wesen war zu einer paradoxen Prämisse ausgedehnt.

Im Jahr 1979 wechselte Claes Oldenburg, Hannahs Partner seit den späten 60ern, die Türschlösser aus, als sie eines Tages ausgegangen war, und heiratete eine andere. Sie rekonstruierte eine Sammlung von 50 Strahlenkanonen, die sie für eine seiner Arbeiten gesammelt hatte, und posierte nackt mit ihnen für eine Serie sogenannter »perfomalistischer Selbstportraits« namens So Help Me Hannah, in denen sie ihre liebsten klassischen Zitate aus der männlichen Philosophie und Kunst »veranschaulicht« und aufhebt.

Hannah Wilke über Ad Reinhardt: Sie sitzt nackt in einer Ecke, fühlt sich sichtbar hoffnungslos, Kopf in den Händen, die Beine gespreizt, High Heels. Sie ist von Spielzeugpistolen und Bazookas umgeben. »WAS STELLT DAS DAR/WAS STELLST DU DAR« lautet der Titel.

Hannah Wilke über Karl Marx: schwankend auf den Kolben eines Verbrennungsmotors posierend, in ihren hochhackigen Riemchensandalen, nackter Körper Teil der Maschine, im Profil macht Hannah einen Satz nach vorne, Spielzeugpistolen in der Hand. TAUSCHWERTE. (Werte tauschen? Wessen?)

Indem sie ihre komplexe menschliche Präsenz in diese Arbeiten hineinträgt, stellt Hannah Wilke sämtliche Slogans in Frage. Ihre Schönheit ist unwiderstehlich, doch genau wie in *Gestures* umgeht ihre Präsenz die Pose.

»Ich habe schon vor langer Zeit beschlossen, Jude zu sein. [...] Ich halte das für sehr viel wichtiger als meine Kunst«, erklärten R.B. Kitaj und Arnold Schönberg. Hannah Wilke sagte: »Feminismus im weitesten Sinne ist mir intrinsisch wichtiger als Kunst.« Niemand hat die beiden Männer je als schlechte Juden bezeichnet.

Die bitterste Ironie in Hannah Wilkes Karriere ist, dass ihre Imitatorinnen, die so viel weniger riskierten, in den frühen 80ern zu Kunststars wurden. »Wilkes Projektion ihrer selbst steht in entschiedenem Kontrast zu den weniger persönlichen Nachahmungen [...] der jüngsten Arbeiten Cindy Shermans, deren Verkleidungs«Maskeraden *au fond* kein bisschen weniger narzisstisch sind, doch irgendwie leichter als Kunst zu akzeptieren oder zu verdauen, weil sie das Selbst verkleiden und das Leid, weil sie den Schmerz und die Lust parodieren, die wir in Wilkes Kunst als wahrhaftig wahrnehmen«, argumentierte Lowery Stokes Sims 1984 in einem Katalog des New Museum. Doch bis dahin hatte die Kunstgeschichte Wilke schon längst als dämlich kategorisiert, ihre Imitatorinnen jedoch als klug:

Judith Barry und Sandy Flitterman, 1980: »[Weil Hannah Wilkes Kunst] keine Theorie zur Darstellung von Frauen innewohnt, stellt sie die Bilder von Frauen als unproblematisch dar. Sie berücksichtigt die gesellschaftlichen Widersprüche der ›Weiblichkeit‹ nicht.« (Screen: 35–39)

Catherine Liu, 1989: »Wilke ist wohlbekannt dafür, dass sie in ihrem Werk nackt auftritt. Mit ihrer eigenen Nacktheit projiziert sie ein hippieskes Wohlbehagen. Doch ihre Selbstentblößung, die sich in eine Art theoretischer sexueller Freiheit für Frauen übersetzt, ist ein zu oberflächlicher, ein zu einfacher Ansatz. Das Werk von Künstlerinnen wie Cindy Sherman und Aimee Rankin hat gezeigt, dass die weibliche Sexualität der Ort von ebenso viel Schmerz wie Lust ist.« (Artforum 12/89)

»Weil wir eine bestimmte Form von theoretischer Sprache ablehnten, nahmen die Leute ganz einfach an, dass wir dämlich seien«, erzählte mir die Dichterin Alice Notley letztes Jahr in Paris. Hannah Wilke verwandte lebenslang einen großen Teil ihrer Energie darauf, zu beweisen, dass sie recht hatte. Wenn Kunst ein seismografisches Projekt ist und wenn dieses Projekt zum Schei-

tern verurteilt ist, so muss auch das Scheitern thematisiert werden. Lieber Dick, das ist es, was mir klar wurde, als ich mich in dich verliebte.

»Natürlich war es so, dass Hannah tatsächlich zu einem Monster wurde«, sagte ich zu Warren Niesłuchowski. Warren ist ein Freund von mir, Kunstweltpersönlichkeit und Kritiker, ein ziemlich kluger und kultivierter Typ. Wir saßen auf Mike Kelleys Veranda beim Barbecue und brachten einander auf den aktuellen Stand. In der Kunstwelt kennt Warren einfach alle. Er hatte Hannah Anfang der 70er in dem Soho-Restaurant Food kennengelernt.

Warren kicherte. »Ja, das stimmt. Aber zu einem Monster von der falschen Sorte. Kein Monster wie etwa Picasso oder –« (und hier nannte er mehrere andere berühmte Männer). »Das Problem war, dass sie begonnen hatte, alles so schrecklich persönlich zu nehmen. Sie weigerte sich schlicht, etwas Vertrauen zu haben. Ihre Arbeit war keine Kunst mehr.«

Im Jahr 1985 drohte Claes Oldenburg dem Verlag University of Missouri Press mit einer einstweiligen Verfügung. Für ihre erste große Retrospektive bereitete der Verlag ein Buch über Hannah Wilkes Werk und Schriften vor.

Um seine »Privatsphäre« zu schützen, verlangte Claes Oldenburg, dass das Folgende aus dem Band entfernt werde: 1) Eine Fotografie ihrer Installation *Advertisements For Living*, auf der Claes gemeinsam mit Hannahs achtjähriger Nichte zu sehen war. 2) Jede Erwähnung seines Namens in Hannahs Schriften. 3) Die Reproduktionen eines kollaborativen Plakats, *Artists Make Toys*. 4) Zitate aus einem Briefwechsel zwischen ihm und Hannah, die zu Hannah Wilkes Text *I Object* gehörten.

Claes' Ruhm und die mangelnde Bereitschaft der Universität, Hannah Wilke zu verteidigen, ermöglichten es Oldenburg, einen großen Teil ihres Leben auszulöschen. *Eraser, Erase-her* – der Titel einer ihrer späteren Arbeiten. Ich erklärte Warren den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Monstern. »Weibliche Monster nehmen die Dinge so persönlich, wie sie wirklich sind. Sie setzen sich mit Fakten auseinander. Auch wenn sie sich nach einer Zurückweisung wie ein Mädchen fühlen, das nicht zur Party eingeladen wurde, müssen sie einfach den Grund für diese Zurückweisung begreifen.«

Monstrosität: das Selbst als Maschine. *Der Blob*, der gedankenlos verschluckt und sich überfrisst, die Gänge im Supermarkt hinunterrollt und Pfannkuchenmischungen und Wackelpeter und die gesamte Stadt absorbiert. Unklug und einfach nicht zu stoppen. Der wahre Schrecken des Films *Der Blob* ist der Schrecken der Furchtlosen. Um zum *Blob* zu werden, bedarf es einer gewissen Willenskraft.

Jede Frage, sobald sie einmal gestellt ist, ist ein Paradigma, beinhaltet ihre eigene interne Wahrheit. Wir müssen aufhören, uns mit falschen Fragen abzulenken. Und ich sagte zu Warren: Auch ich habe vor, zu einem weiblichen Monster zu werden.

In Liebe Chris

Eagle Rock, Los Angeles 6. Juli 1995

Lieber Dick,

letztes Wochenende fuhr ich nach Morro Bay hoch und schmiss zum ersten Mal seit 20 Jahren Acid. In der Nacht davor hatte ich von der Armut geträumt. Ganz egal, was die Reichen sagen, arm zu sein bedeutet nicht nur einen Mangel. Armut ist eine *Gestalt*, ein psychologischer Zustand.

Ich träumte von Renee Mosher, eine Künstlerin-Schreinerin-Tätowiererin, die in Upstate New York lebt, in der Stadt Thurman, in der sie auch geboren wurde. Renee hat zwei erwachsene Töchter, die sie alleine aufgezogen hat. Sie ist 39 oder so, und in meinem Traum sah sie alt und furchterregend aus, genau wie im Leben. Im Traum waren wir beste Freundinnen, wir erzählten einander alles. Doch als ich aufwachte, zirkulierte die Gewissheit, dass es unmöglich war, in einen adoleszenten Zustand zurückzukehren, in dem man sich seine Freunde aufgrund dessen auswählt, wer sie sind, und nicht nach ihren Lebensumständen, durch meine Venen wie schlechtes Blut. Wenn man alt ist, stirbt der Essentialismus. Man wird zu seinen eigenen Umständen. Renees Haus wird nächsten Monat zwangsversteigert, weil sie seit drei Jahren keine Steuern gezahlt hat. Mahnungen stapeln sich, manchmal öffnet sie sie. Und warum es überhaupt versuchen? Selbst wenn sie ihre Rechnungen begleicht, werden sich die Steuerforderungen ja doch nur wieder ansammeln. Sie kann es sich nicht leisten, das Haus zu halten. Sie wird in einen Wohnwagen ziehen. Sie wird wegziehen. Während Renee ein Küchenfester in meinem Haus installierte, platzte in ihrem Auge ein Blutgefäß. Der Arzt im Krankenhaus sagte, das sei

ihre Galle. Das kostete sie 60 Dollar. Wenn Renee krank wird, kann sie nicht arbeiten und hat keine Einkünfte. Die Armen schreiben keine Faxe, nahmen sich keine Anwälte und machen auch keine Deals mit dem Finanzamt von Warren. Sie werden krank, fühlen sich kurz vorm Durchdrehen, ziehen sich irgendwie aus der Affäre.

»Reiche sind lediglich Arme mit Geld«, sagte mein Boss, der der feineren Gesellschaft angehörte, vor 15 Jahren in New York. Doch das stimmt nicht. Es gibt eine Armutskultur, um die man nicht so einfach herumkommt.

John und Trevor waren seit September mit einer Kolonne von Schafscherern aus Wairarapa auf der Nordinsel unterwegs. Die Arbeit war lukrativ und schwer: Schichtbeginn um fünf, Feierabend um fünf, sieben Tage die Woche, es sei denn es regnete. Den ganzen Frühling redeten John und Trevor von dem Trip, den sie über Weihnachten machen wollten, wenn der Job erledigt war. Sie wollten Johns 61er V8 Holden auf die Straße bringen und auf eine Saufund-Bums-Tour durch Neuseeland abdüsen. Sie sprachen so viel über den Trip, dass wir alle schon glaubten, wir kämen ebenfalls mit. Sie verließen Pahiatua an Heiligabend. Doch am 26. Dezember hatten sie einen besoffenen Unfall mit Totalschaden. Sie gaben ihr ganzes gespartes Schafscherergeld für den Kautionsvermittler aus.

»Unser wichtigster Anspruch«, hast du, glaube ich, geschrieben, »bleibt der Anspruch auf das Recht, von einer Position aus zu sprechen.«

Das Acid kam aus San Francisco, und auf eine kalifornische Art war es sehr angenehm. Senffarbenes Sonnenlicht, das sich wie ein digitales Display in schäumenden Wellen spiegelte. Hohes Seegras, in den Dünen tanzend. Ist Armut der Mangel an Zugehörigkeit? LSD entsperrt den Standbildmechanismus hinter unseren Augen, es ermöglicht uns, zu erkennen, dass sich alle Materie unablässig bewegt. So sagt man jedenfalls. Doch während das Gras

und die Wolken sich so angenehm ineinander verknoteten, war ich mir durchaus bewusst, dass sie sich allenfalls sieben Stunden lang auf diese Weise ineinander verdrehen würden. Anders als all die berühmten kalifornischen LSD-Konsumenten, war ich enttäuscht und alles andere als begeistert, weil drogeninduzierte Halluzinationen so visuell und temporär sind.

Was sind Bilder im Vergleich zu den endlosen Tunneln des Lebens, im Vergleich zur Armutstraurigkeit und -schwermut? Intensität zu erleben bedeutet ja nicht zu wissen, wie alles ausgeht. Heute Morgen bot mir ein Vietnamveteran, der mit einer Horde schmutziger Kinder in einer Hütte neben der Reinigung in Eagle Rock lebt, 2000 Dollar auf die Hand für mein Auto, das kaum 1000 Dollar wert ist. Warum? Weil es (ein Rambler von 1967) ihn an seine verstorbene Mutter erinnerte, an das Auto, das sie früher fuhr. Wir klammern uns an Symbole, Talismane, an Auslöser von Assoziationen an all das, was für immer verloren ist.

(Jahrelang habe ich zu schreiben versucht, doch die Widersprüche meines Lebens machten es unmöglich, eine wirkliche Position einzunehmen. Und »wer« bin »ich«? Dich & mein Scheitern zu akzeptieren hat alles verändert, weil ich jetzt weiß, dass ich niemand bin. Und es gibt viel zu sagen ...)

Ich will dir von der Schizophrenie schreiben (»Der Schizophrene glaubt, dass er ein Niemand ist«, R. D. Laing), obwohl ich nicht einmal auch nur die geringsten Voraussetzungen besitze, über dieses Thema zu sprechen, weil ich es nie studiert, geschweige denn persönlich durchlebt habe. Doch ich benutze dich, um eine gewisse schizophrene Atmosphäre zu schaffen, ODER; Liebe ist Schizophrenie, ODER; ich verspürte einen schizophrenen Reiz in unserer Konfluenz gemeinsamer Interessen – wer von uns beiden ist wahnsinniger? Die Schizophrenie ist ein Zustand, zu dem ich mich, seitdem ich 16 bin, hingezogen fühle wie eine Schwulenmutti. »Warum sind alle, die ich liebe, verrückt?«, so ging ein Punk-Rock-Song

von Ann Rower. Jahrelang war ich die beste Freundin, die Vertraute von Schizophrenen. Ich lebte durch sie, sie sprachen mit mir. In Neuseeland und New York dienten mir Ruffo, Brian, Erje und Michelle, Liza, Debbe und Dan als Anknüpfungspunkte und ermöglichten es mir, mich anzunähern. Doch weil diese Freundschaften immer mit einem Verschwinden zu Ende gingen, mit Schusswaffen und Diebstählen und Drohungen, hatte ich längst aufgegeben, als wir uns trafen.

Als ich dich fragte, ob du studiert hattest, reagiertest du, als hätte ich gefragt, ob du noch immer gerne Schweine ficktest. »Natürlich habe ich studiert.« Immerhin hänge davon dein aktueller Job ab. Doch an den vielen Fußnoten in allem, was du geschrieben hattest, konnte ich sehen, dass das nicht stimmte. Du magst Bücher viel zu sehr, und du hältst Bücher für deine Freunde. Das eine Buch führt dich zum nächsten wie serielle Monogamie. Lieber Dick, ich habe nie studiert, doch jedes Mal, wenn ich in eine Bibliothek gehe, kriege ich einen Rausch wie beim Sex oder wie während der ersten Minuten auf Acid, wenn man gerade beginnt abzuheben. Mein Gehirn wird ganz cremig vor lauter assoziativen Gedanken. Hier sind einige Notizen, die ich mir zur Schizophrenie gemacht habe:

1. Silvano Arieti schreibt in *The Interpretation of Schizophrenia*, dass Schizophrene im Reich des »Paleologischen« agieren: in einem Denksystem, das entgegen aller Rationalität darauf beharrt, dass »A« gleichzeitig sowohl »A« als auch »nicht-A« sein kann. Wenn LSD eine Bewegung offenbart, so offenbart die Schizophrenie einen Inhalt, d. h. Assoziationsmuster. Schizophrene dringen bis über die »Bedeutungskette« (Lacan) der Sprache hinaus und in das Reich des reinen Zufalls vor. Die Zeit breitet sich in sämtliche Richtungen aus. Die Zeit auf diese Weise zu erfahren, bedeutet unablässig auf einer Droge zu sein, die die visuellen Effekte von LSD mit der Omnipotenz, Luzidität von Heroin kombiniert. Wie

in einer Borges-Welt, wo ein einzelner Moment sich zu einem Universum entfalten kann. Im Jahr 1974 beschrieben Brion Gysin und William Burroughs in *The Third Mind* ihre Zeitreise-Experimente, die sie mithilfe ihres Bewusstsein für den Zufall durchgeführt hatten. *The Third Mind* ist ein Selbsthilfebuch. Wenn man ihren Methoden folgt (etwa »Teilen Sie die Seiten eines Notizbuchs in drei Spalten auf. Halten Sie in jedem einzelnen Moment fest, was Sie gerade tun, denken, lesen ...«), so könnte dies eigentlich jeder tun, d. h. sich »selbst« verlassen und die frakturierte Zeit betreten.

2. Ruffo war 42 und wartete in Wellington in Neuseeland auf eine Lobotomie. Inmitten von Wellingtons sehr limitiertem Ensemble von »Charakteren« war er ein unverwechselbarer Anblick – groß und wie ein Bär, Büschel glatten schwarzen Haars, schlechte Zähne, breites Lächeln, eine Energie und Offenheit hinter braunen Augen, die nicht englisch, die nicht »europäisch« war. Unabhängig von der Jahreszeit trug Ruffo einen braunen Tweed-Mantel, den er wie eine Soutane über eine Hose aus Hai-Leder um sich gewickelt hatte. Von der neuseeländischen Gesundheitsbehörde als unheilbar diagnostiziert, verkörperte Ruffo den zivilisiertesten »Schizophrenen«, den man sich vorstellen kann. Er tobte nie. Genau genommen, sprach er eigentlich überhaupt nie, ohne mit außergewöhnlicher Sorgfalt die Wirkung seiner Worte zu durchdenken. Während er privat unter wahnhaften Störungen gelitten haben mag, war er im Grunde nicht darauf aus, irgendeine besondere Botschaft zu vermitteln. Er hatte keine Verschwörungen entdeckt, und wenn aus dem Radio, dem Fernsehen oder aus Bäumen Stimmen zu ihm sprachen, so übersetzte er sie nie. Seine Freunde waren seine Wähler, doch anders als andere Politiker war Ruffo außerordentlich geduldig. Wenn Pläne für ihn gemacht wurden, dienten sie vielleicht nur zu seinem Besten. Die Wohlfahrtsbehörde, die ihm seine Schecks sandte, hoffte, dass Ruffo, wenn er erst einmal um eine Hälfte seines Gehirns erleichtert worden sei, arbeitsfähig würde, damit er auf eigenen Beinen stehen konnte. Darüber war er kein bisschen verbittert.

Sechs Monate im Jahr schlugen Südwinde und Regen auf Wellington ein. Die Winter waren gewaltig und mythisch. In einigen Jahren installierte man in der Innenstadt Führungsseile, damit die leichteren Einwohner der Stadt nicht weggeweht wurden: dünne Menschen in Parkas aus Öltuch, die über den Autos auf der Taranaki Street schwebten, wie Ballons von der Stadt zum Hafen wehten, geradewegs über die Cooks Strait zur Südinsel bis über Picton Ferry hinweg. Mehr oder weniger jedes Jahr erschien in der Wochenzeitung New Zealand Listener der Artikel einer distinguierten kulturellen Persönlichkeit (eines Schriftstellers oder eines Fernsehstars, der nach »Übersee« gereist war), in dem Wellington mit London oder Manhattan verglichen wurde. Die ganze Stadt war wie im Wahn.

Manchmal brach im Anschluss an die Fluten ein schöner, funkelnder Tag aus dem Nichts hervor, wie der achte Tag der Schöpfung, und dies waren die Tage, an denen Ruffo in seinem Mantel aus seinem möblierten Zimmer auf der Ohaka Terrace auftauchte wie ein Tier, das aus seinem Versteck hervorkroch. Ich fühlte mich jedes Mal gleich besser, wenn ich ihm über den Weg lief. Anders als die meisten in dieser so selbstbewusst provinziellen Stadt, war Ruffo intelligent und neugierig. Wenn er einen ansah, dann sah er einen wirklich. Er war eine zivilisierende Präsenz, verwandelte Wellington in Joyces Dublin.

Wenn Ruffo einem vertraute, dann lud er einen in sein Zimmer ein, in einen möblierten Raum, der im Untergeschoss eines Holzhauses für ihn eingerichtet worden war, das der Vermieter vor Jahren aufgegeben und an die Sozialhilfe abgetreten haben musste. Man gelangte dorthin, indem man einen dornigen und zerfurchten asphaltierten Weg hinunterging. Eigentlich war Ruffo ein talentierter Künstler. Kaum jemand in Neuseeland malte damals ohne institutionellen Segen, mindestens drei Jahre Kunsthochschule, dann eine Galerie, doch Ruffo malte auch ohne all das: Er malte Siebdruckvorlagen, Bühnenbilder, Cartoon-Plakate für seine Freunde in Theatergruppen und Bands.

Als ich Jahre später wieder nach Wellington kam, erfuhr ich, dass Ruffo der Segen der Lobotomie zuteilgeworden war, und dass er noch immer in der Stadt lebte. Er hatte sogar gerade eine Ausstellung in der Galerie des Gemeindezentrums in der Willis Street. Ich nahm das Geld, das ich für einen Vortrag an der Universität über all die Halbnamen bekommen hatte, mit denen ich in New York zusammenarbeitete, und kaufte das Gemälde, das mir am besten gefiel. Es zeigt einen Spießbürger in einem schönen grauen Anzug im Stil der 80er, der an der Ecke von Aro Street und Ohaka Terrace in den Hörer einer roten Telefonzelle grinst. Die Sprechmuschel ist ein menschliches Ohr. Die Straße ist eine Verkehrskakophonie, doch zwischen all den klecksartigen Autos lässt sich ein schwaches Durcheinander von Büschen erkennen. Gelbe Wolken dehnen sich über einen blau-pinken Makrelenhimmel aus. In Ruffos postmodernem Wellington trifft Der eindimensionale Mensch noch immer auf Katherine Mansfield.

In das Privileg eines Besuchs bei Ruffo mischte sich immer auch ein wenig Traurigkeit. Sein Kellerzimmer war dunkel und zugemüllt. Während er sich durch Zeitungen und schmutzige Kleidung grub, um eine Kanne Tee zu kochen, sah Ruffo niemals nur irgendetwas optimistisch. Er war ein schizophrener Realist. Er machte sich niemals irgendwelche falschen Hoffnungen auf eine Kunstkarriere. Wenn er sich richtig schlecht fühlte, dann verschwand er, einfach um nicht zuhause sein zu müssen, doch er war nie gemein oder unfreundlich. Besuche liefen nach seinen Regeln ab, folgten einem kontinentalen Modell. Er sprach nicht viel über sich selbst, er schnüffelte nicht im Leben oder in den Problemen seiner Besucher herum. Ein Besuch bei ihm war, als reise man in

ein anderes Land. Das störte mich nicht, weil ich wollte, dass er mir beibrachte, wie ich sein könne. Ich liebte ihn. Ich war 16 und eine Fremde.

- 3. David Rosenhan zufolge ist Schizophrenie eine sich selbst erfüllende Diagnose. In seinem Experiment wurden acht vollkommen gesunde Menschen in psychiatrische Krankenhäuser eingewiesen, nachdem sie behauptet hatten, Stimmen zu hören. Obwohl sie sich von nun an vollkommen »normal« verhielten, benutzten die Angestellten alles, was sie sagten und taten, zum Beweis ihrer vermeintlichen »Psychose«.
- 4. Weil Schizophrene in einer Vielzahl von Realitäten zuhause sind, gelten für sie keine Widersprüche. Wie kubistische Chemiker spalten sie alles auf, um die Elemente dann neu zu arrangieren.
- 5. Ich mag den Ausdruck paläologisch, weil er ägyptisch klingt. Am Ende von Wechselstrom/Gleichstrom, einem Theaterstück von Heathcote Williams, führt die Figur Perowne eine Operation durch, die als Selbst-Trepanieren bekannt ist. Perowne ist vagabundierender Mathematiker, den all die Sex- & Hirnfick-Mätzchen seiner verdrogten Freunde ganz einfach nur langweilen. Weil er sich nicht nach »menschlicher Liebe« sehnt, beschäftigt er sich gar nicht erst mit der Psychologie. Viel mehr interessiert er sich für den Fluss der Systeme. Beim Trepanieren, dessen moderne Grundlagen in London von Bart Hughes und Amanda Feilding gelegt worden waren, bekommt man ein Loch in den Schädel gebohrt. Die blutende Wunde weitet die Kapillaren rund um die Hirnanhangsdrüse des Trepanierungspatienten. Das dritte Auge öffnet sich. Ich weiß nicht, wie genau man die richtige Stelle festlegt oder die genaue Tiefe der Inzision, doch Amanda Feilding hat einen Film gedreht, in dem sie es an sich selbst in ihrer Küche durchführt. Und in dem Theaterstück, als Perowne sich selbst trepaniert, explodiert seine Sprache. Er zetert, er singt in Hieroglyphen.
 - 6. Félix Guattari, der gemeinsam mit Gilles Deleuze Anti-Ödi-

pus: Kapitalismus und Schizophrenie verfasst hat, widersprach der Art und Weise, wie Arieti das Wort »paläologisch« benutzt hatte, um die Schizophrenie zu beschreiben. »Paläologisch«, sagte Félix einmal, »scheint die Rückkehr zu einem unbestimmten uranfänglichen Zustand zu implizieren. Doch ganz im Gegenteil - die Schizophrenie ist bestens organisiert.« Natürlich erweiterte Félix hiermit seine Analogie zwischen Kapitalismus und Schizophrenie. Beides sind komplexe Systeme, die auf einem Paradox gründen, in dem jeweils separate Teile nach verborgenen Gesetzen operieren. Beide rationalisieren die Fragmentierung. Die Ethik des Kapitalismus ist vollkommen schizophren, d. h. sie ist widersprüchlich und heuchlerisch. Billig kaufen, teuer verkaufen. Mit allen Mitteln versucht die Psychiatrie, dies geheimzuhalten, indem sie sämtliche Störungen auf das Heilige Dreieck Mama-Papa-Ich zurückführt. »Das Unbewusste muss geschaffen werden«, schrieb Félix in Le »Voyage de Mary Barnes. Ein brillantes Modell.

Und dennoch. Perownes Sanftmut erinnerte mich an diejenige Ruffos.

7. Die Schizophrenie besteht aus der Setzung des Wortes »deshalb« zwischen die beiden Bestandteile eines radikalen Gedankensprungs. Als ich letzte Woche nach Bishop hinauffuhr, war ich von zweierlei überzeugt: 1. dass ich heute keinen Strafzettel für zu schnelles Fahren erhalten werde; 2. dass ich innerhalb der nächsten fünf Jahre sterben werde. Ich bekam keinen Strafzettel, deshalb –

(Wenn der eigene Kopf vor Ideen explodiert, dann muss man einen Grund dafür finden. Deshalb sind Forschen und Recherchieren zwei Formen der Schizophrenie. Wenn die Realität unerträglich ist und man einfach nicht aufgeben will, dann muss man die Muster verstehen. »Die Schizophrenie«, schrieb Géza Róheim, »ist die magische Psychose.« Eine Wahrheitssuche. Eine Zufallsorgie.)

Vor zwei Stunden machte ich eine Pause, nachdem ich all dies

geschrieben hatte, um einen Spaziergang zu machen, bevor die Sonne unterging. Mir war danach, Willie Nelsons »Crazy« von der *Red Hot + Country*-CD zu hören, bevor ich hinausging, doch ich tat es nicht. Als ich um die Kurve auf Terrace 49 bog, mein üblicher Spaziergang, strömte, und ich meine: strömte, »Crazy«, in der Version von Patsy Kline, aus dem Fenster eines Hauses. Ich lehnte mich an einen Zaun auf der anderen Straßenseite und sah dem Haus dabei zu, wie es abhob. Ein Moment wie in der Oper oder wie im Kino, alles in einem einzigen Standbild festgehalten, von dem man high wird. Oh Dick, ich will ein Intellektueller sein so wie du.

8. Erinnerst du dich an jene Nacht im Februar bei dir zuhause, als ich dir erzählte, wie ich Vegetarierin geworden war, während du das Abendessen zubereitetest? Ich war mit Sylvère bei einem Essen in Félix' Loft. Die Berliner Mauer war gerade gefallen. Er, Félix und Toni Negri und François, ein etwas jüngerer Anhänger von Félix, der beim französischen Rundfunk arbeitete, planten eine Diskussionsrunde im Fernsehen über die »Zukunft der Linken«. Sylvère sollte eine Live-Diskussion zwischen Félix und Tony und dem deutschen Dramatiker Heiner Müller moderieren. Sie benötigten einen weiteren Sprecher. Es schien mir kaum vorstellbar, dass sich irgendjemand für die Unterhaltung einer derart homogenen Crew interessieren sollte: vier weiße, europäische Heteromänner in ihren 50ern, alle mit kinderlosen jüngeren Frauen in ihren frühen 30ern zusammen. Manchmal ist der Zufall auf einfach deprimierende Weise unvermeidbar. Ganz egal, was auch immer diese vier Männer sagen, es ist so, als hätten sie es längst bereits gesagt. In Félix' Buch Chaosophy gibt es eine großartige Auseinandersetzung mit der Schizophrenie, ein Gespräch zwischen ihm, Deleuze und acht führenden Intellektuellen Frankreichs. Alles Männer. Wenn wir tatsächlich die Wirklichkeit verändern wollen, warum verändern wir sie dann nicht? Oh Dick, tief in mir drin habe ich das Gefühl, dass auch du utopisch bist.

»Was ist mit Christa Wolf?«, fragte ich. (Damals gründete sie in Deutschland gerade eine neo-sozialistische Partei.) Und alle von Félix' Gästen, diese kulturell bedeutenden, schweinebackigen Männer mit ihren parisisch-gestriegelten, stummen jüngeren Frauen, saßen einfach nur da und starrten. Endlich antwortete der kommunistische Philosoph Negri gnädig: »Christa Wolf ist keine Intellektuelle.« Mit einem Mal wurde ich mir dessen bewusst, was es zum Abendessen gab: einen blutigen Spießbraten, den die *Bonne Femme* an jenem Nachmittag zubereitet hatte. Er schwebte in der Mitte des Tisches.

9. In Neuseeland gibt es sehr viel Wahnsinn. Ein berühmtes Gedicht von Alistair Campbell, *Wie du bin ich gefangen*, war an eine namenlose suizidale Frau gerichtet, der eine Schizophrenie diagnostiziert worden war. *Wie du bin ich gefangen* beansprucht das Recht des Dichters, sich selbst in die psychische Lage einer anderen Person hineinzuprojizieren. Es ist ein wunderschönes Gedicht, doch ich weiß nicht, ob ich es ihm abnehme. Es gibt so viel Wahnsinn in Neuseeland, weil es ein niederträchtiges und isoliertes kleines Land ist. Jeder, der zu viel empfindet oder irgendetwas Extremes ausstrahlt, wird sehr rasch sehr einsam.

Winter, irgendwann in den 70ern, auf der Boulcott Terrace in Downtown Wellington: Ich besuche meine Freundin Mary Mc-Cleod, die ohne guten Grund schon mehrmals in Nervenkliniken eingewiesen worden war. Mary ist Teilzeitstudentin, Vollzeitbewohnerin von Paul Bryces betreutem Wohnprojekt für »Schizophrene«. Außer dem respektvollen Schweigen, das auf jede einzelne seiner Plattitüden folgt (Paul ist lizenzierter Therapeut), ähnelt Boulcott Terrace mehr oder weniger allen anderen Kiwi-Hippiekommunen. Wer will, kann ein- oder ausziehen, solange er seine Miete bezahlt und etwas Essensgeld für die Mieze entrichtet. Vielleicht hat sich ja Paul mit R.D. Laing und dessen Experiment in Kingsley Hall beschäftigt, doch das ist nicht sehr wahrscheinlich.

Boulcott Terrace ist weniger ein Experiment als ein Ventil für fehlgeleiteten Hippie-Altruismus. Es ist ein Ableger von Jerusalem, der katholischen Landkommune des Dichters James K. Baxter. Draußen heult der Wind, und es regnet. Jeder Südwind rüttelt an den zerbrochenen Bleiglasfenstern. Einige Bewohner, vor allem Typen, sitzen um einen Elektroheizstrahler im Wohnzimmer und trinken Tee und Bier. Ein typischer Boulcott-Terrace-Abend.

Mary ist 22, eine große, mürrische Blonde, die sich ein wenig mit Hexerei beschäftigt. Langes strähniges Haar fällt über den sackartigen Mantel aus dem Secondhandladen, den sie trägt, um ihren Babyspeck zu verstecken. Ich interessiere mich für Mary, weil sie so schamlos unglücklich ist. Darüber hinaus haben wir nicht viel gemeinsam, doch das ist kein Problem, weil es in dieser Welt sowieso kaum jemals private Unterhaltungen gibt. Plötzlich raschelt es im Gestrüpp, das die zerschlagenen französischen Fenster maskiert. Es ist Flachwichser-Nigel, der ernsthaft Gestörteste der Crew, der sein Gesicht gegen das Glas quetscht und es ableckt. Ein Chor aus »Iiiiiiiiihhh, ekelhaft! Verpiss dich!«, ertönt überall im Raum. Paul klärt mich über Nigels traurigen Fall auf. Später an jenem Abend jagt Nigel seine Faust geradewegs durch das Fenster. Jahre danach sehe ich Paul in einem Eisenwarenladen auf der 2nd Avenue. Er ist Ende 30, sieht gepflegt und adrett aus, aber auch sehr mitgenommen. Paul ist in New York, um eine Psychodramaklasse zu besuchen. Er lebt in Sydney. Ich werfe meine Arme um ihn, fühle mich in der Umarmung so, als erstreckte ich mich eine ganze Spiegelhalle hinunter und zurück in die Vergangenheit. In New York City in irgendeiner Form Wellington zu begegnen ist reine Zauberei, filmische Synchronizität. Ich will Paul alles berichten, das seit meiner Abreise geschehen ist. Ich bin überwältigt. Er jedoch nicht, weil er im Grunde nie wirklich weggegangen und Wellington für ihn nicht in mythischer Vergangenheit festgefroren ist.

10. Letzten Winter, als ich mich in dich verliebte und Sylvère verließ und alleine zurück aufs Land zog, fand ich die zweite Geschichte wieder, die ich je geschrieben hatte, zwanzig Jahre zuvor in Wellington. Sie war in der dritten Person verfasst, in der Person, die die meisten Mädchen benutzen, wenn sie über sich selbst sprechen wollen, ohne davon auszugehen, dass irgendjemand zuhört. »Sonntagnachmittag, immer und immer wieder«, eröffnete die Geschichte. »Die Möglichkeiten sind nicht endlos.« Namen und tatsächliche Ereignisse hatte ich sorgfältig ausgelassen, doch die Geschichte beschreibt den Herzschmerz und die Verlassenheit, die ich empfunden hatte, nachdem ich einen Heiligabend mit dem Schauspieler Ian Martinson verbracht hatte.

Ich begegnete Ian bei einer nächtlichen Party im BLERTA-Haus auf der Aro Street. BLERTA war eine herumreisende Rock-&-Roll-Tourneekommune – ein Haufen von Typen und Freunden und Ehefrauen. Sie tourten mit einem alten Bus im Land umher, der mit Cartoons von Ruffo bemalt war. Ian Martinson hatte soeben einen kurzen Fernsehfilm über Alistair Campbells Gedicht *Wie du bin ich gefangen* gedreht, und ich hatte den Film für die Tageszeitung rezensiert. Auf dieser Party war ich das einzige Mädchen ohne Begleitung, die einzige Journalistin, der einzige Nicht-Hippie, die einzige unter 21 – allesamt ernsthafte Nachteile, also war ich unglaublich geschmeichelt, als Ian sich um meinen Stuhl herumbewegte und in meiner Nähe abhing. Fane Flaws rollte auf dem Teppich herum wie ein betrunkener Tausendfüßler, Bruno Lawrence hielt die Party mit einer Reihe schmutziger Witze am Laufen. Ian Martinson und ich sprachen über Lyrik aus Neuseeland.

Gegen drei Uhr morgens stolperten wir die Straße hinauf zu mir, um zu ficken. »Aro« bedeutet »Liebe« auf Maori. Die Worte hatten uns im selben Moment verlassen, in dem wir die Party verließen. Wir waren nur mehr zwei Leute, die weit außerhalb unserer Körper die Straße hinaufliefen. Wir waren beide ziemlich betrunken, und der Übergang von unserem Gespräch hin zum Sex war unmöglich, doch wir versuchten es immerhin. Wir zogen uns aus. Zuerst bekam Ian keinen hoch, und als es endlich klappte, fickte er mich wie ein Roboter. Er wog ziemlich viel, das Bett war alt und irgendwie matschig. Ich wollte, dass er mich küsste. Er wandte sich ab, schlief ein, vielleicht habe ich geweint. Um acht Uhr morgens stand er ohne ein Wort auf und zog sich an. »Das ist das wohl erbärmlichste Weihnachten in meinem ganzen Leben«, murmelte der Katholik Ian, als er ging.

Sechs Wochen später lief *Douglas Weir*, der erste von Neuseelands neuem Zweiten Fernsehen produzierte Fernsehfilm. Der Pilot Douglas Weir wurde mit Subtilität, Brillanz und Überzeugung gespielt von ... Ian Martinson. An diesem Abend saß ich in meinem Schlafzimmer mit der Schreibmaschine vorm Fernseher und schrieb eine Rezension für die Wellingtoner *Evening Post*, fühlte mich wie Faye Dunaway, die sich in *Chinatown* von Jack Nicholson verprügeln lassen muss. Ich war Journalistin ... ein Mädchen ... eine Journalistin ... ein Mädchen. Hass und Demütigung sammelten sich, stiegen von der Brust auf und in meine Kehle, während ich die zehn Absätze schrieb und Ian Martinson abfeierte. In jenem Jahr wurde er für seine Rolle als Douglas Weir zum besten Hauptdarsteller gekürt.

Dieser Vorfall gerann zu einer Philosophie: Kunst tritt an die Stelle dessen, was persönlich ist. Diese Philosophie ist dem Patriarchat vollkommen dienlich, und ich folgte ihr mehr oder weniger zwanzig Jahre lang.

Das heißt: bis ich dich traf.

11. Am 19. April um zehn Uhr abends und um ein Uhr nachts rief ich dich von meiner Wohnung im East Village an. Du warst nicht daheim. Am nächsten Abend probierte ich es zwischen elf Uhr abends New Yorker Zeit und Mitternacht noch insgesamt dreimal. Ferngesprächsrechnungen füllen die Lücken in meinen

Tagebüchern. Am nächsten Tag, dem 20. April, einem Donnerstag, verließ ich New York Richtung Norden und fuhr nach Thurman. Eiskalter Wind, nackte Bäume, graue Gewitterwolken. Es war der Beginn des Osterwochenendes. An jenem Abend zwischen halb zehn und halb zwölf Ostküstenzeit probierte ich es vier weitere Male, legte jedoch auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Jedem Anruf bei dir, meiner Telefonrechnung zufolge, ging ein verzweifelter Anruf bei Sylvère in New York City voraus. Diese Anrufe dauerten sechs und neunzehn Minuten, eine und eine halbe Minute. Um Viertel vor zwei morgens (Viertel vor elf bei dir) versuchte ich es noch einmal. Diesmal war besetzt. Ich saß herum und rauchte an meinem Schreibtisch zwanzig Minuten lang Kette. Und als ich deine Nummer um fünf nach zwei Uhr morgens schließlich noch einmal wählte, kam ich durch, und du nahmst ab, und endlich hatte ich dich erreicht.

- 12. In einer Science-Fiction-Geschichte, deren Namen und Verfasser ich vergessen habe, sanktioniert, ja: heiligt, eine Gruppe, die rund um utopische Empfindungen zusammengefunden hat, den Gruppensex, indem sie bestimmte sexuelle Elemente als Geschenke von Außerirdischen beschreibt. »Die Gabe des Berührens«, »die Gabe des Flüsterns«. Ich bin überzeugt, dass ich »die Gabe des Schreibens« von dir erhalten habe.
- 13. Schizophrenen ist die Fähigkeit gegeben, die Gedanken anderer Menschen zu lesen. Unvermittelt fließende Ströme, ohne jede gesprochene Sprache. Wie der Roboter in *Star Wars*, der sämtliche Codes knacken kann, einfach indem er in eine Maschine hineingreift, können Schizophrene jemanden sofort situieren: seine Gedanken und seine Wünsche, seine Schwächen und Erwartungen. Und ist »Situation« nicht vollkommen schizo als Wort, sowohl als Nomen als auch als Verb »situieren«??? »Der Schizophrene [...] platzt urplötzlich mit den unglaublichsten Details aus Ihrem Privatleben heraus, mit Dingen, von denen Sie nicht gedacht hätten,

dass sie nur irgendwer wissen kann, und er wird Ihnen auf die abrupteste Weise Wahrheiten enthüllen, von denen Sie gedacht hatten, dass sie vollkommen geheim seien«, sagte Félix in einem Interview mit Caroline Laure und Vittorio Marchetti (Chaosophy). Schizophrene sind nicht in sich selbst versunken. In ihren Assoziationen sind sie hyperaktiv. Die Welt wird ganz cremig wie eine Bibliothek. Und Schizophrene sind die großzügigsten aller Forscher, weil sie emotional gleich hier sind, denn es ist ja nicht so, als formulierten, observierten sie nur. Sie sind bereit, sämtliche Erwartungen der situierten Person zu erfüllen. »Der Schizophrene gewinnt blitzschnell Zugang zu Ihnen«, fuhr Félix fort. »Er internalisiert sämtliche Verbindungen zwischen sich selbst und Ihnen, macht diese Verbindung zu einem Teil seines subjektiven Systems.« Dies ist die mächtigste Form der Empathie: Schizophrene verwandeln sich in Seher und agieren durch ihr Werden diese Vision dann aus. Doch wann wird Empathie zu Auflösung?

14. Als ich im Mai meine Telefonrechnung erhielt, war ich überrascht zu sehen, dass wir in jener Nacht – in der Nacht des 21. April, in der Nacht unseres allerletzten Gesprächs, das wir je führen sollten – 80 Minuten lang gesprochen hatten. Es hatte sich kaum wie 20 angefühlt.

15. Niemand – und von allen, die es noch am besten können, erst recht die Schizophrenen nicht – kann ewig in diesem erhöhten Zustand der reflektierten Rezeptivität leben. Weil diese Empathie unfreiwillig ist, gibt es hier Schreckliches. Kontrollverlust, ein Leck. Zu jemand anderem werden oder, noch schlimmer, zu nichts weiter werden als zu dem schwingenden Feld zwischen zwei Menschen.

»Und wer bist du?« Brion Gysins Frage, die er eigentlich gestellt hatte, um die Authentizität der Autorschaft lächerlich zu machen (»Seit wann gehören Worte irgendwem? ›Deine ureigenen Worte zumal. Und wer bist du?«), wird immer furchterregender, je län-

ger man über sie nachdenkt. In Minneapolis, als ich mit einem Morbus-Crohn-Anfall zusammenbrach, nachdem mir klar geworden war, dass Sylvère mich nicht liebte, lag ich im Fieber und vor Schmerzen zusammengekrümmt auf der Couch eines Fremden und halluzinierte durch wirbelnde Partikel hindurch auf ein Gesicht hinter meinem Gesicht zu. Bevor sie mir die Schläuche durch die Nase steckten, wusste ich, dass »ich« »nirgendwo« »war«.

16. Dich in jener Nacht anzurufen, war reine Folter, doch ich hatte mir geschworen, es irgendwie durchzustehen. »Ich muss dich einfach wissen lassen«, sagte ich, »wie ich mich letztes Wochenende in L.A. fühlte, nachdem ich dich gesehen hatte.« (Seitdem waren zehn Tage vergangen, und mein Körper war vor Übelkeit noch immer ganz verschlossen.) »Wenn ich dir das nicht erzählen kann, werde ich keine andere Wahl haben, als dich von ganzem Herzen zu hassen, vielleicht auch öffentlich.«

Du sagtest: »Ich bin deine ganze emotionale Erpressung so leid.«

Doch ich fuhr fort und erzählte dir, dass ich, als ich an jenem Mittwoch, dem 12. April, nach New York zurückkam, drei verschiedene Ausschläge bekam: einen Ausschlag, von dem meine Augen ganz zugeschwollen waren, einen Ausschlag, der quer über mein Gesicht verlief, und einen weiteren Ausschlag rund um meinen Oberkörper.

Du sagtest: »Dafür bin ich nicht verantwortlich.«

Irgendwie hatte ich an jenem Dienstagabend im Flugzeug meine Magenschmerzen exorzieren können, die am Abend zuvor in L. A. begonnen hatten, an jenem Abend, an dem ich angerufen hatte, um mich so von dir zu verabschieden, wie du es von mir gewollt hattest. Während ich irgendwo über Denver in dem winzigen Eckchen hinter dem Cockpit hin- und herlief, Sylvère durch das Flugzeugtelefon hinunter anschrie, hatte ich mich gegen ein weiteres Aufflackern des Morbus Crohn verbarrikadiert, doch der

somatische Körper lässt sich nicht abweisen, er ist wie eine Autobahn. Öffnet man eine weitere Verkehrsspur, so füllt auch diese sich genauso schnell wie die anderen zuvor. Mittwochmorgen brach ich mit Ausschlägen, Tränen, mit Pilzinfektion und Blasenentzündung zusammen. Ein so ausreichend diffuses Leiden, dass Dr. Blum mir fünf verschiedene Medikamente verschrieb. Ich holte die Arzneien ab und verließ New York City Richtung Norden. Und jetzt war es Karfreitag und stark bewölkt.

17. Weil eine so vollkommene Identifikation mit jemand anderem nur dann möglich ist, wenn man sich selbst aufgibt, verfallen Schizophrene in Panik und ziehen sich aus diesen Verbindungen abrupt zurück. Sich ankoppeln und abkoppeln, *connect* und *cut*, Connecticut. Schizophrene können weit über die Parameter der Sprache hinaus- und in das Reich des reinen Zufalls hineintreten. Von aller bezeichnenden Logik befreit, breitet sich die Zeit in sämtliche Richtungen aus. »Man stelle sich die Sprache als bezeichnende Kette vor.« (Lacan) Ohne die Karte der Sprache ist man nirgendwo.

»Sogar wenn alles das, was zwischen uns existiert, zu 80 Prozent nur in meinem Kopf stattfindet«, sagte ich, »so müssen doch 20 Prozent immerhin von dir kommen.« Du warst anderer Meinung und beharrtest darauf, dass alles, was zwischen uns geschehen war, mein alleiniges Fantasiegespinst sei. Ich fragte mich, ob das möglich sein könne. Zugegeben, jedes Fan-Dasein ist eine konstruierte Psychose. Doch zwischen uns war etwas Einzigartiges und Privates vorgefallen. Und gegen Ende der 80 Minuten kehrte das Gespräch zum Anfang zurück. Du hörtest zu, du warst liebenswürdig. Du begannst, in Prozentsätzen zu sprechen.

Die Schizophrenie ist *Métaphysique Brut*. Schizophrene lassen ihren Körper hinter sich, transzendieren sich selbst aus jedem Überzeugungssystem hinaus. Die Freiheit kommt der Panik gleich, weil es ohne Überzeugungen keine Sprache gibt. Wenn man sich

an die Empathie verloren hat, besteht der einzige Weg zurück hinein darin, sich selbst vollkommen abzuschalten.

Doch wann genau wird Empathie zu Ernüchterung?

18. Am Mittwoch, dem 15. April, verließ ich New York, um »eine Woche lang zu unterrichten«, und zwar am Art Center in Los Angeles, und ich hoffte, dich dort vielleicht zu sehen. Den ganzen Winter und Frühling war ich zwischen der dörflichen Armut von Upstate New York und Avenue D, zwischen New York und Pasadena gependelt. An jenem Mittwochnachmittag nahm ich ein Taxi zum JFK-Flughafen, upgradete mein Ticket, sodass ich in der Admiral's Club Lounge saß, nahm den Flug um fünf, kam um acht in Los Angeles an. Ich holte mir einen Mietwagen und fuhr zu einem Motel draußen in Pasadena. Meine gesamte existenziell-ökonomische Lage war schizophren, wenn man denn Félix' Begriffe gelten lassen will: die Schizophrenie als Paradigma für die internalisierten Widersprüche des Spätkapitalismus. Ich reiste nicht als Chris Kraus. Ich reiste als Sylvère Lotringers Frau. »Du magst mutig sein«, sagtest du mir an jenem Wochenende, »doch du bist nicht klug.« Aber Dick, wenn die Weisheit das Schweigen ist, dann ist es höchste Zeit, sich zum Narren zu machen -

An jenem Abend verfuhr ich mich auf dem Highway 405 und stellte irgendwann fest, dass ich mich auf dem Weg zu deinem Haus im Antelope Valley befand. Ich wendete, nahm eine Abkürzung über den 101 nach Pasadena. Ich musste nicht vor Freitag beim Art Center auftauchen, doch ich fuhr schon am Mittwochabend hin, weil ich dachte, dass sich dadurch die Chance erhöhte, dich zu sehen. Und sowieso, für Mittwochabend war ich auf eine Party zum 40. Geburtstag meines Freundes Ray Johannson eingeladen.

Um 22 Uhr checkte ich ins Vagabond Motel auf dem Colorado Boulevard ein. Ich ließ mir ein Bad ein, packte meine Klamotten aus, dann rief ich dich an. Es klingelte acht Mal, keine Antwort. Ich wusch und stylte meine Haare, dann rief ich noch einmal an. Diesmal sprang dein Anrufbeantworter an. Ich hinterließ keine Nachricht. Ich rauchte eine Zigarette, dann dachte ich über ein Outfit für Rays Party nach. Klugerweise entschied ich mich gegen die bescheuerte goldene Gummijacke von Kanae & Onyx. Doch nachdem ich mich fertig gemacht hatte (schwarzes Chiffon-Hemd, englische Militärhose, schwarze Lederjacke), steckte ich in einer weiteren Sackgasse. Wenn ich dir eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterließ, würde ich dich nicht noch einmal anrufen können. Nein, ich musste direkt mit dir sprechen. Doch konnte ich Rays Party wirklich sausen lassen, nur um neben dem Telefon zu sitzen? Schließlich beschloss ich, bis halb elf zu warten. Falls du nicht zuhause wärst, würde ich dich am Morgen wieder anrufen. Um fünf nach halb elf rief ich noch einmal an. Du hobst ab.

»Gelebte Erfahrung«, sagte Gilles Deleuze in *Chaosophy*, »bedeutet nicht etwa vernünftige Eigenschaften. Sie bedeutet Intensivierung. ›Ich spüre, dass‹ bedeutet, dass etwas in mir geschieht. So geht es Schizophrenen unablässig. Wenn ein Schizophrener sagt: ›Ich spüre, dass ich Gott werde‹, so ist das, als überschreite er mit seinem eigenen Körper eine Intensitätsschwelle. [...] Der Körper des Schizophrenen ist eine Art Ei. Er ist ein katatonischer Körper.«

Du klangst nicht überrascht, als ich dir sagte, dass ich aus L.A. anrief. Oder vielleicht klangst du auch nur zurückhaltend. Zunächst war deine Stimme kalt, gleichgültig, doch dann wurde sie weicher. Du sagtest, dass du grade nicht wirklich reden könnest ... Aber dann tatst du es doch, du tatst es doch. Ich weiß nicht mehr, von welcher Konferenz in welchem europäischen Land du gerade erst zurückgekehrt warst. Du sagtest, du seist erschöpft und deprimiert. Zwei Nächte zuvor seist du auf der Route 126 beinahe betrunken am Steuer erwischt worden, und du habest beschlossen, nicht mehr zu trinken.

»Ich fühle mich klarer als jemals zuvor«, sagtest du nach 36 Stunden Nüchternheit. Wellen der Reue schlugen von meinem Herz aus, drangen bis in meine Fingerspitzen vor. Ich umklammerte das Telefon und bereute dieses ganze schizophrene Projekt, das ich begonnen hatte, als ich dich traf. »Ich bin noch nie zuvor gestalkt worden«, hattest du im Februar gesagt. Aber stalkte ich dich denn? Dich zu lieben war wie eine Art Wahrheitsserum, weil du alles wusstest. Deinetwegen konnte ich nun daran glauben, trotz allem doch noch jenen neuen Lebenszweck zu finden, den du längst aufgegeben hattest. Wenn ich dich bewusst lieben und einer so vollkommen weiblichen Erfahrung wie der Liebe ein abstraktes analytisches System auferlegen könnte, dann hätte ich vielleicht eine Chance, etwas zu begreifen, dann könnte ich weiterleben.

»Ich habe nie darum gebeten!«, sagtest du. Und am Telefon schämte ich mich. Mein Wille hatte sich über all deine Wünsche hinweggesetzt, über deine Zerbrechlichkeit. Indem ich dich auf diese Weise liebte, hatte ich gegen all deine Grenzen verstoßen, dich verletzt.

Dann erkundigtest du dich, wie es mir ginge. Die Art und Weise, wie du deine sozialen Fragen stellst, erinnert mich an Ruffo: Sie geht über das bloße Zuhören hinaus. Deine aufmerksame Unschockierbarkeit macht es möglich, einfach alles zu sagen. »Es geht mir wirklich gut«, sagte ich. Doch ich wollte dich wissen lassen, wie viel Gutes du mir getan hattest. »Es ist, als ... Ich habe endlich meinen Kopf verlassen können – und ich glaube nicht, dass ich zurückkehren werde«, sagte ich. Drei Tage zuvor hatte ich in mein Notizbuch geschrieben: »Seitdem ich D. kenne, sind meine Augen in meinen Brustkorb hinabgewandert. Mein Körper hat sich in flüssiges Glas verwandelt, und sämtliche Einzelteile passen zueinander ...« Und mit einem Zitat von Alice Notley, die damit wiederum John Donne zitiert: »Keine Frau ist eine Insel-in.«

Und dann aber wieder: Reue. Ich wollte, dass du verstehst, dass ich diese Texte niemals dazu verwenden wollte, dich »bloßzustellen«. »Schau«, sagte ich. »Ich verändere die Namen, die Daten, die Orte. Ich werde eine Geschichte über eine Cowboy-Liebe in der Vergangenheit erzählen. Ich werde dich ›Derek Rafferty‹ nennen anstatt ›Dick‹.«

Du klangst wenig begeistert. War es möglich, dass sich nur irgendetwas oder wenigstens diese Situation zum Guten wenden ließe?

(Einen Monat zuvor hatte ich dir den ersten Entwurf einer Erzählung mit dem Titel *Die Exegese* gesandt. Auf der ersten Seite gab es die Zeile:

»›Du warst so feucht

‹, hatte Dick _____ gesagt und auf seine Uhr gesehen ... «

Du flipptest aus. »Aber das ist ja mein NAME!«, heultest du ins Telefon. Und dann erzähltest du mir, dass du, während der Arbeit an deinem ersten Buch, äußerst bemüht gewesen seist, die Identitäten der Menschen, über die du schriebst, geheim zu halten. »Und das waren Menschen, die ich *liebte*«, hattest du gesagt. »Du kennst mich ja nicht einmal.«)

Meine Gefühle für dich waren so stark, dass ich einen Weg finden musste, meine Liebe ganz selbstlos zu gestalten. Obwohl ich also diese ganze lange Reise nur zurückgelegt hatte, um dich zu sehen, würde ich dich halt nicht sehen, wenn diese Vorstellung so schrecklich für dich war. Es war April, Blutorangensaison, Emotionen, die strömten wie der Bach hinter meinem Haus in Upstate New York, turbulent und schmelzend. Ich dachte daran, wie zerbrechlich die Menschen doch werden, wenn sie sich aus etwas zurückziehen. Wie sie sich geradezu in blutige Dotter verwandeln, die nur mehr von der allerdünnsten Schale geschützt werden.

»Also –«, sagtest du. »Wolltest du mich sehen?« Und diesmal (wenn die Moral das, was man will, dem zuliebe unterdrückt, was man für das Richtige hält) antwortete ich moralisch: »Ich glaube, die Frage ist eher, ob du Lust hast mich zu sehen? Wenn es dir nämlich grade nicht in den Kram passt, dann sollten wir es ganz einfach vergessen, glaube ich.«

Doch dann sagtest du: »Ah, ich muss nur meine Termine in den nächsten paar Tagen checken.«

Du sagtest: »Warum rufst du mich nicht morgen um diese Zeit noch mal an?«

Es war 22.52 Uhr. Meine Hand war nass, weil ich das Telefon so fest umklammert hatte.

19. Die Liebe hat mich an einen Punkt gebracht an dem ich nun schlecht lebe weil ich vor Sehnsucht sterbe deshalb kann ich mich nicht selbst bemitleiden UND –

20. Meine Hand war nass, weil ich das Telefon so fest umklammert hatte. Ich saß auf der Kante des Doppelbetts in meinem Motelzimmer. Die Nachttischlampe schien grell in das Zimmer und gegen die Fenster.

Als ich endlich in Silver Lake ankam, um Viertel vor zwölf, war Rays Party schon im Begriff sich aufzulösen. Ray stellte mich Michelle Di Blasi vor, einer Schriftstellerin und Filmemacherin, die in den frühen 80ern in New York allgegenwärtig gewesen war. Wo sind sie heute? (Eine der beliebtesten Gesprächsroutinen zwischen Überlebenden: Sichtungen von ehemals Berühmten, wie sie kellnern oder Abfälle durchsuchen ...) Doch Michelle sah großartig aus, und im Flugzeug an jenem Nachmittag hatte ich eine ihrer neuen Geschichten gelesen. Es handelte sich um eine jener Erzählungen, die deshalb so beliebt sind, weil sich ihr Universum am Beispiel einer einzelnen Lebensgeschichte entfaltet. Es war die Art von Erzählung (soll ich das wirklich sagen?), die insbesondere von Frauen erwartet wird, weil all ihre Wahrheiten von einer einzigen

Lüge ausgehen: das Chaos zu leugnen. Michelle war nett: klug und offen, strahlend und charmant.

Die Menge lichtete sich. Ray Johannson setzte sich und trank ein Bier mit mir und begann mein Schreiben zu bemängeln. Er sagte, die »Schwachstelle« all dieser Geschichten sei, dass ich sie an dich richte. Ich solle doch endlich lernen, »unabhängiger« zu sein. Alle waren enttäuscht, dass Amanda Plummer nicht aufgetaucht war, doch ich lernte die Schwester einer anderen Berühmtheit kennen.

21. Letzten Januar, als Sylvère und ich bei dir zuhause zum Essen waren und ich dir eine Fotokopie meiner ersten 120 Briefe überreichte, sagtest du: »Ich bin baff.« Die anderen Gäste waren alle nach Hause gegangen, und wir saßen um deinen Tisch herum und tranken Wodka. Das Glas klirrte, als du Sylvère nachschenktest. Wir drei vereinbarten, uns am nächsten Morgen beim Five Corners Diner im Antelope Valley zum Frühstück zu treffen.

Du warst schon da, als Sylvère und ich um neun Uhr eintrafen, und es war ein verdammt düsterer Morgen. Dein ausgetragener Regenmantel erinnerte mich an die Platte, die du am Abend zuvor aufgelegt hattest, *The Greatest Hits of Leonard Cohen*. Geometrisch ist es unmöglich, eine dreiköpfige Gruppe anders zu arrangieren als in einer gerade Linie oder einem Dreieck. Sylvère saß neben dir, ich saß dir gegenüber. Die Unterhaltung drehte sich nervös im Kreis. Sylvère war schwer zu fassen, du warst kryptisch. Ich bekam meine Haferflocken kaum runter. Endlich stelltest du schärfer, sahst mich richtig an und fragtest: »Bist du noch immer magersüchtig?« Eine Anspielung auf meinen zweiten Brief. »Nicht wirklich«, zögerte ich in der Hoffnung, du würdest noch etwas sagen. Das tatst du jedoch nicht, also platzte ich heraus: »Hast du sie gelesen? Hast du meine Briefe wirklich gelesen?«

»Oh, ich habe sie flüchtig durchgesehen«, sagtest du. »Alleine, heute Morgen in meinem Schlafzimmer. Bei diesem ganzen Regen fand ich sie äußerst *Film Noir* ...«

Ich war mir nicht sicher, was du meintest (ich fragte nicht nach), doch jetzt bin auch ich hellwach: in der Nacht des 5. April zwischen Flughafen und Mietwagen, zwischen Auto und Motel unterwegs ... feste Punkte auf einem schwebenden Raster. Das Telefon im Motel, der Aschenbecher. Die dämlichen Heidi-in-Bayern-Kellnerinnen-Kostüme auf der Party im Restaurant, eine Tiroler Horrorshow, die Essensreste, die Unterhaltung. Meine bescheuerten Versuche, Michelle Di Blasis Freundin zu werden, indem ich über die Probleme meines Filmes vor mich hin blubberte, schnitt-schnitt, Robbe-Grillet trifft Marguerite Duras, und mit einem Mal ist man nirgendwo. Dennis Potters Singender Detektiv stolpert irgendwann in den 70ern aus einem Londoner Keller heraus, um im nächsten Moment im Zweiten Weltkrieg um eine Ecke zu biegen. Schwarzmalen, Noir. Die Zeit ist ein Briefumschlag, der sich nicht versiegeln lässt, und das Verbrechen ist eine Metapher für die Qual, für private Symphonien einer Intensität, die in der Dunkelheit explodiert.

22. Natürlich überrascht es nicht, dass Félix Guattari in einem Atemzug über Liebe und Schizophrenie spricht. Es folgt ein Abschnitt, den ich vor drei Wochen gefunden habe, als ich dies alles hier zu schreiben begann, und jetzt ist es August, und ich kann das exakte Zitat nicht mehr finden, und sowieso handelt es sich um meine Übersetzung, d. h. eine Kreuzung aus dem, was Félix schrieb, und dem, was ich gewollt hätte, dass er schreibt.

»Es ist so: Jemand verliebt sich, und in einem Universum, das einmal geschlossen war, scheint plötzlich alles möglich. Mit Liebe und Sex lässt sich die Mutation semiotisieren.«

Ich bin anderer Meinung, glaube ich – zumindest, was den »Semiotisierungs«-Teil betrifft. (Lieber Dick, lieber Marshall, lieber Sylvère, was ist Semiotik?) Sowohl Liebe als auch Sex führen zu Mutationen, und ebenso bin ich überzeugt davon, dass das Begehren kein Mangel ist, sondern überschüssige Energie – eine Klaustrophobie im Inneren deiner Haut –

Félix fährt fort: »Zuvor unvorstellbare Systeme entfalten sich in einer ehemals leeren Welt. Neue Möglichkeiten der Freiheit eröffnen sich. Natürlich lässt sich nichts davon je garantieren.«

Und jetzt wird es doch sehr spät. Es ist August, und seit dem 6. Juli, als ich zu schreiben anfing, befinde ich mich in einem veränderten Zustand, habe viereinhalb Kilo abgenommen usw.

Heute Morgen, als ich spazieren ging, grübelte ich über einen Poetik-Vortrag nach, den ich nächsten Herbst halten werde (ich bin an deine Kunsthochschule eingeladen worden). Ich will ein Video zeigen, das ich vor zwei Jahren für Jim Brodeys Beerdigung zusammengeschnitten hatte. Jim war ein »unbedeutender« Dichter aus New York, der an Aids gestorben war, nachdem er jahrelang auf der Straße gelebt hatte. Auf dem Band spricht er über Lew Welch, ein vermeintlich »unbedeutender« Dichter aus San Francisco, der sich zu Tode getrunken hätte, hätte er sich vorher, in den 70ern, nicht das Leben genommen. Ich will Kopien von Alice Notleys großartigem Essay Doctor William's Heiresses austeilen, in dem sie darüber spricht, dass Dichterinnen wie sie, die das innere Alltagsleben externalisieren und verdrehen, kaum weibliche Vorfahren haben. Die Kritikerin Kathleen Fraser glaubte, dass Alice, weil sie keine solchen Vorfahren erfand, eine schlechte Feministin sei. Alice Notley bewies jedoch, dass es möglich ist, Gedichte zu schreiben, ganz egal, was auf diese Gedichte folgt. Kathleen Fraser ist Akademikerin. »Keine Frau ist eine Insel-in«, oh ... Die Botschaft lautet: ES WIRD JETZT ZIEM-LICH SPÄT. Sei froh, dass du an einer kalifornischen Kunsthochschule arbeitest, doch vergiss nicht, dass dein Leben ein Kompromiss und Widerspruch ist, weil nämlich diejenigen, für deren Leben das nicht gilt, ganz einfach wie die Hunde sterben.

Ich muss unbedingt einen Weg finden, diese Sache zu beenden und endlich zum Punkt zu kommen.

23. Ich war nicht wirklich überrascht, dass ich am Donnerstagabend (6. April, 22.45 Uhr) deinen Anrufbeantworter dranbekam,

als ich exakt 24 Stunden später zurückrief, ganz so wie du es gewollt hattest.

Begehren, Klaustrophobie. Wenn ich eine Nachricht hinterließ, hätte ich hier im Motelzimmer warten und mich die ganze Zeit fragen müssen, ob du wohl zurückriefst. Also hing ich auf und rauchte etwas Gras und ging nach draußen. Das Gras war sehr stark, ich bekam schon wieder Flashbacks und erinnerte mich an die Zeit vor 20 Jahren (ich weiß, ich weiß).

Mich zu erinnern, wie es war, 20 zu sein, überwältigt von Gefühlen und Empfindungen, auf der Suche nach Worten. Während mir doch zahllose Worte zur Verfügung standen, um über *Douglas Weir* zu sprechen und über Ian Martinson, über Angola, China, Rock 'n' Roll – über die Leitkultur, männlich. Über meine Schizophrenie. Handelt dieser Brief ausschließlich von der Vergangenheit? Nein, er handelt von der Intensität. R.D. Laing fand nie heraus, dass »das gespaltene Selbst« die weibliche Subjektivität ist. Über ein ambitioniertes, gebildetes, 26-jähriges »schizophrenes Mädchen« aus den Vororten der 50er schreibt er: »[...] die Patientin kontrastiert ihr wirkliches Selbst wiederholt mit ihrem falschen folgsamen Selbst.« Ach wirklich.

In jener Nacht saß ich auf einem Bordstein im schlafenden Pasadena, high, und alles drehte sich im Kopf. Ich machte Notizen über die Bungalows.

Später hinterließ ich diese Nachricht auf deinem Anrufbeantworter: »Hi, Chris hier. Wollte nur noch mal anrufen, um zu hören, ob du noch immer Zeit hast. Wenn es grade nicht geht, sag einfach Bescheid. Ich bin bis morgen früh um neun daheim.« So normal klang diese Nachricht vollkommen surreal.

Die Philosophin Luce Irigaray glaubt, dass es kein weibliches »Ich« in der existierenden (patriarchalen) Sprache gibt. Sie bewies dies, indem sie einmal bei einer Saussure-Konferenz an der Columbia University in Tränen ausbrach.

24. Charles Olson zufolge ist die beste Lyrik eine Art Schizophrenie. Das Gedicht sei kein »Ausdruck« der Gedanken oder Gefühle des Dichters. Es ist »eine Übertragung von Energie zwischen Dichter und Leser«.

25. Am nächsten Morgen – am Freitag, dem 7. April – riefst du zurück.

26. Es war halb neun Uhr morgens. Der Violent-Femmes-Song *Add It Up* lief in voller Lautstärke auf einer billigen Kassette, und ich machte mich gerade fertig, um zum Art Center zu gehen. »Hallo Chris«, sagtest du, »Dick hier.« Dein Akzent klang angespannt und bitter. Es war das erste Mal, dass ich dich meinen Namen sagen hörte oder deinen. »Schau«, sagtest du. »Es ist so: Ich bin heute Abend schon verabredet. Also, wie wär's am Wochenende? Warum rufst du nicht morgen früh um diese Zeit noch mal an?«

In meinem Körper braute sich eine Tsunami-Welle zusammen. Das Telefon wurde zu einem schizophrenen Instrument, zu dem »Deshalb« zwischen uns, den beiden Bestandteilen eines radikalen Gedankensprungs. Ich musste die Kontrolle übernehmen.

»Nein!«, sagte ich, dann drosselte ich rasch die Wucht dieses Neins. »Ich bin nur bis Dienstag hier, und ich habe noch andere Sachen zu erledigen. Wenn wir uns treffen, wäre es besser, wenn wir jetzt sofort einen Termin vereinbaren.«

Du schlugst vor, dass wir uns am Nachmittag des folgenden Tages zum Essen treffen.

27. David Rattray war ein 26-jähriger amerikanischer Junkie, als er begann, Antonin Artaud zu übersetzen. Am Dartmouth College hatte er Artaud auf Französisch gelesen, doch im Jahr 1957, als er alleine in Paris lebte, beschloss er, selbst zu Artaud zu werden. In der alten Bibliothèque Nationale befand sich im Katalogsystem eine Liste jedes einzelnen Buchs, das in der Geschichte der Bibliothek ausgeliehen worden war. Artaud war gerade erst gestorben. Und bedeutet Forschung nicht lediglich, dass Leute, die zu high

oder zu verängstigt sind, um sich auf die Jagd nach lebendiger Beute zu begeben, dazu übergehen, die Toten zu stalken? Damals las David Rattray jedes einzelne Buch, das Antonin Artaud jemals ausgeliehen hatte.

An diesem Nachmittag (12. August) ging ich hinüber zur Bibliothek des Occidental College. Es waren fast 39 Grad. Ich wollte mir Katherine Mansfields berühmte Erzählung An der Bucht ansehen, die in Wellington in Neuseeland spielte. Ich hoffte, dass sie mir mit ihrer sanft in Grün und Blau stehengebliebenen Zeit dabei helfen könnte, über unsere Essensverabredung an jenem Aprilsamstagnachmittag zu schreiben. Der dritte Stock der Bibliothek war kühl und leer, und alle Bücher Katherines waren da. Auch eine wunderschöne Ausgabe von Mansfields Seligkeit, die sechste Auflage, veröffentlicht im Knopf Verlag 1923, dem Jahr, in dem sie starb. Das dunkelgrüne Cover des Buches, dicke, tief in die cremefarbenen Seiten gesunkene Buchstaben, freundliches Einbandpapier in Grün und Orange; all das warf mich zurück in eine Zeit, als Bücher noch Freunde waren. Ich setzte mich zwischen die Magazinregale und begann die Seiten zu durchblättern. Sie waren so intim und köstlich und einladend wie die Haut der Venus.

Gegen 15 Uhr lieh ich *Seligkeit* und Katherines *Gesammelte Erzählungen* aus. Ich musste versuchen, etwas zu essen, also fuhr ich zur 50. Avenue Ecke Figueroa, zu einem Restaurant aus grünorangenem Stuck, Chico's Mexican Taquitos. Während ich auf die Suppe wartete, öffnete ich *Seligkeit* irgendwo und landete bei dem Beginn einer Erzählung namens *Je ne parle pas français*. Die einzigen anderen Kunden bei Chicos waren zwei Typen, die Vito und José hießen, so dünn wie ich und beide frisch aus der Reha entlassen (vier Tage ruhiggestellter Entzug in einem öffentlichen Krankenhaus in der Nähe). Frauen, die alleine herumsitzen und lesen, werden in alle Ewigkeit beliebte Ziele für Passanten sein, die einfach nur jemanden vollquatschen wollen. Vito setzte sich neben

mich. »Heroin ist sooo gut«, sagte er. »Aber, weißt du, es ist sehr schlimm.« Nun, da er clean war, hatte er sich überlegt, dass er sein Glück in Laughlin probieren wolle. Er hatte gehört, dass es dort genug gute Jobs in den Casinos gab. Er würde etwas Geld sparen und dann versuchen, zu seiner Frau und seiner kleinen Tochter zu stoßen. »Ich weiß nicht, warum ich eine solche Vorliebe für dieses kleine Café habe. Es ist schmutzig und trübselig.« Zu Beginn von Je ne parle pas français sitzt Katherine eines Nachmittags gegen Ende des Ersten Weltkriegs ganz allein in einem französischen Café.

»Quatsch' nicht so viel«, sagte José zu Vito. Ich saß da wie eine Schullehrerin mit all meinen Bibliotheksbüchern und gab Ratschläge zum Entzug. Als Vito ging, sagte er: »Gott segne dich!« In diesem Moment war ich überwältigt vor Liebe für Katherine, deren Briefe aus dieser Zeit (Paris, Frühling 1918) nach ihrem Tod von ihrem Ehemann zurückgehalten wurden, weil sie »zu schmerzhaft« seien.

»Ich glaube nicht an die menschliche Seele; [...] Ich glaube, daß die Menschen wie Reisetaschen sind«, schreibt sie zu Beginn dieser Geschichte, als wenn das irgendwen interessierte. »Seligkeit war so großartig«, schrieb Katherines Freundin Virginia Woolf an Janet Case, »und so hart und so oberflächlich und so sentimental, dass ich zu meinem Bücherschrank eilte, um etwas zu trinken.«

Katherine, Königin der Keksdosenschreibschule, das mutige Kolonialmädchen, fest entschlossen, in London zu leben, obwohl die Schecks, die ihr Bankdirektorenvater aus dem neuseeländischen Wellington schickte, sie nicht sehr weit brachten. Wellington, die Hauptstadt von Neuseeland, war eine Stadt mit Pferden und unasphaltierten Straßen. Männer schrieben heroische Verse über das Land. Da war sie nun in Paris: 28 Jahre alt, allein, tuberkulös und zum ersten Mal blutend. Fest entschlossen, einfach mal zu versuchen, »richtig« zu sein und die absoluteste aller Aussagen zu treffen.

Katherine, die Worte wie »Leben« sogar im Englischen großschrieb und über Themen wie Liebe und Rhabarber nachdachte, wurde von D.H. Lawrence und vielen anderen Männern verhätschelt, weil sie ernsthaft war und hübsch. Das gesamte literarische Projekt der schwärmerisch-verpeilten Katherine bestand darin, erhöhte Zustände adoleszenter Gefühle (»Seligkeit«) festzuhalten. Katherine, die so sehr versuchte, Virginia Woolfs beste Freundin zu werden. Doch Virginia hasste sie, weil Katherine ebenjene Art von naiv beschränkter Frau war, die auf ihre Kosten von den literarischen Männern vergöttert und gefördert wurden.

»Mein Gott, ich liebe es, an dich zu denken, Virginia«, schrieb Katherine im Jahr 1917, »als meine Freundin [...]. Wir haben denselben Job [...], und es ist wirklich sonderbar & so aufregend, dass wir beide [...] tatsächlich ein und derselben Sache nachspüren [...]«, obwohl sie später an John Murray schreiben sollte, daß sie Virginias Texte »intellektuell versnobt [fand], lang und ermüdend«. Im Jahr 1911, ihrem ersten Jahr in London, posierte Katherine sehr steif für ein Portrait. Dicke Augenbrauen, spitze Nase, den Hals nach vorne gereckt ... In diesem Foto war sie kein hübsches Mädchen. Ihr Leben dort war ein einziges großes Aufblühen ihres Wagemuts, ihrer Unbesonnenheit und all ihrer »Poren und Dämpfe«, die (Virginia Woolf zufolge) »die meisten unserer Freunde krank machen oder verwirren«.

Sieben Jahre nach Katherines Tod räumte Virginia jedoch ein, dass sie noch immer von Katherine träumte. Sie habe etwas an sich, das sie »verehre und selbst brauche« – auf eine Art also hatte auch sie sie geliebt. An diesem Nachmittag trieb mir der Gedanke an Katherine, wie sie in London »richtig« zu sein versuchte, die Tränen in die Augen, und Dick, das ist nicht alles:

Ganz egal, wohin du auch gehst, jemand war schon vor dir da. Genau wie ich, verliebte sich nämlich auch Katherine Mansfield in Dick. Einige Seiten später schreibt sie in Je ne parle pas français:

»Es war unmöglich, Dick nicht zu bemerken. Er war der einzige Engländer unter den Anwesenden, und statt sich graziös umherzubewegen wie wir alle, blieb er stocksteif auf einem Fleck stehn, lehnte an der Wand, die Hände in den Hosentaschen, das verträumte halbe Lächeln auf den Lippen, und antwortete mit seiner tiefen, weichen Stimme jedem, der ihn ansprach, in ausgezeichnetem Französisch.«

Doch anders als du war dieser Dick für heute Abend noch nicht verabredet. Auf Anhieb führte er Katherine zum Abendessen aus. Und sie verbrachten die Nacht in seinem Hotelzimmer.

»Aber wir sprachen nicht nur über Literatur. Ich entdeckte zu meiner Erleichterung, daß es nicht nötig war, nur von der Richtung des modernen Romans zu reden [...]. Dann und wann, wie zufällig, warf ich eine Karte hin, die scheinbar nicht in das Spiel gehörte, grade nur um zu sehn, wie er sie aufnehmen würde. Aber jedes Mal, wenn er sie aufgriff, blieben sein verträumter Blick [meine Hervorhebung] und sein Lächeln unverändert. Er murmelte höchstens: Das ist sehr merkwürdig. Aber nicht so, als ob es überhaupt merkwürdig wäre.«

Dick war Katherines perfekter schizophrener Zuhörer. Dieser Dick war, in Géza Róheims Worten, träumerisch empathisch, weil »ein Mangel an Ego-Schranken es ihm verunmöglichte, dem Identifikationsprozess Grenzen zu setzen«. Und Katherine kehrte sich um:

»[Dicks] ruhige Hinnahme stieg mir zuletzt zu Kopf. Sie faszinierte mich. Sie verlockte mich weiter und weiter, bis ich ihm alle Karten, die ich besaß, hinwarf und mich zurücklehnte und zusah, wie er sie in seiner Hand ordnete.«

Zu diesem Zeitpunkt waren sie beide sehr betrunken. Dick war das egal. Er sagte nur: »Sehr merkwürdig und interessant.« Und Katherine war überwältigt, »ganz atemlos bei dem Gedanken an das, was ich getan hatte. Ich hatte einem Menschen beide Seiten meines Lebens gezeigt; ihm alles so aufrichtig und wahrhaftig erzählt, als ich nur konnte; hatte mir ungeheure Mühe gegeben, Dinge meines untergründigen Lebens zu erklären, die eigentlich abscheulich waren und unmöglich je das Licht des literarischen Tages erblicken konnten.«

Haben wir schon ausreichend über das schizophrene Phänomen des Zufalls gesprochen?

Letzte Woche, als ich bei CalArts war, erkundigte sich Pam Strugar, warum die brillanten Mädchen alle wegsterben. Sowohl Katherine Mansfield als auch die Philosophin Simone Weil lebten Leben voller leidenschaftlicher Intensität. Beide starben vereinsamt einen tuberkulösen Entkräftungstod in Zimmern, die zu ziemlich dubiosen »Instituten« gehörten, und träumten in ihren Notizbüchern noch mit 34 von Kindheitsglück und Trost.

Das berührte mich so sehr, dass ich vollends zu weinen begann.

Seit Wochen schon sprachen sie über den Butterfly Creek, den Schmetterlingsbach. »Lasst uns zum But-ter-fly Creek fahren!«, intonierte Eric Johnson, den vornehmen Bariton seines Vaters, Hochwürden Cyril Johnson, nachäffend.

Den ganzen Januar hatten in Wellington Rekordtemperaturen geherrscht. Geheimnisvoll stille, wolkenlose Tage, Sonnenlicht, das von den Autos auf der Taranaki Street abprallte. In jenem Januar schlossen sämtliche Büros um drei Uhr nachmittags. Angestellte und Schreibkräfte fielen über den sandigen halbmondförmigen Strand in der Oriental Bay her.

Hoch oben auf The Terrace, die die Willis Street überblickte, boten nicht einmal die mit Feldstein verstuckten Wände und Bleiglasfenster des Pfarrhauses Schutz vor der Hitze. Doch der Vikar und seine Frau, Vita-Fleur, die aus England eingewandert waren, nachdem Cyril die Universität und das Priesterseminar abge-

schlossen hatte, waren auf diese koloniale Eventualität vorbereitet. Den ganzen Sommer machte Vita-Fleur Ginger Beer für ihre Kinder. Das Rezept hatte sie von ihrer Mutter geerbt, der Frau eines anglikanischen Missionars, der 16 höllische Jahre auf Barbados verbracht hatte. Fünf riesige Steinkrüge mit Ginger Beer standen draußen vor dem Küchengarten auf The Terrace: genug für mindestens ebenso viele neuseeländische Sommer. Vita-Fleur war die Mutter von Laura, Eric, Josephine und Isabel. Sie war eine große, konservativ gekleidete, flachbrüstige Frau, die gut geheiratet hatte. Kein Rumgegurke mehr um die Welt, von einer dunkelhäutigen Kolonie zur nächsten. Cyril war streng, geistreich, und alle wussten, dass er irgendwann einmal zum Bischof erkoren werden würde. Und Vita-Fleurs Mission bestand darin, in der St.-Stephen's-Gemeinde, der größten anglikanischen Kirchengemeinde in Wellington, ein gutes Beispiel weiblicher Domestizität zu setzen. Wellington ist die Hauptstadt von Neuseeland. Neuseeland ist das kulturelle Zentrum des gesamten pazifischen Raums. Deshalb galt Vita-Fleur wenigstens einem Drittel der Welt als Vorbild.

God of Nations,
At Thy feet,
In the bonds of love we meet,
Hear our voices, we entreat, [...]
God Defend New Zealand.

(Alle erheben sich, Hüte ab, um am Samstagabend im Paramount-Kino am Courtenay Place die Nationalhymne vor der 20-Uhr-Vorstellung zu singen. Jaffa-Kugeln rollen die Gänge hinunter ... Weil das Paramount »populäre« Filme zeigt, befinden sich hier im Publikum häufig auch Maoris ...)

Es war zwei Uhr nachmittags an jenem Januarsonntag im Pfarrhaus, und die Teller des Sonntagsessens waren gerade abgeräumt

worden. Eric Johnson und Constance Green saßen auf dem Boden neben dem Fensterplatz im Wohnzimmer und hörten sich ein paar Schallplatten an. Beide waren im Teenageralter. Sie führten eine endlose Debatte über die Bedeutung des englischen Folk-Rock im Vergleich zum amerikanischen Rock 'n' Roll. Eric legte Lydia Pense und Fairport Convention auf. Dem setzte Constance Janis Joplin und Frank Zappa entgegen. Alle 15 Minuten schrien die Erwachsenen (Cyril, Vita-Fleur und Constances Eltern, Louise und Jaspar Green) aus der abgründigen Tiefe ihrer Lehnsessel, sie sollen »DIE PLATTE LEISER DREHEN!«. Oben lasen Erics Schwestern in ihren Zimmern *Elle* und die englische Ausgabe der *Vogue*, und Carla, Constances kleine Schwester, war draußen und spielte im Garten. Öde-öde-öde. Doch für Eric und Constance war das Versprechen dieses Sommernachmittags noch lange nicht gestorben.

Die Greens waren erst im Dezember aus dem episkopalen Nirwana eines Vororts in Connecticut, etwa 30 Kilometer nordöstlich von Westport/Greenwich, nach Neuseeland eingewandert. Die geografischen Kenntnisse der Johnsons reichten nicht aus, um sämtliche Feinheiten zu verstehen, in denen die 40 Kilometer zwischen Bridgeport und Old Greenwich sich unterschieden. Jaspar und Louise, beide anglophil, zeigten sich noch immer äußerst begeistert von ihrem Umzug nach Wellington, das im Vergleich zu Bridgeport geradezu ein Epizentrum der englischsprachigen Kultur war. Währenddessen umkreisten Eric und Constance einander wie zwei sich völlig fremde Tiere. So jemanden wie den jeweils anderen hatte sie noch nie getroffen.

Damals hielt sich Eric den ganzen Sommer über »zuhause« auf, weil er von seiner Schule geflogen war, der Wanganui Collegiate School. Sechs Jahre lang hatte er sich foltern lassen und Prügel von den Präfekten und Klassenkameraden, sogar von den jüngeren, einstecken müssen. Er war stets als Letzter in jede Sportmannschaft gewählt worden und hatte in den Toilettenräumen geheult,

bis die Schule beschloss, dass es Eric »an Charakter mangelt«. Was nichts anderes hieß, als dass er seine gewisse Sonderbarkeit nicht etwa dazu einsetzte, innerhalb der Schulhierarchie an Macht zu gelangen. Er war total vom anderen Ufer. Schon sein Anblick – blondes, strubbeliges Haar, graue Hemdschöße, blass und dünn wie eine prärafaelitische Ophelia – begann in der Schule zu einem Störfaktor zu werden. Da er nun mit 17 Jahren »hinuntergeschickt« (von Wanganui zurück nach Wellington in Neuseeland) worden war, wollte Eric geradewegs auf die Universität gehen. Seine Eltern verweigerten ihm diesen Wunsch. Er sei sozial »nicht bereit« dazu. Sie bestanden darauf, dass er das neue freiwillige dreizehnte Schuljahr besuche, das für angehende Studenten der Mathematik und Naturwissenschaften eingerichtet worden war. Eric protestierte. Vor lauter Verzweiflung willigte Cyril ein, dass Eric sich eine Schule in Wellington aussuchen dürfe.

Mit 14 war Constance ein vollkommener Wirrwarr aus orangenen Polyester-Miniröcken, Plastikohrringen und schmutzigen Ausdrücken. Louise und Jaspar, in der Hoffnung, ihr lausiges Selbstwertgefühl steigern zu können, beschlossen ebenfalls, dass Constance sich ihre Schule selbst auswählen dürfe. Sie würde in die zwölfte Klasse gehen. Als Allererstes offenbarten Constance und Eric einander, dass sie sich beide bei der Wellington Trades and Tech angemeldet hatten, einer Schule für Handels- und Technologieberufe. Diese Entscheidung hatten sie unabhängig voneinander und aus reinem Trotz getroffen, beide zum absoluten Schrecken ihrer Eltern, weshalb sie natürlich sofort einen Draht zueinander fanden.

Wellington Trades and Tech lag am Rande des einzigen Elendsviertels der Stadt, ein beeindruckendes lateinisches Motto war über das Portal gemeißelt: »Qui major est vestrum, erit minister vester.« Doch niemand dort konnte es lesen, weil die Schule schon seit 20 Jahren kein Latein mehr angeboten hatte. »Der Größte von

euch soll euer Diener sein.« Wie auch immer, die Zukunft war kein Geheimnis: ganze Menschenalter, in Autolackierereien und Schreibstuben verbracht. Also machten alle das Beste aus jenen drei letzten Jahren Schule, indem sie in Biologie und in den Freistunden high wurden und einander fingerten.

Anders als seine Eltern, die sehr beeindruckt waren von den exzellenten Referenzen, die die Greens aus Connecticut mitgebracht hatten, wusste Eric auf Anhieb, dass Constances kulturelle Ambitionen sie geradewegs in die Wohnwagensiedlung führen würden. Die großmäulige Constance wurde zu Erics Geschöpf und er selbst zu Pygmalion. Erics erste Aufgabe bestand darin, ihren scheußlichen amerikanischen Akzent loszuwerden und ihn durch gebildete Yorkshire-Intonationen zu ersetzen, die er von seinem Vater aufgeschnappt hatte. Eric sagte Constance, was sie zu lesen und zu hören habe. Manchmal gingen sie verschiedene Szenen aus ihrem ehemaligen Leben durch, damit Eric sie gründlich überarbeiten konnte. Eric goutierte Constances politische Transgression – aus der Mittelschule war sie geworfen worden, weil sie Lenny Bruce gelesen und Flugblätter für die Black Panthers verteilt hatte. Doch alles andere würde sie aufgeben müssen. All die Ladendiebstähle, Motorradgangs und Blowjobs, die Verhaftungen wegen Drogenbesitz und Einbruch waren schlicht zu geschmacklos.

Den ganzen Sommer unternahmen Eric und Constance die wunderbarsten Abenteuer, die sich wie die Seiten eines Enid-Blyton-Bilderbuches entfalteten. Nachts hingen sie im Chez Paree herum. An den Nachmittagen nahmen sie den Trolleybus und fuhren die Buchten entlang, bestiegen vulkanische Felsen, um den Sonnenuntergang zu sehen. Eines Tages packten sie ein Picknick und gingen in den Hügeln über Karaka Beach wandern, dem Handlungsort von Katherine Mansfields berühmter Erzählung *An der Bucht*. Eric gab eine abgefahrene Imitation von Mansfields Alter Ego Kezia, und sie lachten so sehr, dass sie den heraufziehenden

tasmanischen Nebel gar nicht bemerkten. Cyril fuhr persönlich hinaus, um sie zu suchen. Mit seiner Taschenlampe und dem Öltuch-Parka sah er so sehr Midlands-ernst aus wie der Mann in Gorton's Fischfrikadellen-Werbung, sodass Eric und Constance einander Hiebe in die Rippen versetzten, um sich auf der langen Fahrt nach Hause am Lachen zu hindern. »What a dag!« (neuseeländischer Slang für Gelächter oder Schafscheiße), lernte Constance zu sagen. Eric hatte ein Farbfoto aus einer von Lauras *Vogues* herausgerissen, auf dem ein Hippie-Zigeuner-Paar neben einem Weizenfeld den Daumen raushielt. Könnten diese Tramper irgendwann Constance und er sein?

Zu allgemeinem Glucksen und Nicken leierte Cyrils Stimme weiter vor sich hin, um die liberale Haltung der Diözese gegenüber der Apartheid zu verteidigen. »Lasst uns nach Butterfly Creek fahren!«, sagte Eric noch einmal. »Erst raus und durch Petone, rechts in den Moonshine Road, am Katzenheim von Eastbourne vorbei. Wusstest du, dass das Katzenheim der Exfrau von Alexander Trocchi gehört? Sie ist aus London hergezogen. Man parkt oben in den Hügeln, und während der ersten beiden Stunden geht man durch vollkommen unberührten Busch, dunkel und wie im Dschungel. Und dann kommt man an eine Lichtung, eigentlich eine Wiese, und es gibt dort einen Bach und einen Wasserfall. Und wohin man auch schaut, überall sind Schmetterlinge.«

Sie gingen tiefer in den Busch, folgten im Schatten von Zypressen und Kōwhai-Bäumen einem schmalen Pfad. Sie ließen die Wiese und die grelle Sonne hinter sich. Der Boden war kalt und feucht. Durch das weite Kronendach aus Silberfarn drang kaum etwas Licht. Der Junge hielt an, um zu Atem zu kommen. Durch eine winzige Öffnung im tiefgrünen Blattwerk sah er hinauf in den Himmel. Und er war überwältigt von wundersamen Zeichen.

28. Am Freitagabend, dem 7. April, war die Verabredung, die du bereits getroffen hattest, dieselbe wie meine. An diesem Punkt wurde alles etwas merkwürdig. Unser beider Verabredung war eine Vernissage für die Charles Gaines/Jeffrey Vallance/Eleanor Antin-Ausstellung im Santa Monica Museum of Art. Antins Stück, eine Installation namens *Ghost Story – Minetta Lane* war gerade aus der Ronald Feldman Gallery in Soho hergeschafft worden. *Ghost Story* hatte ich dir letzten Januar in *Jeder Brief ist ein Liebesbrief* beschrieben, jenem Text, den ich dir im Februar dann per FedEx geschickt hatte, bevor ich im Antelope Valley an deiner Haustür auftauchte. Der Text, der dich, wenn du ihn vor meiner Ankunft gelesen hättest, vielleicht etwas weniger grausam hätte reagieren lassen.

Mir drehte sich der Magen um, als ich deinen gelben Thunderbird auf dem Parkplatz an der Main Street entdeckte. Ich rückte noch etwas näher an meinen Freund und Begleiter Daniel Marcos, während wir die Straße überquerten und den Hof des Museums betraten. »Er ist hier!«, sagte ich. »Er ist hier.« Und tatsächlich, als ich den Raum durchquerte, um mir etwas zu trinken zu holen, sah ich dich im Gespräch mit einer Gruppe von Leuten. Du sahst mich ebenfalls – warfst die Hände empor, als wolltest du dich vor Gefahr schützen. Dann ignoriertest du mich demonstrativ, während du durch den Raum zogst.

Die Galerie wog hin und her wie ein betrunkenes Schiff. Ich fühlte mich wie Frédéric Moreau, der in Flauberts *Die Erziehung des Herzens* verspätet und ungeladen Monsieur Dambreuses elitären Salon betritt – eine paranoide Schatzsuche, mit belastenden Hinweisen, die überall im seekranken Raum hinterlassen worden waren. Wohin ich auch sah, ich fand dich. Augen, die sich abwandten und dennoch sahen. Ich konnte mich nicht bewegen.

Schließlich nahm ich mir vor, mit dir zu sprechen. Immerhin waren wir ja keine Feinde. Und wir waren für Samstagnachmit-

tag verabredet. Ich wartete, bis du mit einer anderen Person allein warst, einem jungen Mann, einem Studenten. »Dick!«, sagte ich. »Hallo!« Du lächeltest halb und nicktest, abwartend. Du stelltest mich deinem Freund, deinem Geschöpf, nicht vor. Du wartetest darauf, dass ich irgendeine Unterhaltung anfing, also begann ich über die Ausstellung zu plappern. Als ich damit in einer Sackgasse endete, brach ich ab. »Nun«, sagte ich. »Bis später.« »Ja«, sagtest du. »Bis sehr bald schon.«

An jenem Abend fuhr dir irgendwer in die Seite deines Thunderbird, und mein Mietwagen wurde abgeschleppt. Zufall Nummer zwei. Und ist aber die Schizophrenie nichts anderes als eine Orgie von Zufällen? Du betrankst dich bei der Vernissage, verbrachtest die Nacht in einem Motel.

29. Eric Johnson nahm einen Schienenbus von Wellington nach Ngaruwahia. Es ist irgendwann in den 80ern. Félix bezeichnete diese Jahre als »die Winterjahre«. Inzwischen ist Eric 34. Er hat kein Bankkonto, und er hat etwa 50 Dollar bei sich. Vor lauter Verzweiflung und nachdem sie sich eingehend hatten beraten lassen, haben ihm Vita-Fleur und Cyril schließlich alle finanzielle Unterstützung gekappt. »Ich suche nach Arbeit«, sagt Eric zu allen, die er sieht. Seine Stimme rasselt durch seine hohle Brust und den zerklüfteten Körper, er sieht aus wie der Geist von Hamlets Vater, der in den Mooren umherwandert, während König Lears Sturm wütet.

Katherine Mansfield sehnte sich so sehr nach einem Stück aus dem wirklichen Leben, dass sie diese Sehnsucht in ein ganz eigenes Genre verwandelte. Kleine Länder bieten sich für Erzählungen an: Käffer, in denen die Leute, die dort feststecken, kaum mehr zu tun haben, als einander dabei zuzusehen, wie sich ihre Leben entfalten. Eric trägt einen Armeerucksack, einen Öltuchparka und einen Wollpullover, den Vita-Fleur gestrickt hat. Sein sonstiger Besitz besteht aus einem Schlafsack, einem Ersatzpaar langer Unterhosen, einem Messer und einer Feldflasche. Nach 13 Jahren

als Vagabund weiß Eric inzwischen das ein oder andere darüber, wie sich auf der Straße überleben lässt. Der Bus hält auf der Main Street in Downtown Ngaruwahia.

»Jerusalem! Ein goldenes Land!«, so hatte er Constance vor Jahren diesen Ort beschrieben. Ngaruwahia, mit seinem breiten Fluss, seiner Hügellandschaft, war der Schauplatz von Maroi-Legenden über Vorfahren, die so mythisch waren wie griechische Götter. Vor 15 Jahren hatte es hier ein Rockfestival gegeben, dann eine Kommune. Doch jetzt, um vier Uhr nachmittags und angesichts der Gewitterwolken, die sich über diesen Spätfrühlingshimmel wälzten, verfluchte Eric die Größe des Orts. Laufen, laufen, an Geschäften für gebrauchte Küchengeräte und an schmierigen Hamburger-Bars vorüber. Eric war von seinen »Übersee«-Reisen zurückgekehrt. Er war nur bis Sydney gekommen. Irgendwie hatte er nie wirklich ein Gespür dafür entwickelt, was er nun eigentlich tun sollte. Sozialarbeit? Töpfer-Unterricht? Er hatte nie die richtigen Leute getroffen. Auf jede Affirmation kamen einhundert relativierende Negationen. Sein einziger Vorstoß in die Heterosexualität hatte darin bestanden, dass er Constance im Hinterzimmer von Bert Andrews Hütte auf dem Land irgendwie vergewaltigt hatte, zwei Jahre, nachdem sie die Schule abgeschlossen hatten. Und dennoch, er war nicht *queer*. Das hatte er in der Familientherapie herausgefunden. Stimmen sprachen, doch sie verrieten ihm nie, was er tun sollte. Eric läuft zehn Blocks die Main Street hinunter bis an den Rand der Stadt, streckt seinen Daumen raus, um per Anhalter bis zu Vincents Haus zu fahren, dann läuft er weiter. Immerhin regnet es nicht

Eine Woche zuvor hatte Eric verwirrenden Besuch von Constance Green erhalten, die er acht Jahre lang nicht gesehen hatte. Auf einem ihrer Wirbelwindtrips, die sie vom New Yorker East Village nach Wellington trieben, hatte sie ihn ausfindig gemacht, indem sie Cyril Johnson anrief, der inzwischen Erzbischof der Diö-

zese von Auckland war. Die oberflächliche, flatterhafte Constance, noch immer ein vollkommenes Durcheinander von Meinungen und hippen Klamotten, fragte Eric, ob sie einen kurzen Film über ihn drehen dürfe. »Worüber?«, fragte er vorsichtig. »Na ja, weißt du, über dich«, hatte sie gesagt. Er lehnte ab, hinter den kantigen Gesichtszügen seine enorme Stimme mobilisierend. »Warum sollte ich dir erlauben, dich über mich lustig zu machen?« Sie verstummte. Vielleicht waren die Distanzen zwischen ihnen letztlich doch nicht so interessant.

30. Am Samstag, dem 8. April, verbrachten wir einen perfekten Nachmittag zusammen. Du kamst gegen Mittag beim Motel an, und ich war ein wenig zittrig. Statt an jenem Morgen ins Fitnessstudio zu gehen, war ich zuhause geblieben, um über Jennifer Harbury zu schreiben. Sie war in jenem Monat viel in den Nachrichten, nachdem sie beinahe eigenhändig die Militärregierung von Guatemala gestürzt hatte. Jennifer hatte in den vergangenen drei Jahren unablässig gefordert, dass die Armee Guatemalas die Leiche ihres Ehemanns exhumiere, der als Rebellenführer der Ureinwohner verschleppt worden war. Jennifers Geschichte war so inspirierend ... und ich war froh, sie entdeckt zu haben, obwohl meine einzige Motivation, über ihre Geschichte zu schreiben, darin bestand, dich ein wenig zu entlasten. Ich wechselte hin und her zwischen Jennifer und Efrain, zwischen mir und »Derek Rafferty«. Du warst so entsetzt, als du deinen Namen in den letzten beiden Geschichten entdeckt hast, und ich dachte, dass ich ja nicht unbedingt über dich persönlich schreiben muss, wenn ich auch darüber schreiben kann, wie die Liebe die Welt verändert.

Kaum fickst du sie nur ein einziges Mal, schon schreibt sie ein Buch über dich, wirst du oder irgendwer sonst vermutlich sagen.

Ich verwandelte mich in dich. Wann immer ich dich aus meinen Gedanken drängte, kehrtest du in meine Träume zurück. Doch jetzt musste ich beweisen, dass meine Liebe zu dir echt war, indem

ich mich zurückhielt und mich damit befasste, was du eigentlich wolltest. Ich musste reaktionsfähig handeln, verantwortungsbewusst ... Ich spie die Worte und syntaktischen Strukturen nur so aus, an die ich mich aus deinem Buch *The Ministry of Fear* erinnerte.

31. Why can't I get just one screw?

Why can't I get just one screw?

Believe me, I'd know what to do,

But something won't let me make love to you.

Why can't I get just one fuck?
Why can't I get just one fuck?
I guess it's got something to do with luck,
But I waited my whole life for just one
DAY...

32. Wir unterhielten uns eine Weile und tranken Fruchtsaft. Es gefiel dir, wie ich die Einrichtungsgegenstände in dem Motelzimmer umgeräumt hatte. (Das Zimmer war randvoll mit Talismanen und Kunstobjekten, die meine L.A.-Freunde mir in der richtigen Annahme gegeben hatten, dass ich etwas Schutz benötigte.) Wir sahen uns Sabina Otts zerkratzte gelbe Zeichnung an und Daniel Marlos' Foto von einigen Leuten mit Bananen-Dildos in der Wüste. So etwas faszinierte dich: Darstellungen von nicht-heterosexueller Erotik, obwohl du dich etwas verstört davon zeigtest, dass auch Dicks zu Zielscheiben des Spotts werden konnten. Die mit Tesafilm an die Wand geklebten Fotos von Keith Richards und Jennifer Harbury – zwei Leitmotive dieser hanebüchenen Story über meine fiktive Cowboy-Liebe für »Derek Rafferty« – blieben nicht unbemerkt. Wir sprachen noch etwas, und du erklärtest, dass du mich bei der Vernissage am Abend zuvor deshalb ignoriert hattest, weil das alles allmählich ein wenig zu referenziell wurde. Ich verstand. Dann hatten wir beide Hunger. Wir aßen in einem Soul-Food-Restaurant auf dem Washington Boulevard, und ich erzählte dir alles über

das Scheitern meines Films. Dann beichtetest du, dass du in den letzten beiden Jahren zu lesen aufgehört habest. Das brach mir das Herz. Draußen vor dem Restaurant dröhnte der Samstagnachmittag in East Pasadena. Du bezahltest die Rechnung, dann fuhren wir mit meinem Mietwagen hinauf in das Naturschutzgebiet über Lake Avenue.

»Lass uns nach But-ter-fly Creek fahren!«

Während wir dem Trampelpfad auf den noch grünen Berg hinauffolgten, kam alles zwischen uns allmählich zur Ruhe. Du schienst so offen. Du erzähltest mir alles über dich, wie du mit zwölf beispielsweise als Junge am Rand eines Sportplatzes in den englischen Midlands auf Latein die Geschichten von großen Kaisern und Kriegen last. Du hattest dir deinen Weg in die Welt hineingelesen, genau so wie mein Ehemann. Du erzähltest mir noch mehr aus deinem Leben und davon, was du zurückgelassen hattest. Du warst so unglücklich. Emotionale Verführung. Die Sonne war sehr warm. Als du dein Hemd auszogst, schienst du mich einzuladen, dich zu berühren, doch ich hielt mich zurück. Verantwortungsbewusstes Verlangen. Du hattest die weichste, blasseste Haut, die Haut eines Außerirdischen. »Hier beginnt der Pazifik«, sagte ich. Die Landschaft auf dem Hügel erinnerte mich an Neuseeland.

Broken down kitchen at the top of the stairs.
Can I mix in with your affairs?
Share a smoke, make a joke,
Grasp and reach for a leg of hope.

Words to memorize, words hypnotize,
Words make my mouth exercise,
Words all failed the magic prize,
Nothing I can say when I'm in your thighs.

Auf dem Hügel in Pasadena gab es keine Schmetterlinge. Tritt man jedoch auf eine Lichtung hinaus, so gibt es da einen Wasserfall, und dort sagte ich dir, dass ich dich verehrte, und du sagtest oder deutetest an, dass ich dir geholfen habe, einige Dinge in deinem Leben ganz grundsätzlich zu begreifen. Und alles schien ganz genau so geschmeidig wie der Ast einer Zypresse, zerbrechlich wie ein Ei.

- 33. Im blendenden Sonnenlicht auf dem Parkplatz des Vagabond Motels fragtest du, ob ich noch einmal anrufen würde, bevor ich L.A. verließ. Vielleicht könnten wir essen gehen. Wir umarmten uns, und ich löste mich als Erste.
- 34. Sonntag, 9. April: In mein Notizbuch zu schreiben, nachdem ich Ray Johannson in Elysian Park besucht habe: Seligkeit.

35. Und also rief ich dich am Montagabend an. Ich hatte einen Flug für 22 Uhr am Dienstag gebucht. »Der Schizophrene reagiert mit Gewalt, wenn man nur irgendeinen Versuch unternimmt, ihn zu beeinflussen. Das ist deshalb so, weil ein Mangel an Ego-Schranken es ihm verunmöglicht, Identifikationsgrenzen zu setzen.« (Róheim) Der Schizophrene ist ein sexy Cyborg. Als ich dich erreichte, warst du sehr kalt, ironisch, fragtest, warum ich angerufen habe. Schwitzend legte ich auf. Doch so würde ich niemals abreisen können, ich musste es besser machen.

Ich rief noch einmal an, entschuldigte mich: »Ich – ich habe nur das Gefühl, dass ich dich fragen musste, warum du dich so distanziert angehört hast, so als glaubtest du, dich verteidigen zu müssen.«

»Oh«, sagtest du. »Ich weiß nicht. Hab ich mich defensiv angehört? Ich hab hier grade nur was in meinem Zimmer gesucht.«

Visions of you, vision of me, Things to do, things to see. This's my way to cut it up, You better wait a minute honey. Better add it up. Ich musste mich dreimal übergeben, bevor ich ins Flugzeug stieg. 36. Lieber Dick, keine Frau ist eine Insel-in. Wir verlieben uns in der Hoffnung, uns an jemandem festhalten zu können, um nicht zu fallen.

In Liebe Chris

Dick schreibt zurück

Chris beendete ihre Arbeit an *Add It Up* noch vor Ende August. Am nächsten Morgen schnitt sie sich versehentlich an einem zerbrochenen Glas. Der Schnitt hinterließ eine unebene Narbe auf ihrer Hand. Sie wusste, dass *Add It Up* der letzte Brief sein würde.

Chris schickte ihn ab, als sie aus dem Krankenhaus zurückgekehrt war. Sie wollte eine Antwort und zwar schnell, denn endlich ging es mit ihrem Film weiter, und ab September würde sie viel herumreisen. Vielleicht hatte Dick ja allein deshalb nie zurückgeschrieben, weil es ihr nicht wirklich gelungen war, ihre Gefühle für ihn entschieden genug zu formulieren? Ganz sicher würde Add It Up ihn überzeugen. Sie wartete auf seinen Brief, doch als am 4. September der Tag der Arbeit herangerückt war, hatte Dick noch immer nicht geantwortet.

Wieder einmal intervenierte ihr Ehemann Sylvère Lotringer, indem er Dick anrief und um Verständnis warb. »Immerhin musst du zugeben, dass Chris' Briefe irgendwie eine neue literarische Form darstellen. Sie sind ziemlich mitreißend.« Dick zögerte.

Am 4. September flog Chris nach Toronto, um *Gravity & Grace* ins Labor zu geben. Als sie ein paar Tage später ins Bett stolperte, nachdem sie sich um fünf Uhr morgens die letzte Nullkopie angesehen hatte, schrieb sie Dick: »Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens. « Diesen Brief schickte sie nie ab.

Sie flog ganz kurz nach L.A. zurück, bevor sie nach New York musste, wo ihr Film auf dem New Yorker Independent Feature Film Market Premiere hatte. Nach wie vor kein Wort von Dick. Erneut rief Sylvère ihn an, und diesmal versprach Dick, dass er Chris einen Brief schreiben würde.

Der Independent Feature Film Market war eine einzige Tor-

tur aus Vorführungen, Treffen, Cocktailpartys. *Gravity & Grace* lief erst am vierten Tag. Am Eröffnungstag hinterließ Dick Chris eine Nachricht, in der er um ihre Adresse bat. Er wollte ihr seinen Brief per FedEx senden. Am nächsten Tag hinterließ er ihr eine weitere Nachricht, dass sein Gast ihre Nachricht versehentlich gelöscht habe. »Diesmal habe ich ihn angewiesen, den Anrufbeantworter nicht anzufassen. Wenn du also zurückrufst, verspreche ich dir, dass ich deine Nachricht erhalten werde.«

Dicks FedEx kam vor zehn Uhr morgens am Tag von Chris' Vorführung an. Sie steckte den Umschlag in ihre Tasche und versprach sich, dass sie ihn nicht lesen würde. Doch als das Taxi in die 2nd Avenue einbog, musterte sie den Luftfrachtbrief, änderte ihre Meinung und riss ihn auf.

Darin fanden sich zwei weiße Umschläge. Einer war an sie adressiert, der andere an ihren Mann, Sylvère Lotringer. Sie öffnete Sylvères zuerst.

19. September

Lieber Sylvère,

hier ist das Buch über veränderte Bewusstseinszustände und Trance, von dem ich dir erzählt habe. Georges Lapassade schreibt auf Italienisch und Französisch, und ich vermute stark, dass dieses Buch auch auf Französisch erhältlich ist. Es ist jedoch nicht ins Englische übersetzt worden. Schau's dir an. Das andere, mysteriösere Traktat über Tarantulismus scheint momentan verschwunden zu sein. Wenn es wieder auftaucht, schicke ich es hinterher.

Ich muss mich entschuldigen, dass ich so eisern incommunicado war und nicht früher auf diese oder andere Anliegen reagiert habe. Ich wollte wirklich weder dir noch Chris irgendwelche unnötigen Schmerzen bereiten. Ein großer Teil meines Schweigens sowie der Unannehm-

lichkeiten zwischen uns lässt sich zweifellos den – so bin ich nach wie vor überzeugt – ungerechtfertigten und ungebetenen Folgen eurer Übernachtung bei mir Ende letzten Jahres zuschreiben, als der Wetterbericht angedeutet hatte, dass ihr es wohl nicht bis nach San Bernardino zurückschaffen würdet. Im Rückblick habe ich das Gefühl, dass meine Antwort auf die Briefe, die du und Kris in den vergangenen Monaten geschickt habt, absolut unmissverständlich hätte ausfallen sollen, anstatt mich für verwirrtes Schweigen zu entscheiden. Ich kann lediglich sagen, dass es mir nach wie vor im Grunde vollkommen unbegreiflich ist, dass ich nach lediglich zwei zwar angenehmen, jedoch nicht sonderlich intimen oder gar bemerkenswerten Zusammenkünften, die sich zudem im zeitlichen Abstand mehrerer Jahre ereigneten, zum Objekt einer dermaßen obsessiven Aufmerksamkeit werden konnte. Ich fand die Situation zu Beginn verblüffend, dann beunruhigend, und inzwischen bedaure ich vor allem, dass ich damals nicht den Mut fand, dir und Kris mitzuteilen, wie unangenehm es mir war, das unwissentliche Objekt dessen geworden zu sein, was du mir am Telefon vor Weihnachten als eine Art bizarres Spiel beschriebst.

Ich weiß nicht, wie es um unsere Bekanntschaft nun bestellt ist, da ihr zwei dieses Paket erhalten habt. Freundschaft ist, was mich betrifft, eine sehr empfindsame und seltene Angelegenheit, die ganz allmählich aufgebaut wird und auf gegenseitigem Vertrauen gründet, auf beiderseitigen Interessen und gemeinsamer Hingabe. Sie ist eine Beziehung, die letzten Endes so ausgelebt wird, als sei sie gewählt worden, und eben nicht als sei sie selbstverständlich oder vorausgesetzt. Sie ist etwas, das mit jedem Schritt neu verhandelt werden muss, anstatt bedingungslos verlangt werden zu können. Unter den gegebenen Umständen mag es zumindest im Moment so sein, dass von allen Seiten zu viel Schaden angerichtet worden ist für die gezielte Annäherung, die nötig wäre, wollten wir uns an die Wiederherstellung dieses Vertrauens wagen, auf dem wirkliche Freundschaft gedeiht. Gleichwohl habe ich nach wie vor den größten Respekt für deine Arbeit. Wenn wir uns begegnen, freue ich

mich, dich zu sehen und mit dir zu sprechen, und so wie du bin ich überzeugt davon, dass Kris großes Talent als Autorin hat. Ich kann jedoch nur wiederholen, was ich bereits gesagt habe, wann immer das Thema in einem Gespräch mit dir oder Chris aufkam: Ich bin im Gegensatz zu euch nicht der Meinung, dass mein Recht auf Privatsphäre diesem Talent geopfert werden muss.

Grüße Dick

Ein merkwürdiger Zufall. Sylvère war mit Georges Lapassade bereits vertraut. Sylvère kannte Lapassade sogar sehr gut. 1957 war der Trance-Meister Lapassade an der Sorbonne in Paris gewesen, um dort eine Frühform des Psychodramas zu praktizieren. Unter den verwirrten Freiwilligen befand sich ein Erstsemester-Student mit dem Namen Sylvère Lotringer, der darauf wartete, die Schule im kommenden Jahr zu verlassen, um mit der französischen Mouvement einen zionistischen Kibbuz in Israel zu führen. Georges Lapassade war fasziniert von diesem ambitionierten jungen Menschen, der keinerlei persönliche Ambitionen hatte.

Die therapeutische Rhetorik handelt vom Glauben an die persönliche Entscheidungsfähigkeit. Bis dahin hatte Sylvère nie gedacht, dass er die Möglichkeit zu überhaupt irgendeiner Entscheidung habe. Georges Lapassade schlug Sylvère das Undenkbare vor: dass er nicht nach Israel gehen und stattdessen die zionistische Mouvement verlassen solle. Unter Anleitung Lapassades schrieb Sylvère einen formellen Resignationsbrief an seine Genossen, die seit seinem zwölften Lebensjahr zu seiner erweiterten Familie gehört hatten. Und so ging er dann nie nach Israel, sondern studierte weiter.

Das Taxi näherte sich der Houston Street. Hektisch öffnete

Chris den Umschlag, der an sie adressiert war, und begann zu lesen. Es handelte sich um eine Kopie von Dicks Brief an Sylvère.

Unter dem Gewicht dieses Briefs rang sie nach Luft und stieg aus dem Taxi und zeigte ihren Film.

Erste Auflage Berlin 2017

Copyright dieser Ausgabe und der deutschen Übersetzung: © MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH 2016. MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH Göhrener Str. 7 | 10437 Berlin info@matthes-seitz-berlin.de

Titel und Copyright der englischsprachigen Originalausgabe: *I Love Dick* © 1997, 2006 Chris Kraus.

Die Originalausgabe erschien 1997 bei Semiotext(e), Los Angeles. Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Berlin, nach Vorlage der britischen Ausgabe bei Serpent's Tail, London 2015. Satz: Hermann Zanier, Berlin Schrift: Coranto 2 von Gerard Unger Druck und Bindung: Pustet, Regensburg Printed in Germany

www.matthes-seitz-berlin.de ISBN 978-3-95757-364-3

Tomas Espedal

BIOGRAFIE, TAGEBUCH, BRIEFE

Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel

»Espedals Leben ist tatsächlich wild, da wird getrunken, gefickt und geschlagen.« — Politiken

Ein Buch wie ein Vermächtnis. Tomas Espedal schreibt in seinem bislang intimsten Buch über die Orte, an denen er lebte, die Frauen, die er begehrte, die Gesichter derer, die er als junger Boxer zertrümmerte, die Bücher, die er las, und über die Liebe zu seiner sterbenden Mutter. Espedal lotet die Grenzen von fiktionalem und autobiografischem Schreiben aus:

In jedem der in sich eigenständigen Texte »Biografie«, »Tagebuch« und »Briefe« gibt er schmerzvoll preis, wie er wurde, was er ist, bis am Ende der Schriftsteller über die Privatperson siegt.

circa 300 Seiten, Halbleinenband mit halbhohem Schutzumschlag € 25,00 [D] | € 25,70 [A] | sFr 31,60 Erscheint im April 2017 ISBN 978-3-95757-367-4

